THE LIBRARY OF CONGRESS

Savonarola.

Ein Gedicht

von

Nicolaus Lenau.

LIBRARY OF CONGRESS
CITY OF WASHINGTON

Stuttgart und Augsburg.
J. G. Cotta'scher Verlag.
1859.

PT2393
.S2
1859

Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und Augsburg.

Inhalt.

	Seite
Die Entweichung	3
Die suchende Mutter	7
Der Brief	10
Der Eintritt in's Kloster	16
Die Novizen	21
Die Wanderer	27
Weihnacht	34
Mariano	51
Die Antwort	63
Der Tod Lorenzo's des Erlauchten	84
Tubal	108
Die Entscheidung	123
Der Trost	137
Das Gelage	144
Die Bestattung	157
Vater und Sohn	161
Die Pest	167

Seite

Der Bann 185

Der Papst und Mariano 198

Die Verhaftung 204

Alexanders Freude 215

San Marco 220

Die Tortur 223

Ceccone 241

Sein Tod 250

Savonarola.

Vocati sumus ad militiam Dei vivi.

Tertullianus ad Martyres c. 3.

Die Entweichung.

„Wo sich Girolamo verspätet?
Gewitter droht die schwüle Nacht:
Ob er noch jetzt im Walde betet,
Nicht hat auf Stund' und Wetter Acht?

Komm, Nicolo, hinaus, wir wollen
Den Sohn erwecken aus dem Traum.
Siehst du den Blitz? hörst du es rollen?
Gewiß, er kniet an seinem Baum!"

So sprach die Mutter mit Verzagen;
Der Vater ruhig, heiter spricht:
„„O laß ihn knien, die Blitze schlagen
Den Baum, wo Einer betet, nicht.

Der Himmel badet mit Erbarmen
Die Wurzel jedem Baum und Busch,
Wie Jesus einst den müden Armen
Herabgeneigt die Füße wusch.

Die Frühlingsnacht mit Wetterschlägen
Durchzuckt die Erde frisch und froh;
Und himmlischer Gedankensegen
Strömt nieder auf Girolamo.

Wohl hört er nicht den Donner ziehen,
Und nicht der Stunde leisen Schritt;
Er mag am Baume länger knieen,
Weil der nun blüht und betet mit.

Bald aber wird er, heimgekommen
Aus seinem dunkeln Waldrevier,
Was er Geheimes dort vernommen,
Begeistert sagen dir und mir.

Er that's in mancher schönen Stunde,
Und nie mein Herz das Glück vergißt,
Zu hören aus des Kindes Munde
Die Sprache, die das Leben ist.

Ich glaub' es nicht, o Weib, doch webe,
Wenn je aus deinem Herzen schwand,
Wie der Gezeugte unsrer Ehe
Uns mit dem Schöpfer süß verband.

Oft aus den Waldeseinsamkeiten,
Des Denkers liebstem Aufenthalt,
Kam er zurück, uns fortzuleiten
In einen andern, tiefern Wald;

In jenen Wald voll Balsamkühle
Und ewig grün: die Schrift des Herrn,
Wohin aus banger Lebensschwüle
Gekränkte Wandrer flüchten gern.

Dann rauſcht uns Troſt, dann duftet Hoffen
Im heil'gen Walde jeder Strauch,
Von ſeines Auges Strahl getroffen,
Erregt von ſeines Mundes Hauch.""

Doch kann kein Wort zur Ruhe legen
Die Angſt der Mutter um ihr Kind,
Denn draußen ſtürzt ein wilder Regen,
Gewitter tobt, es heult der Wind.

Die Nachbarn rufen Litaneien,
Den Baum am Fenſter bricht der Sturm,
Die Glocken in Ferrara ſchreien
Die Angſt der Stadt von jedem Thurm.

Die ſuchende Mutter.

Die Nacht vorüber und im Oſten
Hellſtrahlend auf die Sonne gebt,
Der Donner und der Sturm vertosten,
Die Luft voll Duft und Liedern webt.

Der Himmel mit den Lenzgewittern
Der Erde wohl zum Herzen drang,
Weil ihr von allen Zweigen zittern
So ſüßer Duft und Morgenſang.

An Helena vorübergleiten
Des Waldes Hauch und Freudenton,
Sie ſpäht und ruft in alle Weiten
Umſonſt nach dem verlornen Sohn.

Schnell zu des Walds geheimſten Stämmen
Die ſorgenvolle Mutter dringt,
Wo Fels und Strom die Schritte hemmen,
Am wirrſten ſich der Strauch verſchlingt.

Nicht ſchreckt ſie nun der Räuberrotte
Weithin verrufner Hinterhalt,
Sie ſchreitet durch die dunkle Grotte,
Durchforſchend jeden Felſenſpalt.

Raſtlos bis zu der Sonne Neigen
Fragt ſie umher nach ſeiner Flucht,
Sie ruft den Straßen und den Steigen:
„Ihr Trägen, macht euch auf und ſucht!“

Oft wenn ſie auf entfernten Wegen
Herſchreiten einen Wandrer ſieht,
Dem winkt ſie, eilt ſie froh entgegen,
Bis ihrem Aug' die Täuſchung flieht.

Dann zürnet sie des Manns Geberden,
Und jedem Zug im Angesicht,
Daß sie je näher, fremder werden,
Daß dieß sein theures Antlitz nicht.

Sie ruft hinaus in offne Felder:
„Mein lieber Sohn! wo bist du? wo?“
Und in die Wildniß dunkler Wälder:
„O komm zurück, Girolamo!“

Wie einen Stein das Meer, verschlinget
Das weite Feld den bangen Schall,
Und nicht den Sohn der Wald ihr bringet,
Nur seines Namens Wiederhall.

Der Brief.

Ermüdet von verlornen Wegen,
Die sie geirret ohne Ruh,
Und von des Herzens bangen Schlägen,
Geht Helena dem Hause zu.

Der Vater harret an der Thüre,
Er sieht sie kommen bleich und matt,
Und eilt, daß er sie stützend führe,
Und reicht ihr eines Briefes Blatt:

„Siehst du, es darf der Sturm nicht rauben
Dem Baum des Herrn sein grünstes Reis;
Die Furcht war stärker als dein Glauben."
So spricht sein schonender Verweis.

Hinſinkend in des Stuhles Lehnen,
Hält ſie das Blatt im Dämmerſchein
Und ſeufzt die Worte unter Thränen:
Nun iſt er fort, und nicht mehr mein!

„Nun iſt er fort, doch unverloren.
O Weib, ſey deines Sohnes werth!
Du haſt ihn nicht für dich geboren:
Getroſt, wenn ihn der Herr begehrt!

Zeit iſt's, daß du dem Sohn entſageſt
Und das Geräth der Mutterpflicht
Demüthig brecheſt und zerſchlageſt:
Der Streiter Gottes braucht es nicht.

Der Brief wird deinen Kummer heilen,
Daß du frohlockſt und nimmer klagſt:
Ich will dir leſen ſeine Zeilen,
Weil du es nicht vor Weinen magſt:

„„O Vater, Mutter, Gott befohlen!
Ihr Lieben, seyd nicht trübgemuth,
Daß ich so plötzlich und verhohlen
Entwichen eurer treuen Hut.

Ich zog von euch mit bittern Schmerzen,
Ich kämpfte lang, bis ich's vermocht,
Denn lange hat im Kindesherzen
Der bange Zweifel mir gepocht.

Schon seyd ihr alt, es naht die Stunde,
Wo ihr zum Tode schlafet ein;
Nicht aber wird aus eurem Munde
Der letzte Hauch ein Kuß mir seyn.

Ich werde nicht euch hinbegleiten
Des Weges kahlen, kühlen Rest;
In eures Alters Einsamkeiten
Vergebt, daß euch das Kind verläßt!

Mein Geiſt in ſchlummerloſen Nächten
Durch dieſe Welt zu Gott ſich rang,
O zeige mir den Weg, den rechten!
Fleht' ich zu Jeſu heiß und bang.

So kniet' ich letzte Nacht im Haine,
Umbraust vom wilden Donnerflug,
Gebadet im Gewitterſcheine,
Und betete und frug und frug:

O Gott! ſoll ich der Welt entweichen,
Und dem was lieb mir in der Welt,
So gib, o Herr, mir jetzt ein Zeichen,
Daß du zum Streiter mich beſtellt!

Da ſchlug der Blitz den Baum in Splitter,
Dran ich gelehnt, ich blieb geſund!
Mich ſchlug der Strahl zu Gottes Ritter,
Auf ewig ſteht der ernſte Bund.

Und jeden Tropfen meines Blutes,
Und meines Geistes letzte Kraft
Trag' ich zum Kampf, voll frohen Muthes,
Bis mich der Tod von hinnen rafft.

Ich wandre fort im Morgenrothe;
Wie sich der Tag im Osten schwingt,
So glüht mein Muth im Kampfgebote
Und all mein Herz zum Himmel dringt!""

Schon wird es Nacht, die Sterne scheinen
Des Flüchtlings Eltern in's Gemach;
Die Mutter steht mit stillem Weinen,
Und sinnt dem Brief des Sohnes nach.

Und sie versinkt in düsterm Traume,
Es bebt der Brief in ihrer Hand,
Wie's letzte Blatt am dürren Baume,
Dem all sein Schmuck und Reichthum schwand.

Sie spricht: „Die Kirche feiert heute
Dem Märtyrer Georg das Fest.
Weh mir, wenn ich sie richtig deute,
Die Ahnung, die das Herz mir preßt!“

Der Vater lehnt am Fensterrahmen,
Das Herz voll Freud' und Zuversicht,
Ein feierliches: „Amen! Amen!“
Ruft er hinauf zum Sternenlicht.

Der Eintritt in's Kloſter.

Der auserkorne Gottesbote
Die Straße nach Bologna zieht,
Raſtlos, bis er im Abendrothe
Die Thurmeskreuze funkeln ſieht.

Er möchte ſeinen Schritt beſchwingen,
So ſehnſuchtsfroh das Herz ihm ſchlug,
Als er Bologna's Glocken klingen
Herüber hört' im Windeszug.

Schon pocht er an mit frommem Worte
Am Kloſter Sanct Dominicus,
Und aufgethan wird ihm die Pforte
Mit einem gaſtlich milden Gruß.

Ein hoher Greis mit weißen Haaren,
Begießend sorglich jedes Beet,
Der Prior unter Blumenschaaren
Im Garten auf und nieder geht.

Der Bäume Wipfel säuselnd beben
In schon versunkner Sonne Licht,
Und ein vergangnes frommes Leben
Erhellt des Priors Angesicht.

Und sinnend ruht der Blick des Alten
Auf seinem reichen Blumenflor,
Auf all den lieblichen Gestalten,
Die still und sanft sich drängen vor.

Und leise trat zum Klostergarten
Savonarola jetzt herein,
Ehrfürchtig schweigend im Erwarten,
Bis selbst der Greis gewahre sein.

Wie weiſe Alte gerne pflegen,
Daß ſie nicht laſſen ihren Schritt
Sich ſtören auf Gedankenwegen,
Und lieber ziehn den Andern mit;

So hat nach freundlichem Willkommen
Auch ſeinen Gaſt der Prior gleich
Vergnügt und herzlich mitgenommen
In ſein geliebtes Blumenreich:

„An Blumen freut ſich mein Gemüthe,
Und ihrem Räthſel lauſch' ich gern,
Die uns ſo nah mit Duft und Blüthe,
Und durch ihr Schweigen doch ſo fern.

Wenn ich durch ihre ſchmucken Reihen
In Abendkühle wandeln geh',
Und oft in ſüßen Träumereien
An einer Gruppe ſinnend ſteh',

So ist mir schon zu Sinn geworden,
Es lagre unterm Himmelszelt
Der große reiche Blumenorden,
Ein weites Kloster, durch die Welt.

Ob sie nicht in Gelübden leben? —
Sind nicht die Blumen keusch und rein?
Der Armuth hold und treu ergeben,
Vergnügt bei Thau und Sonnenschein?

Gehorsam springen sie vom Bette,
Wenn sie die Frühlingshora ruft,
Und eilen in die große Mette,
Zu bringen ihren Opferduft."

Er sprach's, indessen dicht und leise
Ein Heer von Blüthen niedersank,
Auf Stirn und Hand dem frommen Greise
Zu küssen ihren stillen Dank.

Nun kehrt mit forschendem Betrachten
Zu seinem Gast der Prior sich:
O Jüngling, welche Wünsche brachten
In unsre ernsten Mauern dich?

Der Jüngling, neigend sich bescheiden,
Also des Herzens Wünsche nennt:
Mein Bitten ist, mich einzukleiden
Zu eurem heiligen Convent.

Und den Gelübden, jenen dreien,
Die fromm den Blumen lieh dein Scherz,
Will ich mich unerschüttert weihen
Bis in den letzten Todesschmerz. —

Der Greis vertieft sich, frohbetroffen,
In seines Gastes Angesicht,
Und ahnet, daß ein großes Hoffen
Der Welt aus diesen Zügen bricht.

Die Novizen.

Ein Bund, im Rosenzelt geflochten,
Bei Sternenklanz und Becherklang,
Als Wort und Wein und Blüthen pochten
An's Herz, und Nachtigallensang;

Der mag verschwinden und vergehen
Mit seinen Lenzgenossen bald,
Wie's Blatt vom Strauch, vom Herzen wehen,
Verhallen, wie ein Lied verhallt.

Der Strauch hat neue Rosentriebe,
Hat Nachtigallen, jung und neu;
Das Herz berauscht die neue Liebe,
Und nur die Sterne blieben treu. —

Ein Bund, im Schlachtgefild geschlungen,
Der stumme Feuerblicke tauscht,
Von wildem Waffentanz umrungen,
Und rings von Heldentod umrauscht,

Ist schön! doch mit dem Kampfestosen
Ein solcher Bund wohl auch verweht,
Wenn weiter auch, als unter Rosen,
Das Herz in Schlachten offen steht. —

Der Bund allein wird lange dauern:
Wenn froh in Gottes Angesicht
Zwei Herzen an einander schauern;
Der überwährt das Sternenlicht.

So haben sich zum Freundschaftsbunde
Girolamo, Domenico
Vereint in gottgeweihter Stunde,
Mit der die Treue nicht entfloh.

Sie saßen traulich in der Zelle,
Und als im Sonnenuntergang
Verschied die letzte Tageshelle,
Zugleich ihr letztes Wort verklang.

Sie haben ernst und lang gesprochen
Vom Prager Hieronymus;
Wie eine Welt von Qual gebrochen
Am unerschütterlichen Huß.

Wie diese Freunde, Gotteshelden,
Die Macht des Todes übermannt,
Wie sie, das Wort des Heils zu melden,
So freudenvoll den Leib verbrannt. —

Die Jünglinge, das Antlitz neigend,
Sind jetzt verstummt mit einemmal,
Sie sitzen beide starr und schweigend,
Der Welt entrückt und ihrer Qual.

Verschlossen ist das Aug, verhangen
Das Ohr, wie tief in Schlafesruh;
Nun ist die Seele fortgegangen,
Sie schloß des Hauses Pforten zu.

Im tiefen Walde der Betrachtung
Die ferne Seele nun verweilt,
In jener heiligen Umnachtung,
Wo jede Sehnsucht wird geheilt.

Laßt euch den heil'gen Wald umranken!
O schweiget, schweiget, daß kein Wort
Die flücht'gen Rehe, die Gedanken,
Vom Quelle Gottes scheuche fort! — —

So saßen lange die Genossen,
Das Angesicht herabgebückt,
Das Auge wie vom Tod geschlossen,
Betrachtend und der Welt entrückt.

Sie hören nicht, wie vor der Zelle
Der Garten rauscht, der Vogel singt,
Sie hören nicht, wie schon das helle
Glöcklein Ave Maria! klingt.

Und die Vertieften auch nicht hören
Im Kreuzgang jetzt des Priors Schritt,
Und wie er, mahnend aufzustören,
Herein zu den Novizen tritt.

Die Brüder störend aufzuregen
Aus stiller Andacht, kümmert ihn;
Doch Alle ruft zum Abendsegen
Die strenge Klosterdisciplin.

Erst als er ihnen seine Hände
Sanftrüttelnd um die Stirne schlang,
Daß er zurück die Seelen wende
Von ihrem fernen Abendgang,

Erwachten sie, zusammenschauernd,
Aus der Betrachtung stillem Glück;
Denn aus der Heimath schrickt bedauernd
Das Herz in diese Welt zurück.

Da fassen liebend sich die Beiden:
„Unwandelbar auf Gottes Spur!
Dein Freund, getreu in Kampf und Leiden!“
So strahlt in ihrem Aug der Schwur.

Die Wanderer.

Schon hat die Prieſterweih' empfangen
Girolamo; aus ſeinem Mund
Viel ſegensreiche Worte klangen;
Er reift in Gott mit jeder Stund.

Ein Wunſch durchglüht ſein ganzes Leben,
Sein Trachten immer, überall
Iſt nur, die Kirche zu erheben
Von ihrem ungeheuren Fall.

Er ſpricht die Sehnſucht vieler Herzen
Gewaltig aus von Ort zu Ort;
Es haben ihre bange Schmerzen
Gelüftet ſich in ſeinem Wort.

Er raſtet nimmer, zu verkünden
Der Kirche Noth und Hülfeſchrei;
Und ſeine Pfeile ſcharf empfinden
Der Papſt und ſeine Kleriſei.

Eifrig geweiht dem Pred'gerorden,
Vergieng ihm ſeines Lebens Lenz.
Girolamo iſt Prior worden
Im Marcuskloſter zu Florenz.

Domenico an ſeiner Seite
Zieht fort mit ihm die rauhe Bahn,
Dem Helden im verwegnen Streite
Als treuer Knappe zugethan. — —

Die Sonne im Gebirge ſinket,
Des Himmels letzter Purpurſtrahl
Das Erdendunkel flüchtig ſchminket,
Und Nebel ſchleichen durch das Thal.

Die Winternacht mit kalten Schauern
Und Regen kommt, kein Sternlein scheint;
Doch haben Jäger, Werkner, Bauern
Zum Wanderzuge sich vereint.

Von allen Bergen in der Runde
Erscholl beim Sonnenuntergang,
Als Gruß und Ruf der Wanderstunde,
Ein freudenheller Chorgesang.

Nach Tagesmüh'n die Glieder dehnen
Will sonst der müde Erdengast;
Was treibt die Wandrer für ein Sehnen,
So spät mit schlummerloser Hast?

Sie eilen fort, sie ruhen nimmer,
Die ganze Nacht durch Stein und Moor;
Es gilt, beim ersten Morgenschimmer
Zu harren an des Domes Thor.

Wenn dürstend eine Karawane
Hinaus in alle Wüste lauscht,
Und jetzo meint, in frohem Wahne,
Zu hören wie die Quelle rauscht;

Wie eilen dann die Heißen, Matten,
Belebt vom süßen Windestrug!
Bis endlich in Oasenschatten
Die Quelle tränkt den müden Zug:

So sputen sich auf dunkeln Wegen
Die vom Gebirge, meinend schon,
Es rausch' und kling' in Wind und Regen
Girolamo's ersehnter Ton;

Sein Wort, das Gottes Macht verkündet,
Sein Wort, das tausend Blitze rafft
Und sie zur Flammenruthe bindet
Und auf die Sünder niederstraft;

Sein Wort, das in geheimſte Falten
Der Herzen Funken Gottes weht,
Daß oft bei ſeinem mächt'gen Walten
Das ganze Volk in Feuer ſteht.

Sie hören in den Finſterniſſen,
Wie es gewaltig brauſt herab,
Daß Frevlern aufwacht das Gewiſſen
Und heulend ſpringt aus ſeinem Grab.

Doch auch ſein Wort als Friedenskunde,
Das ſeligend zum Herzen fließt,
Und dem aus tiefſter Herzenswunde
Die Liebe und die Freude ſprießt. —

Und als die Nacht vorbeigedunkelt,
Als durch zerriſſ'nen Wolkenflor
Die Sonne freudig ſtrahlt und funkelt,
Stehn ſie gedrängt am Kirchenthor.

Da fällt die frische Morgenhelle
Auf manches bleiche Angesicht,
Und von den Wandrern an der Schwelle
Jetzt mancher matt zusammenbricht.

Der Hagel schlug in diesen Zeiten
Toscana's Feld mit Hungersnoth,
Und mancher von den Wandersleuten
Aß lange keinen Bissen Brot.

Schon eilen, wie zum Freudenfeste,
Viel Bürger von Florenz heran,
Mit guter Kost die müden Gäste,
Mit süßem Weine zu empfahn.

Die Luft erschallt von Freundesworten,
Man reicht sich brüderlich die Hand,
Die fremde Schaar aus fernen Orten
Herberg in trauter Liebe fand.

Sind auch die Aehren nicht gerathen
Am Feld, von Schauer heimgesucht;
So blieben doch die Herzenssaaten
Girolamo's nicht ohne Frucht.

Weihnacht.

Des Domes Thor ist aufgegangen;
Nicht aber Allen wird gestillt
Der Quelle durstendes Verlangen,
Die heute von der Kanzel quillt.

Altaresstufen, Bilderblenden
Sind vollgedrängt, die Sacristei,
Die Standgerüste an den Wänden,
Noch immer strömt das Volk herbei.

Girolamo hat nun betreten
Die Kanzel, kniet in Andacht still,
Von Gott die Kraft herabzubeten
Dem Worte, das er sprechen will.

Nun steht der Fromme aufgerichtet,
Sein Aug' am Volke segnend ruht,
Sein edles Antlitz ist durchlichtet
Von Liebesmacht und Kampfesmuth. —

Wenn Vögel ihren Sang beginnen,
Wenn schöner Frühlingsmorgen tagt,
Erglühn zuerst des Berges Zinnen,
Der hoch, der himmelnächste, ragt;

Von seinen Zinnen fließt allmählig
Der Morgenstrahl zur Schlucht herein,
Bis endlich aufglänzt licht und selig
Das ganze Thal im Sonnenschein:

So ist vom Antlitz dieses Frommen,
Als er zum Volk begeistert spricht,
Der helle Strahl herabgekommen,
Und glüht auf jedem Angesicht. —

O daß der Strahl, der gottesklare,
Erlischt und flieht, der Zeiten Raub!
Girolamo! dreihundert Jahre
Sind nachgeflogen deinem Staub!

Komm, segne mich mit deiner Nähe,
Und segne meines Liedes Klang,
Daß ich dein großes Herz verstehe,
Und nicht verletze im Gesang!

Laß weihend in die Seele fallen
Von jenem Strahl mir einen Schein,
Und laß ein leises Wiederhallen
Mein Lied von deinem Worte sein!

„Die Zeit des Mitleids und der Güte,
Das ist die stille, kühle Nacht,
Wenn über die versengte Blüthe
Mit seinem Thau der Himmel wacht.

Die Zeit des Mondes und der Sterne,
Das ist die ungestörte Zeit
Des Heimwehs nach der stillen Ferne
Aus diesem Thal voll Schmerz und Streit.

Und war dein Herz am heißen Tage
Auch mit den Brüdern wild und rauh,
So kühlt es dir zu milder Klage
Die Nacht mit ihrem Thränenthau.

Dann kehrt zu seinem Heiligthume
Das sturmverschlagne Herz — und glaubt;
Dann richtet die geknickte Blume
Der Liebe auf ihr müdes Haupt.

Dann drängt es dich, den Haß zu heilen,
Der kränkend deine Seele traf,
Und schnell zum Feinde hinzueilen
Und ihn zu wecken aus dem Schlaf,

Und dem Erstaunten und Gerührten
Zu sagen, daß den herben Groll
Die Thränen dieser Nacht entführten,
Und daß er auch dich lieben soll.

Wenn Nachts im Wald die Vögel schweigen,
Und wenn das Wild im Dickicht ruht,
Und wenn kein Windhauch in den Zweigen,
Dann hörst du einsam nur die Flut;

Du siehst den Quell zu Thale rinnen,
Er schimmert hell im Mondenschein,
Du denkst: „Ich muß wie er von hinnen,
Wär' ich wie er, so hell und rein!"

„Er treibt auf Erden seine Wogen
Und eilt in's heimathliche Meer,
Und ist, wie er einst ausgezogen,
So rein bei seiner Wiederkehr!"

Und wenn du Nachts am Waldesquelle
Dein ſinnend Haupt wehmüthig ſenkſt,
Und bei der klaren Silberwelle
An deinen trüben Wandel denkſt;

Was kann die Trauer dir bezwingen
Im ſtillen Wald am Quell, ſo klar?
Was hörſt du aus den Waſſern ſingen
Für Lieder, tröſtend wunderbar?

Was hat den Balſam deiner Wunde,
Und deinem Schmerze Ruh gebracht?
Es iſt die ſüße Friedenskunde
Aus einer längſtvergangnen Nacht.

O Nacht des Mitleids und der Güte,
Die auf Judäa niederſank,
Als einſt der Menſchheit ſieche Blüthe
Den friſchen Thau des Himmels trank!

O Weihnacht! Weihnacht! höchste Feier!
Wir fassen ihre Wonne nicht,
Sie hüllt in ihre heil'gen Schleier
Das seligste Geheimniß dicht.

Denn zöge jene Nacht die Decken
Vom Abgrund uns der Liebe auf,
Wir stürben vor entzücktem Schrecken,
Eh wir vollbracht den Erdenlauf. —

Der Menschheit schmachtendes Begehren
Nach Gott; die Sehnsucht, tief und bang,
Die sich ergoß in heißen Zähren,
Die als Gebet zum Himmel rang;

Die Sehnsucht, die zum Himmel lauschte
Nach dem Erlöser je und je;
Die aus Prophetenherzen rauschte
In das verlass'ne Erdenweh;

Die Sehnſucht, die ſo lange Tage
Nach Gotte hier auf Erden ging
Als Thräne, Lied, Gebet und Klage:
Sie ward Maria — und empfing.

Das Paradies war uns verloren,
Uns blieb die Sünde und das Grab;
Da hat die Jungfrau Ihn geboren,
Der das verlorne wiedergab;

Der nur geliebt und nie geſündet,
Verſöhnung unſrer Schuld erwarb,
Erloſchne Sonnen angezündet,
Als er für uns am Kreuze ſtarb.

Der Hoheprieſter iſt gekommen,
Der lächelnd weiht ſein eignes Blut,
Es iſt uns der Prophet gekommen,
Der König mit dem Dornenhut. —

Kennt ihr den Strauch im Waldesgrunde?
Kein Blümlein blüht in seiner Näh:
Kein Vogel singt in seiner Runde,
Den Wandrer faßt ein dunkles Weh!?

Wohl stürbe gern in seinem Grame
Der Strauch, der jene Dornen trug;
Doch muß in alle Welt sein Same
Fortwandern mit dem Windesflug.

Nach seines Fluches altem Brauche
Geht Ahasver noch auf und ab,
Und bricht sich von dem Dornenstrauche
Alljährlich seinen Wanderstab.

Der Strauch — das ist das Finsterkalte
In der Natur, das nur versehrt;
Und Ahasver — das ist der alte
Unglaube, der stets irrefährt. — —

Naturvergöttrer! ihr Geäfften
Des Wahnes, wollt in Sumpf und Riet
Den Irrwisch an den Leuchter heften;
Er leuchtet nur, indem er flieht!

Allgöttler! eures Gottes Glieder
Streift hier vom Baum der Wintersturm;
Dort schießt den Gott ein Jäger nieder;
Hier nagt er selber sich als Wurm.

Als Tabernakel, voll Rubinen
Und Perlen, mit dem Sacrament,
Mag euch des Tigers Rachen dienen,
Der brüllend durch die Wüste rennt.

Und die Kinnlade eines Haien
Für euch als Bundeslade paßt,
Das Mordgebiß in Stachelreihen
Das heilige Gesetz umfaßt.

Und euer Engel, dessen Zeichen
Die Todten auferstehen ruft,
Ist die Hyäne, wenn sie Leichen
Bei Nacht aufwühlt aus ihrer Gruft! —

Noch immer lebt der alte Jude,
Durchflucht die Welt mit Saus und Braus;
Die Kirch' ist seine Gräuelbude,
Er läßt den Herrn nicht in sein Haus.

Und wo er trifft auf seinen Gängen
Die Wandrer mit der Kreuzeslast,
Muß er sie höhnen und bedrängen,
Weil er das Reich der Liebe haßt.

Geht hin nach Rom und hört die Mette
Zur Weihnachtsfeier, schaut euch an
Die Priester auf entweihter Stätte,
Mit Goldgewändern überthan.

Dort brennen tausend helle Kerzen,
Die Orgel dröhnt, es tönt Gesang:
Doch kalt und finster sind die Herzen,
Zerriss'ne Glocken ohne Klang.

O seht die thierischen Gestalten,
Wie am Altare dort und hier
Hantirend sie die Hände falten,
Zum Himmel blicken fremd und stier!

Der Eine liest, die Augen rollend,
Die Mess' in ungeduld'ger Hast,
Und dem Evangelisten grollend,
Daß er nicht kürzer sich gefaßt.

Ein Zweiter denkt mit heißer Stirne
Bei der Epistel an den Brief,
Der ihn zu einer schmucken Dirne
Für diese heil'ge Nacht berief.

Ein Andrer hört aus den Gesängen
Halloh! Gebell und Jägerhorn;
Er sieht den Hirsch im Walde sprengen,
Sein Herz fliegt nach durch Busch und Dorn.

Ein Andrer träumt in Spielgemächer
Sich an den Goldtisch, nimmersatt,
Er schwingt den Kelch wie Würfelbecher,
Die Hostie wie ein Kartenblatt.

Die Ceremonie wird als Fratze
Gedankenlos nun ausgekramt;
Ein Affe, sie mit Kopf und Tatze
Tiefsinnige Geberden ahmt.

Und die Gemeinde, geistverlassen
Und herzverödet, drängt und gafft
Und sucht mit Wort und Wink zu fassen
Die Beute frecher Leidenschaft.

Schamlos geputzte Weiber schwirren
Umher im Tempel ohne Ruh,
Und lasterhafte Männer girren
Den Weibern süße Worte zu.

Der Fromme geht, die Brust voll Klage,
Aus solcher Kirchenschänderei;
Ihm thut sein Herz die düstre Frage:
Ist es mit Christus denn vorbei?

Ist dies ein Fest, daß er geboren,
Der wiedergab das Paradies?
Ist dies ein Fest, daß er verloren,
Und uns, ein schöner Traum, verließ?

Doch sollt ihr nicht dem Kummer glauben:
Kein Wort des Heilands wird verwehn;
Gott läßt sich seine Welt nicht rauben,
Und seine Kirche wird erstehn.

Ob euren modernden Gebeinen
Wird dann hinwandeln eine Schaar
Von Prieſtern, wahren, frommen, reinen,
Und würdig dienen am Altar.

Die Herzen werden ſich verſöhnen
Einſt unter Einem Freudenzelt,
Und die Natur wird ſich verſchönen,
In Liebe athmen wird die Welt.

Die Herzen werden ſich verbünden,
Sich bringen jeden Gottesgruß,
Von Bruſt in Bruſt hinübermünden
Wird, Gott entſtrömt, ein Freudenfluß.

Und finden werden ſie gemeinſam
Den Weg, das Leben und das Licht,
Was Keiner kann erringen einſam,
Der nur ſich ſelber Kränze flicht.

Zugvögel sammeln sich in Schaaren,
Wenn sie empfinden in der Luft
Ein süß geheimes Offenbaren
Des Frühlings, der nach Süden ruft.

Vereinigt trotzen sie den Winden,
Daß keiner sie der Bahn entführt;
Vereinigt schärft sich ihr Empfinden,
Das in der Luft den Süden spürt.

So werden sich die Seelen einen
Im gleichen Geist und Glaubenszug,
Daß sie nach ew'gen Frühlingshainen
Vollbringen ihren Wanderflug.

So wird sich finden einst hienieden
Der Kirche traulicher Verein,
Wo Licht und Stärke, Freud' und Frieden
In Christo Allen wird gemein.

Ja! endlich wird die Stunde schallen,
Wo jener Strauch nur Rosen bringt,
Und wo ein Chor von Nachtigallen
Auf seinen sanften Zweigen singt.

Dann liegt der Stab des Abgemühten
Zerbrochen auf dem grünen Rain;
Dem Strauch zu Füßen, unter Blüthen
Wird Ahasver begraben sein.

Mariano.

Savonarola ist gefährlich
Der Papst- und Mediceermacht,
Weil er das Licht der Wahrheit ehrlich
Der Sünde streckt in ihre Nacht.

Die Fackel strahlt in tiefste Klausen;
Weh euch, wenn's Volk da unten sieht,
Aufspringend mit Abscheu und Grausen,
Vor welchen Göttern es gekniet!

Mariano aber ist der Rechte;
Der Augustiner gar geschickt
Sein feines, buntes Truggeflechte
Den Blöden um die Augen strickt.

„Geh hin und ſchlage dieſen Schwärmer
Mit des Verſtandes blankem Schwert,
Schaff' mir vom Leib den wilden Lärmer,
Der mir an meinem Mantel zerrt!

Erkämpfſt du ſieghaft mir den Frieden,
So biſt du mir vor Allen lieb,
Der kühnſte Wunſch ſey dir beſchieden!"
Alſo der Papſt Mariano trieb.

Der hat die Kanzel heut beſtiegen
Am Feſte Himmelfahrt und rafft,
Savonarola zu beſiegen,
Zuſammen ſeine ganze Kraft.

Bevor Mariano läßt erſchallen
Der Predigt das Exordium,
Blickt er mit großem Wohlgefallen
Erſt in der Kirche rings herum.

Es ſchwelgt ſein Auge in den Ehren,
So Viele lauſchten ihm noch nie:
Der Fürſt, die Gonfalonieren,
Der Adel und die Signorie.

Sie harren Alle ſeiner Rede,
Es horcht das Volk, gedrängt und dicht,
Wie er beſtehen mag die Fehde,
Was heute Mariano ſpricht.

Mariano! feiner Redemeiſter!
Sieh zu, daß du den Feind beſiegſt!
Mariano, tummle deine Geiſter,
Daß du nicht ſchmählich unterliegſt!

Laß deinen Cicero erſchallen!
Laß klingen den Virgilius!
Laß Platons Geiſt vorüberwallen
Mit ſeinem tiefen Zaubergruß!

Laß Ariſtoteles ertönen,
Der die Gedanken ſpaltend mißt
Vom Wahren, Guten und vom Schönen,
So fein, daß ſie das Herz vergißt!

Schon haſt du ſie heraufbeſchworen,
Und Viele hören dich entzückt,
Denn claſſiſch rauſcht's um ihre Ohren,
Sie ſind der Gegenwart entrückt;

Sie ſind der Gegenwart entriſſen,
Und aller Sünde, Schmach und Noth,
Und ihrem ſtrafenden Gewiſſen;
Es lacht das Leben, lacht der Tod.

Verſpottet werden die Propheten,
Wie ſie ſo überſichtig ſpähn
Und plump die Roſen niedertreten,
Die hier am Wege freudig ſtehn.

Mariano ſchont der zarten Roſen,
Wenn er das Volk zur Wehmuth rührt,
Und ſanft, mit väterlichem Koſen
An Schuld und Tod vorüberführt.

Doch jetzo wird Mariano's Predigt
Rauh, ungeſtüm mit einemmal,
Indem ſein Herz ſich frei entledigt
Des Haſſes und der Neidesqual:

Girolamo! du Volksbetäuber!
Du Leichenhuhn! Unglücksprophet!
Du Weltvergifter! Freudenräuber!
Du finſtrer, ſtürmiſcher Asket!

Dein heißer Hauch weht unheilſchwanger,
Ein Samum, durch die ſchöne Welt,
Daß auf dem grünen Lebensanger
Die Freude todt zu Boden fällt.

Wenn dich, das Wort des Heils zu künden,
Der Gott der Liebe auserkor,
Was willst du Zwietracht denn entzünden
Und rufst den blut'gen Krieg hervor?

Hast du der Kirche nicht demüthig
Einst den Gehorsam angelobt?
Ist das Gehorsam, was so wüthig
Aus dir auf Papst und Kirche tobt? —

O Freunde! glaubet nicht dem Herben,
Der überall nur Jammer sieht;
Laßt euch das Leben nicht verderben,
Das, ach, so bald! so bald entflieht!

Schreckt nicht zurück vor allen Lüsten,
Den Gott in eurer Brust vermag
Nicht gleich zu stören, zu verwüsten
Des Herzens muntrer Freudenschlag.

Der Gott, der sich uns hingegeben,
Gab auch den milden Sonnenschein,
Hängt süße Trauben an die Reben,
Und weckt die Nachtigall im Hain.

Er gönnt den flücht'gen Phänomenen,
Eh sie verschlingt die Todesschlucht,
Daß lächelnd unter Freudenthränen
Sie sich umarmen auf der Flucht.

Auf uns ruht sichtbar Gottes Segen,
O daß es anders würde nie!
Denn unser Glück auf sichern Wegen
Lorenzo führt von Medici;

Der feste Schirm, der kluge Rather,
Der allerorten hilft, versöhnt;
Der Weisheit und der Künste Vater,
Der uns die weite Welt verschönt.

Ha! wie sie jüngst nach Florenz rannten,
Ein Bettlerzug voll Ungeduld,
Von fernen Fürsten die Gesandten
Um seinen Rath, um seine Huld!

Der Kaiser Friedrich sandte diesen,
Und Ludwig den von Frankreichs Thron;
Den Johann, Herr der Portugiesen;
Den Ferdinand von Aragon;

Und Andre grüßten ihn und warben
Für Ungarns mächtigen Corvin;
Und fremde Trachten, Wappen, Farben,
Ein Ruhmeskranz, umstrahlten ihn.

Kostbar Geräthe und Geschmeide
Sandt' ihm der Sultan, der Barbar,
Von Afrika's entlegner Weide
Auch seltner Thiere eine Schaar.

Die wilden Zöglinge der Wüſten,
Sie wanderten herüber weit,
Daß ſie erblickten und begrüßten
Lorenzo, das Geſtirn der Zeit.

Die Thiere, die aus Edens Hainen
Der Herr in alle Welt verwies,
Lorenzo ruft — und ſie vereinen
Sich hier im neuen Paradies.

Die Pflanzen, die an ferne Klüfte
Der Sturm des Herrn meerüber trug,
Lorenzo bringt euch ihre Düfte
Auf ſeinem reichen Handelszug.

Lorenzo ruft — dem Staub entwinden
Die Griechengräber ihren Hort,
Und alte Steine wiederfinden
Im Tageslicht ihr ſüßes Wort;

Lebendig werden alte Rollen,
Der Weisheit Stimme neu erwacht,
Die lang im Völkersturm verschollen,
Vergessen war in dumpfer Nacht.

Der lebensfreudige Hellene,
Der längst von dieser Erde schied,
Er trocknet euch die bange Thräne
Noch spät mit seinem schönen Lied.

Ihr seyd glückselig schon hienieden,
Weil euch Lorenzo angehört.
Weh dem, der euch den heitern Frieden,
Die Freud' am Segen Gottes stört!

Seyd ihr gefallen auch, ihr Armen,
Verzaget nicht, getrost hinan!
Gott hat mehr Liebe und Erbarmen,
Als je ein Mensch verschulden kann.

Gott wird nicht ewig euch verlaſſen
Ob eurer Sünden in der Zeit.
Gott liebt euch über alle Maßen,
Denn Gott ward Menſch von Ewigkeit.

Die Menſchheit hatt' in Gottes Lichte
Geblüht ſchon längſt und ehedem;
Der Strom der heiligen Geſchichte
Entſprang nicht erſt in Bethlehem.

Wenn auch, zur Menſchentiefe wallend,
Der Gottesſtrom ſich nie ergoß
Wie dort, als er in Jeſu ſchallend,
Ein Katarakt, herunterfloß!

Wir aber ſollen nicht verzagen,
Und nicht erheben Haß und Streit,
Daß leiſer fließt in unſern Tagen
Der Strom der Menſchengöttlichkeit!" —

So sprach Mariano; — frei und freier
Ihm die Gedanken jetzt entfliehn,
Die um den Strom als kecke Reiher
Der heiligen Geschichte ziehn.

Sie mögen ihre Flügel spreizen
Und schwärmen, übermüthig froh;
Bald wird die Reiher niederbeizen
Der Falke des Girolamo.

Die Antwort.

Mariano hört in ſeiner Zelle
Bei klarer ſtiller Morgenluft
San Marco's Glocke rein und helle,
Wie ſie das Volk zur Predigt ruft.

Mariano hört den Ruf beklommen,
Dem Lauſcher wird um's Herz ſo bang,
Als hätt' er im Geläut vernommen
Jetzt ſeines Ruhmes Grabgeſang.

Mit einmal iſt ſein Muth geſchwunden,
Die frohe Zuverſicht dahin,
Die ſchon den Feind ſah überwunden,
Der Glockenſchall erſchüttert ihn.

Und, haſtig auf und niederſchreitend,
Als nun der letzte Klang verweht,
Sieht er, wie auf der Kanzel ſtreitend
Girolamo gewaltig ſteht.

Und, eiferſüchtig auf die Ehren,
Sieht er verſammelt alle ſie:
Den Fürſten, Gonfalonieren,
Den Adel und die Signorie.

Er trüg' es leichter, wenn ſie alle
Geſtorben wären übernacht,
Als daß ſie Zeugen ſeinem Falle,
Und ſeines Gegners Uebermacht.

Ha! wie ſie lauſchen auf die Rede!
Ha! wie das Volk, gedräng und dicht,
Aufhorcht, was in der ernſten Fehde
Savonarola heute ſpricht!

Ihn täuschten nicht die Glockenlaute
In Morgenlüften, still und klar,
Was Mariano's Ahnung schaute,
Wird in San Marco's Kirche wahr.

Zu enge wird der Volksmenge
Der Tempelraum, er faßt sie nicht,
Und Manchem wird das Herz zu enge,
Der Prior von San Marco spricht.

Er zeigt in flammend wahren Zügen,
Wie schwer die Kirche Christi krank,
Wie tief von seinen hohen Flügen
Ihr matter Geist zur Erde sank.

„Die Kirche ist treulos geworden,
Denn ohne Führer, ohne Licht,
Läßt sie verwildert ihre Horden
Entgegentaumeln dem Gericht.

Der Klerus möchte gerne bannen
Den Strahl des Himmels von der Welt,
Er möchte um die Erde spannen
Sein schwarzgetünchtes Lügenzelt,

Auffangen alle Segensgrüße,
Die Gott gesandt dem Menschenschmerz,
Auf daß beim Klerus betteln müsse
Um falschen Trost das arme Herz.

Die Kirche ehr' ich, doch im Kampfe,
Wie man die kranke Mutter ehrt,
Die, geistesirr, mit wildem Krampfe
Den Dolch nach ihrem Busen kehrt.

Ich will euch nicht die Welt vergiften,
Doch zeigen, wie sie euch bedroht.
Ja! Krieg und Zwietracht will ich stiften
Mit Lüg' und Laster, bis ich todt.

Wenn euch die Welt mit Schmeicheleien
Das Herz befriedigt und entzückt,
Hat sie, dem Unheil euch zu weihen,
Den Judaskuß euch aufgedrückt.

Die Seele soll auf ihrem Zuge
Sich nicht verfangen hier im Strauch,
Die Erdenblüthen nur im Fluge
Berühren, wie ein Windeshauch.

Weh dem, wer sich der Welt verdungen,
Denn müd und nackt und ohne Lohn,
Wenn's Glöcklein Feierabend klungen,
Jagt sie zuletzt den Knecht davon.

Du bist ihr Knecht, du bist ihr Werber,
Um schnöde Lust, um eitlen Ruhm;
Mariano! süßer Volksverderber!
Kennst du das Evangelium?

Ein schlechter Arzt bedrängten Sündern,
Mußt du, zu mildern ihren Druck,
Verfallne Heidengräber plündern;
Statt Leben bringst du Leichenschmuck.

Du weinst, als ob das Herz dir breche,
Und mit den hohlen Händen fängst
Du auf die reichen Thränenbäche,
Die du auf's Volk hinuntersprengst.

Doch ist nur Willkür, nicht Betrübung
Der Thränenstrom, der dir entfiel,
Nur eine Frucht der Spiegelübung
Dein klagendes Gebärdenspiel.

Du Kanzelgaukler, all dein Flöten,
All deine Sturmesmelodie
Macht doch den Sünder nicht erröthen,
Erschüttert ihm die Seele nie.

Wenn auch die Hörer seufzen, weinen,
Was ihnen von den Wangen rollt,
Sind falsche Thränen, wie die deinen,
Ist Lohn, den Trug dem Truge zollt.

Unheilig ist ein solches Trauern,
Womit dein Wort die Hörer trifft;
Dies weichlich süße Selbstbedauern
Ist für schuldkranke Herzen Gift.

Machst du mit classischem Geschwätze
Zur Tugend kühn? zum Glauben stark?
Dem Teufel flickst du seine Netze,
Denn du bist falsch bis in das Mark.

Dein Wort ist Fälschung und Verführung,
Du lullst den heil'gen Schmerz in Ruh,
Und den Heilbronnen selbst, die Rührung,
Den Thränenquell vergiftest du.

Wenn du das Volk auch irreleiteſt,
Du darfſt es wagen ungeſtraft,
Wenn du nur läſternd mich beſtreiteſt,
Für Rom einſtehſt mit deiner Kraft.

Die Gränzen möchteſt du vermiſchen
Der Chriſten und der Heiden gern,
Und in ein Nebelbild verwiſchen
Des Glaubens feſt gediegnen Kern.

Verſchleiern möchteſt du die Wunde,
Die durch das Herz der Menſchheit brennt,
Verwirren mit dem alten Bunde
In Eins das neue Teſtament.

Die Wunde läßt ſich nicht verſchleiern,
Ihr Blut durchdringt den dünnen Flor;
Bald muß die Kirche ſich erneuern
Und finden, was ſie längſt verlor.

Einſt, in des alten Bundes Tagen,
Da trieb der Menſch noch ohne Bahn,
Vom Strand der Sehnſucht ſtets verſchlagen,
Auf weitem, wildem Ocean.

Des Herrn Geſetz gebot ihm Landung,
Er ſtrebte nach dem Friedensport,
Des Sündenfalls empörte Brandung
Riß ihn in ihre Wirbel fort.

Nun aber iſt zu ſeinem Wohle
Der Weg durch's Meer dem Menſchen kund,
Die ſichre, heilige Buſſole,
Die Liebe gab der neue Bund.

Und rudert kühn der Glaubensſtarke
Durch Wellenſtoß und Sturmesweh,
So wird, geſegnet, ſeine Barke
Gewinnen bald die hohe See,

Wo er hineilt die Freudenpfade,
Wo ihm in alle Segel wehn
Die Hauche Gottes ihre Gnade,
Die ewigen Eteſien.[1]

Belohnet wird ihm ſein Vertrauen,
Und daß er nicht im Sturm verzagt,
Er wird das Land der Sehnſucht ſchauen,
Mehr finden als ſein Wunſch gewagt.

Die Menſchheit hat nach Gottes Lichte
Geſehnt ſich längſt und ehedem;
Doch iſt die heilige Geſchichte
Entſprungen erſt in Bethlehem.

Du nenneſt Chriſtum eine Quelle,
Die ſtets zur Menſchheit niederfloß,
Und die ſich nur an jener Stelle
Mit lauterem Geräuſch ergoß?

[1] Paſſatwinde.

Der alte Quell war nur ein Sehnen,
Der Menschheit ahnungsvoller Gram,
Ein heißer Strom einsamer Thränen,
Bis endlich der Ersehnte kam.

Dir sind zu eng des Glaubens Schranken,
Dein Christus ist, greif' ich dich recht,
Die Summe göttlicher Gedanken
Im ganzen menschlichen Geschlecht.

Der Herr der Welt in Menschenhülle,
Die Macht des Schöpfers und sein Licht,
Der Gottheit ganze Liebesfülle
Ist dein zerfahrner Christus nicht.

Ich kenne dich und die Genossen,
Ihr zweifelt, deutelt dort und hie,
Ihr habt die Schrift des Herrn verstoßen
Und meint: ein Gottmensch lebte nie.

Ihr möchtet lieber Gott uns schildern,
Wie er die Welt uns ausgeheckt
Nach seinen schönen Musterbildern,
Ein feingeschmackter Architekt.[1]

Und was von göttlichen Ideen
Ein feinbegabter Menschengeist
Auf Menschenweise mag verstehen,
Das wäre, was man Christus heißt. —

Einst werden sagen spätre Thoren:
„Wenn sein Bewußtsein Gott gewinnt,
— Das er im Schöpfungsrausch verloren, —
Sich auf sich selbst zurückbesinnt,

Wenn die Idee sich findet wieder:
Das ist der Mensch, soweit er denkt,
Und Gott zugleich, der in die Glieder
Des Menschen sich lebendig senkt."

[1] Anspielung auf die Platonische Akademie in Florenz.

Die Menſchenhülle, Gott umſchlingend
Als trauten Gaſt aus Himmelshöh'n:
Hier iſt Idee, ſo wahr und dringend,
So voll, ſo tief, ſo ſelig ſchön!

Sie wäre durch die Welt als Schemen
Geirrt? ihr fehlte die Gewalt,
In der Geſchichte Raum zu nehmen
Als die lebendigſte Geſtalt?

Die Hohe ſollte ſich begnügen,
Nur hinzukümmern trüb und hohl,
In Wahngebilden, Schattenlügen,
Als Mährchen, Mythe und Symbol? —

Nein! nein! Wem je der Menſchheit Klagen
Bis auf den Grund das Herz durchbebt,
Kann den Gedanken nicht ertragen,
Der allen Troſt ihm untergräbt.

Ist Christus Traum, dann ist das Leben
Ein Gang durch Wüsten in der Nacht,
Wo Niemand, Antwort uns zu geben,
Als eine Horde Bestien wacht.

Die feindlichen Naturgewalten
Umdrohn den Wandrer, ohne Bahn,
Aus tausend dunklen Hinterhalten
Lieblos und rastlos springend an.

Und wenn er mit geschärften Sinnen
Der Feinde manchen auch bezwang,
Kann er den andern nicht entrinnen
Auf seinem heimathlosen Gang.

An ehernen Gesetzen schleifen
Ringsum die Schmerzen ihr Gebiß;
Der Krieg, der Hunger heulend schweifen,
Die Pest durchtappt die Finsterniß.

Haß, Undank und gebrochne Treue,
Das Liebste auf der Todtenbahr,
Im öden Herzen Schuld und Reue,
Der Freuden Asche graues Haar,

So zieht in untröstbarer Trauer
Der Wandrer, bis er todesmatt;
Der Glaube an der Seele Dauer
Entfiel ihm wie ein welkes Blatt.

Geh hin, du Armer! frag nach Troste
Bei Kunst und Weisheit überall,
Trink Wein, geh in den Wald und koste
Die Rose und die Nachtigall:

Sie haben nichts für deine Klagen,
Kein Strahl versöhnt die schwarze Kluft,
Sie haben nichts für dein Verzagen,
Und schaudernd sinkst du in die Gruft!

Das ist das Leben und Verscheiden,
Wenn Christus nicht auf Erden kam
Und auf dem Kreuze Schreck und Leiden
Dem Leben und dem Tode nahm.

Gott will uns über alle Leichen
Und alle Schrecken der Natur
Die Vaterhand herüberreichen,
Doch reicht er sie dem Glauben nur.

In dieses Lebens Kampfgewühlen
Bis an des Friedens Morgenroth
Ist Schmerz noch unser tiefstes Fühlen,
Der innerste Gedanke — Tod.

Drum ließ in Schmerz und Tod die Armen
Der treue Gott uns nicht allein,
Am Kreuz voll Liebe und Erbarmen
Ging Gott in unsre Weise ein.

Gelöst sind nun die bangen Fragen,
Nun ist dem Herzen Alles kund:
Der Liebe Blüthenwelt zu tragen,
Sind Schmerz und Tod der schwarze Grund.

Und unerschüttert steht das Hoffen:
Das Auge sieht vom Grabesrand
Den heimathlichen Himmel offen,
In welchen Christus auferstand.

Das Alles aber ist verloren,
Wenn's nicht in euch lebendig lebt,
Wenn nicht die Kirche neugeboren
Von ihrem Sturze sich erhebt.

Ihr ward der Glaube eine Leiche,
Die sie mit scharfem Stahl zerlegt;
Doch sagt ihr nicht die kalte, bleiche,
Was selig einst ihr Herz bewegt.

O Thoren! wenn ihr Gott betrachten,
Erkennen wollt den Herrn der Welt,
Wie einen Stein aus dunkeln Schachten,
Der still dem kalten Blicke hält.

Wie schnell auch die Gedanken rennen,
Kein Forschen und kein Grübeln frommt,
Der Geist kann nur den Geist erkennen,
Wenn ihm der Geist entgegenkommt.

Drum lüfte euer Geist die Flügel,
Und reißet eure Herzen auf
Und nehmet über alle Hügel
Der Sehnsucht nimmermüden Lauf!

Und spähet, lauschet, harret, trauert,
Bis euch Sein heil'ger Hauch durchweht,
Bis Seine Wonne euch durchschauert;
Erkenntniß Gottes ist — Gebet.

Gebet iſt Balſam, Troſt und Friede,
In Gott ein froher Untergang,
Es iſt mit Gottes ew'gem Liede
Tiefinnerſter Zuſammenklang;

Gebet iſt Freiheit, die der Schranke
Der Erdennacht die Seel' entreißt,
Dann ſteht kein Wort und kein Gedanke
Mehr zwiſchen ihr und Gottes Geiſt.

Geheimnißvoll und doch ſo helle,
Iſt es der Seele wunderbar
Ein ſüßes Schlummern an der Quelle,
Und doch ein Wachen ſeligklar.

O lernet glauben, lernet beten!
Denn bald und ſchnell kommt Gottes Schwert:
Die Wolken ſelbſt ſind die Propheten
Des Blitzes, der herunterfährt.

Gott wird Italien schrecklich schlagen,
Weil es für seine Stimme taub;
Gott wird die Medici verjagen,
Ihr Werk hinwerfen in den Staub.

Gott wird, heimsuchend die Verbrecher,
Nicht einem Trinker ähnlich sein,
Dem in den schönen, goldnen Becher
Ein Schalk gegossen schlechten Wein.

Ausgießt den schlechten Wein der Zecher,
Macht das Geschirr vom Aerger leer;
Doch wirft er seinen goldnen Becher,
Dem Wein zu Hasse, nicht in's Meer.

Gott aber wird nach wenig Tagen
Den Sünder nehmen in die Hand,
Die Sünde und 's Geschirr zerschlagen,
Zerschmettern an der Felsenwand.

O wollet nicht durch äußre Werke
Gerettet und beseligt seyn;
Der Glaube in lebend'ger Stärke
Rechtfertigt euch vor Gott allein.

Und trauet nicht der Friedenskunde,
Die euch ein falsches Mitleid bringt;
Der Schmeichler richtet euch zu Grunde,
Wenn er den Schmerz in Schlummer singt.

O legt nicht schlafen das Gewissen,
Seid wach und seid auf Gott gestellt!
Es ist ein schlechtes Ruhekissen
Die Sturmeswoge dieser Welt.

Es muß die Kirche sich erneuern;
Bald ruft ihr Gott in Schreck und Pein,
In Pest und wilden Kriegesfeuern
Erschütternd zu: Gedenke mein!

Der Tod Lorenzo's des Erlauchten.

Aus Perlen mischt und Edelsteinen,
Aus theuern Säften einen Trank
Der bange Arzt, die Freunde weinen,
Lorenzo ist zum Sterben krank.

Wollt ihr den ernsten Tod bestechen
Mit Flitter aus dem Meeresgrund?
Und seinen starren Willen brechen
Mit Opfern aus der Berge Schlund?

Umsonst! vorüber ist vorüber!
Den Kranken rettet ihr nicht mehr,
Lorenzo's Augen werden trüber,
Der Puls ist wirr, der Athem schwer.

Das heiße Fieber strömt mit Gluten
Durch seine Lebensfelder hin,
Wie bergentquollne Lavafluten
Durch grüne Wiesen tödtlich ziehn.

Und was von seinen Lebenstrieben
Noch aus der Asche grünen mag,
Das muß erfrieren und zerstieben
In Fiebers Frost und Hagelschlag.

Des Zimmers Fenster sind verhangen
Zur Dämmerung, der Sonne Schein,
Die draußen lustig aufgegangen,
Darf zu der Klage nicht herein.

Verhangen sind mit dunkeln Flören
Die Griechengötter an der Wand,
Daß ihn die Lieblinge nicht stören,
Nimmt er das Crucifix zur Hand.

Auch ist der heitre Götterorden,
Der Lust ward in der alten Welt,
Zu unserm Gott, der Schmerz geworden,
Unwürdig lachend hingestellt.

Was hilft es, daß der Flor verhehle
Die Bilder dort? könnt ihr sie auch
Verhängen in des Kranken Seele,
Wo sie aufziehn, des Fiebers Rauch?

Hört ihr ihn stöhnen, toben, klagen
Im ängstlichen Delirium?
Wie quälend ihn die Bilder jagen
Zu Füßen des Olymps herum?

Der Kranke schaut im Fieberwahne,
Was Plato malte im Gedicht,
Die große Seelenkarawane,
Die auf im Zug der Götter bricht.

Es gilt, den Himmel zu gewinnen,
Die Seele haſtet, was ſie kann,
Auf nach des Berges ſteilen Zinnen
Mit dem gefiederten Geſpann.

Der Seelen jede hat zwei Roſſe,
Das eine bös, das andre rein;
Sie ſelbſt als Führer und Genoſſe
Damit verwachſen überein.

Doch göttlich ſind der Götter Pferde,
Erklimmen leicht den Himmelshang
Mit ſchöner, ſtrahlender Geberde,
Melodiſch rauſcht ihr Flügelklang.

Leicht ſchwingt ſich über jede Klippe
Ein göttlich Roß, denn es gedenkt:
Dort fällt Ambroſia in die Krippe,
Mit Nektar werd' ich dort getränkt.

Den Himmel rings im weiten Kreiſe
Umſchwingt der Götter hohe Bahn,
Wo ſie das Gute, Schöne, Weiſe
Im Urblick finden aufgethan.

Der Andern Roſſe ſind im Kampfe;
Das edle ſtrebt zur Höh' empor,
Das böſe wiehert mit Geſtampfe
Und zieht hinab zu Sumpf und Moor.

Dem Götterzug vorangetragen
Fährt Dios herrſchende Geſtalt,
Und unter ſeinem Flügelwagen
Der Boden vor Entzücken wallt.

Und hinter Zeus, dem großen Meiſter,
Folgt in elf Zügen, weitgeſchaart,
Das Heer der Götter und der Geiſter
Auf des Olympos ſteiler Fahrt.

Den beſten Seelen mag's gelingen,
Wenn's edle Lichtroß überwand,
Nach mancher Noth hinaufzudringen
Nah zu des Gipfels ſteilem Rand.

Der Führer ſtreckt für Augenblicke,
Die er dem Roſſelenken raubt,
Empor zum ſeligen Geſchicke
Der Götter ſein entzücktes Haupt. —

Hört ihr Lorenzo's Seele ſchreien
Im wildverworrnen Fiebertraum,
Wie ihre Roſſe ſich entzweien,
Wie ſie ſich quält im niedern Raum?

Ihr edles Roß, weiß, blankgefiedert,
Schwarzäugig und von Wuchs gerad,
Hochhalſig, ſchlank und leichtgegliedert,
Strebt aufwärts nach dem Götterpfad.

Das andre, schwarz, voll arger Tücken,
Hartmäulig, plump und schlecht gebaut,
Kurzhalsig, mit gesenktem Rücken,
Es wuchtet erdwärts, zerrt und haut.

Sein Aug', blutunterlaufen, gläsern,
Späht nur in dumpfer Niederung,
Voll trüber Gier, nach faulen Gräsern,
Und fühlt nicht Stachel, Geißelschwung.

Müh, Angstschweiß und Getümmel drängen
Sich in der Seelen hinterm Troß,
Denn jede sucht hindurchzusprengen
Den Andern nach mit Tritt und Stoß.

Lorenzo mitten im Gefechte
Vergebens vorwärts kämpft und ringt,
Scharf peitscht den Rappen seine Rechte,
Das Christusbild die Linke schwingt.

Hoch ſchwingt er's aus dem wilden Heere,
Das immer dichter ihn umbraust;
Doch wiehernd ſchlägt die ſchwarze Mähre
Das Crucifix ihm aus der Fauſt.

Das Kreuz wird von den Hufen ſchallend
Zertreten, in den Grund geſtampft,
Die Gegend, wie ein Keſſel wallend,
Vom heißen Hauch der Roſſe dampft.

Nun ſtürzen ſich in's Heer der Streiter
Auf Roſſen: weiß, roth, ſchwarz und fahl,
Die vier apokalyptiſchen Reiter
Und das Getümmel wächst im Thal.

Der erſte läßt den Bogen ſchwirren;
Der zweit' ein Schwert gewaltig ſchwingt;
Der dritte läßt die Wage klirren;
Der vierte Sterbelieder ſingt.

Ein kalter Sturm jetzt kommt gezogen,
Die Seele am Gefieder packt:
Sie sieht's in alle Welt verflogen,
Nun friert sie, zittert, müd und nackt.

Und plötzlich Roff' und Reiter schwinden
Sammt dem Olymp — Lorenzo steht
Einsam, verlassen, nackt, von Winden
Auf einer Haide kalt umweht.

Das Fieber sein Gebein durchschüttelt,
Und endlich wird der Kranke wach,
Vom heft'gen Froste aufgerüttelt,
Blickt scheu herum im Sterbgemach.

Die Freunde weinen, daß die Kette,
Die schöne, bald der Tod zerreißt;
Savonarola kniet am Bette
Und betet für Lorenzo's Geist.

Girolamo mit tiefem Trauern
Am Bett des Medicäers kniet,
Und mit herzinnigem Bedauern,
Wenn ungeheilt sein Geist entflieht.

Nun steht er feierlich am Kranken,
Er faßt den ernsten Augenblick,
Mit dem er zweifeln sieht und schwanken
Unwiderrufliches Geschick.

„Noch ist es Zeit" — so spricht der Fromme —
„Daß in das Herz dir Gottes Huld
Erleuchtend und erquickend komme,
Versöhne deines Lebens Schuld.

Versäume nicht die kurze Stunde,
Solang du weilst im Erdenthal,
Laß dringen dir zum Herzensgrunde
Der Gnade milden Sonnenstrahl!

Ich frage dich: bist du gestanden
Auf also hohem Berge je,
Daß unten deinem Blicke schwanden
Die Felder, Thürme, Wald und See?

Auf einem Berg, von dessen Scheitel
Für deinen Blick verschwunden war,
Was unten sterblich ist und eitel,
Geschick der Menschen wandelbar?

Zu dem kein Jauchzen und kein Singen,
Kein Ruf der Klage drang empor,
Zu dessen Fuß mit matten Schwingen
Der Donner murmelnd sich verlor?

Dort kann mit überraschtem Grauen,
Wenn hoch die Sonn' am Himmel wacht,
Das Aug' in schwarzen Lüften schauen
Die Sterne wie zu Mitternacht.

Dort ſcheint auf klarem, ew'gem Eiſe
Die Sonne fremd und kühl, ſie bricht
Nur durch die dunſtumhüllten Kreiſe
Hier unten als ein warmes Licht.

Und iſt dein Geiſt dahingegangen,
Wo ihn die rein're Luft umweht:
Die Strahlen Gottes zu empfangen,
Iſt's dort vielleicht für ihn zu ſpät.

Und bitter wird er dann beklagen,
Daß er den Segensblick verſäumt
In ſeinen flücht'gen Erdentagen,
So lang er noch geirrt, geträumt!" —

Mit immer mattern Herzensſchlägen
Lorenzo, aufgerichtet, fleht:
„„Gib, frommer Vater, mir den Segen
Und ſprich ein ſtärkendes Gebet!""

„O Fürst! den Segen will ich sprechen
Zu deiner Rückkehr in den Staub,
Willst du dem Volk die Fesseln brechen,
Gibst du zurück den großen Raub.

Glaubst du an Gottes heil'ge Dreiheit,
Mußt glauben du zu gleicher Frist:
Daß Christus ist ein Gott der Freiheit,
Daß nimmer ein Despot ein Christ.

Für welche Gott sein Blut vergossen,
Für die er starb auf Golgatha,
Sind Gottes theure Bundsgenossen,
Sind nicht zum Spiel der Fürsten da.

Freiheit ist nicht die höchste Gabe,
Die hier der Mensch zum Heil bedarf;
Doch trägt ihm all sein Glück zu Grabe,
Wer ihm die Freiheit niederwarf.

Ihr ſchleicht in Gottes Haus als Diebe,
Als Räuber kränkt ihr Gottes Flur,
Deſpoten! Chriſtenthum iſt Liebe,
Ganz lieben kann der Freie nur.

Kann's Auge froh zur Ferne dringen,
Wenn es die Sklavenzähre näßt?
Und kann ein Herz die Welt umſchlingen,
Das Sklavengram zuſammenpreßt? —

Willſt du den Bund nicht anerkennen
Des Glaubens, der uns Brüder macht,
So will ich einen Bund dir nennen,
Den wohl dein Herz noch nie bedacht.

Der Bund, dem ihr nicht könnt entlaufen,
Ihr Könige! der feſt und dicht
In einen trauten Jammerhaufen
Mit Bettlern euch zuſammenflicht:

Es ist der Schmerz, die Eisenkette,
Die euch, ihr Fürsten, stolzverirrt,
Oft freilich erst am Todesbette
Zurück in euer Elend klirrt.

Schon wenn euch läßt die Mutter sinken
An ihrer Brüste süßen Quell,
Müßt ihr mit uns den Leihkauf trinken
Auf Noth und Tod — sie reifen schnell!

O Fürstenhut — und Sterbenszüge!
O Zepter — und die Faust entzwei!
O Majestät, du bittre Lüge,
Lorenzo, mach' die Brüder frei!

Lorenzo! gib die Freiheit wieder,
Der Republik ihr altes Recht,
Das uns gekämpft, geschmeichelt nieder
Dein übermüthiges Geschlecht!"

Lorenzo spricht: „„Wollt' ich beglücken
Ein Volk, mußt' ich's beherrschen auch.
Mein und der Väter Werk zerstücken
Soll ich mit meinem letzten Hauch?

Ich hab' in schlummerlosen Nächten,
Rastlosen Tagen nur geglüht,
Für's Volk zu denken und zu fechten,
Das nun vor allen herrlich blüht.

Den lichten Spuren meiner Ahnen
Bin ich gefolgt, treu immerdar;
Frohlockend zog mit unsern Fahnen
Von edlen Geistern eine Schaar.

Wir zogen nach dem heil'gen Grabe
Der Kunst und Weisheit, freudig kennt
Die Menschheit ihre große Habe,
Die wir erstegt im Orient.

Ich soll nicht Fürst und Vater heißen
Dem Volke und dem Vaterland?
Soll sterbend ihm vom Himmel reißen
Den Stern des Ruhms mit eigner Hand?""

„Du sollst! du sollst das Werk zerstücken
Der Willkür, eh's mit dir vorbei.
Es kann ein Volk nur Gott beglücken,
Doch du, Lorenzo, mach' es frei!

Dein Volk ist krank und ist verdorben,
Das dir vor allen herrlich blüht,
Dein Volk ist innerlich erstorben,
Die heil'ge Sehnsucht schier verglüht.

Die Griechenweisheit überkleistert
Nur schlecht der Herzen tiefen Bruch;
Ein Bild, wozu nicht Gott begeistert,
Ist nur ein kunstgeschmückter Fluch.

Der Grieche hat nicht Gott gefunden
Mit seiner Andacht höchstem Schwung;
Die Blüthe seiner schönsten Stunden,
Was war sie? nur Vergötterung.

Die Künstler meißeln, malen, leiern
Um einen längstverdorrten Kranz,
Denn mit dem Heidenthume feiern
Sie einen kalten Todtentanz.

Der Traum der Alten war verloren,
Für sie so schön! für uns zu schaal!
Habt ihr ihn nur heraufbeschworen,
Daß er sich träume noch einmal?

Dir hat, dem Hochbegabten, Reichen,
Die Zeit ihr Schicksal auferlegt,
Sie hat ihr dunkles Trauerzeichen
Auf deine Stirne scharf geprägt.

Der Fiebertraum, der dich gepeinigt,
Der Chriſtenthum und Heidenthum
In deiner Seele wüſt vereinigt,
Iſt jetzt das Weltdelirium.

Die Künſte der Hellenen kannten
Nicht den Erlöſer und ſein Licht,
Drum ſcherzten ſie ſo gern und nannten
Des Schmerzes tiefſten Abgrund nicht.

Daß ſie am Schmerz, den ſie zu tröſten
Nicht wußte, mild vorüberführt,
Erkenn' ich als der Zauber größten,
Womit uns die Antike rührt.

Doch Abend iſt's und Ernſt geworden,
Der Abgrund klafft, der Heiland ruft,
Der heitre Wahn, die Götterhorden
Zerſtieben in der Wetterluft.

Was haſt du deinem Volk geboten
Für ſeine Freiheit? karger Tauſch!
Bevor du wanderſt zu den Todten,
Bedenk' es: Trug und Sinnenrauſch!

Iſt dir im Herzen nicht verglommen
Und kalt des Glaubens letzte Glut,
So gib zurück, was du genommen,
Mach' deine Brüder frei und gut!" —

Lorenzo ſpricht: „„Gott iſt mein Glaube,
Chriſtus mein Troſt und mein Gebet!
Doch was du ſprichſt von einem Raube,
Am Herzen mir vorübergeht.

Ich wollte nur mein Volk beglücken,
Drum wollt' ich es beherrſchen auch;
Mein und der Väter Werk zerſtücken
Wird treulos nicht mein letzter Hauch.

Ich raube meinem Volke nimmer
Was ich ihm gab, den Stern des Ruhms;
Der trüben Zeit den heitern Schimmer,
Die schöne Welt des Alterthums.

Doch gib, o Vater, mir den Segen,
Weil du der Frömmste, Reinste bist,
Den ich geschaut auf meinen Wegen,
So sterb' ich als ein guter Christ.

O laß mich deine Hand noch fassen,
Und reiche mir zum Scheidegruß,
Wenn du mich siehst im Tod erblassen,
Das Evangelium noch zum Kuß.""

Da wendet sich vom starren Kranken
Girolamo, das Haupt geneigt;
Er tritt voll trauriger Gedanken
Zum Fenster hin und sinnt und schweigt.

Und ſinnend bricht er eine Roſe
Vom Stocke, der am Simſe grünt,
Und wieder kehrt der Hoffnungsloſe
Zu ſeinem Kranken, unverſühnt.

Er ſtellt mit unterdrücktem Weinen
Sich an des Sterbelagers Rand,
Das Evangelium in der einen,
Die Roſe in der andern Hand;

Jetzt neigt er ſich dem Kranken näher
Und hält zum letzten Gruße dicht
Dem unbeugſamen Medicäer
Das Buch, die Roſe vor's Geſicht.

Und ſpricht: „Eh dich der Tod verwüſtet,
Hat Geiſt und Leib dir hoch geragt,
Mit Kraft und Schönheit ausgerüſtet;
Ein Sinn allein war dir verſagt.

Geruch nur war dir nicht gegeben,[1]
Dir würzt' umsonst der Lenz die Luft,
Du scheidest aus dem Erdenleben,
Und kanntest nie der Rose Duft.

Wie du im Lenz vom Blüthenstrauche
Nichts kanntest, als den Farbenschein,
Wie, ungespürt, die Rosenhauche
Die Brust dir zogen aus und ein:

So hast du dieser heil'gen Blätter
Den süßen Duft wohl nie gespürt,
Den uns der Herr im Frühlingswetter
Mit seiner Liebe zugeführt.

Erbarmen möge dir begegnen
In jener Welt! ich scheid' in Schmerz,
Lorenzo, stirb! — ich kann nicht segnen
Dein unerweckbar stumpfes Herz!"

[1] Die Geruchlosigkeit Lorenzo's ist historisch bekannt. Roscoe Life of Lorenzo de' Medicis.

Die Schaar der Freunde ſteht beklommen
Im dämmerhellen Sterbgemach
Und ſtarrt Girolamo, dem Frommen,
Der ſie erſchüttert, ſchweigend nach.

Ein ängſtlich Fragen, ſcheues Lauern,
Verzagtes Flüſtern, ſtumme Haſt
Erfüllt mit ungewohnten Schauern
Den ſonſt ſo fröhlichen Palaſt.

Und fallen muß zur ſelben Stunde
Der Fürſt dem ehernen Gebot;
Und in Florenz von Mund zu Munde
Geht dumpf das Wort: Lorenzo todt!

Tubal.

Die Stadt ruht ſchweigend, hingebreitet
In Mitternacht und Mondesglanz:
Des Domes Thürmer einſam ſchreitet
Auf ſeinem hohen Thurmeskranz.

Und er bedenkt an luft'ger Stelle,
Wie unten tief die Welt nun ſchweigt,
Wie brauſend bald des Lebens Welle
Sich hebt, und bald zum Tod ſich neigt.

Aus einem Haus nur hört der Wächter,
So wie die Thüre auf und zu,
Manchmal ein Jauchzen und Gelächter,
Dann wiederkehrt die ſtille Ruh.

Dort wacht ein luſtiges Gelage,
— So denkt der Mann in ſeinem Sinn —
Sie tummeln ſich die Nacht zum Tage;
Doch bringt's dem Leben nicht Gewinn.

Was ſie dem Schlaf an Stunden ſtahlen,
Das treibt für ihn ſein Bruder ein,
Das müſſen ſie dem Tod bezahlen,
So bleibt es bei der Sippſchaft fein.

Horch! Tubal klappert durch die Gaſſe;
Der Jude mit der Krücke haut
In ſeinem wilden Chriſtenhaſſe
Den Stein, daß mir hier oben graut.

Er iſt dem Irrenhaus entſprungen,
Ich kenne ſeine Stimme wohl,
Die jetzt zu mir heraufgedrungen
So kreiſchend wild, ſo dumpf und hohl.

Du armer Jude! ist's ein Wunder,
Wenn deine Sinne sich verirrt,
Und wenn des Wahnsinns grauser Plunder
Dir zornig von den Lippen schwirrt?

Warst du nicht elend und verachtet,
Von Jugend auf gedrückt, gehetzt?
Bis sie geraubet und geschlachtet
Selbst deine Kinder dir zuletzt?

Nun schlägst du grimmig mit der Krücke
Den Kies, nun bildest du dir ein
Im wild erträumten Racheglücke,
Das Herz des Papstes sei der Stein! —

So denkt auf seinen hohen Mauern
Einsam der Wächter und er wagt
Den Juden heimlich zu bedauern,
Der durch die Straßen fluchend jagt.

Doch, ſchon erſchrickt, als ob ihm dräue
Das Ketzerloos, der Thurmeswart,
Als ob ſie ſelbſt das Mondlicht ſcheue,
Flieht ſeine Thräne in den Bart.

Indeß ſein Herz nur ſchüchtern oben
Gewagt den ſchönen Bruderſchmerz,
Hört unten er ſtets lauter toben
Der Schenke Luſt und tollen Scherz.

Da ſitzen ſie am langen Tiſche,
An Zechgebärden, Tracht, Geſtalt,
An Wort und Blick ein bunt Gemiſche,
Es ſtrömt der Wein, Gelächter ſchallt.

„Die allerſchönſte Blüthenhecke!“
— Ruft einer jubelnd aus der Schaar —
„Wir ſind ja lauter Roſenſtöcke,
Sich ſelbſt begießend wunderbar!“

„Das Freudenröslein sei begossen
Mit edlen Weines süßem Schwall!
Aus Röslein lustig aufgeschossen
Schlägt manche derbe Nachtigall!“

Umflorten Blickes faßt ein Zweiter
Die Zecher Mann für Mann und meint:
„Die Sprossen sind's der Jakobsleiter,
Die leider umgestürzt —“ er weint.

Ein Maler senkt an's Glas die Stirne,
Ob er Madonnen schauen mag;
Doch spiegelt ihm der Wein die Dirne,
Die jüngst in seinen Armen lag.

Ein Kriegskumpan den Schenken hetzet:
„Schenk ein, schenk ein die ganze Nacht!
Mir ist das Blut noch nicht ersetzet,
Das ich verschüttet in der Schlacht!“

Ein Andrer ſingt, und Andre zanken,
Doch Alles lacht von Zeit zu Zeit;
Nur Einer, ſchweigend in Gedanken,
Trinkt ſeinen Krug allein, abſeit.

Dem Ernſten ruft ein kecker Junge:
„Stoß an! ſei froh! ſchön iſt die Welt!
Haſt du kein Herz? und keine Zunge?
Gewiß, du biſt ein Deutſcher, gelt?

Der Deutſche, trüb in allen Stücken,
Kann ſelbſt im Rauſch nicht ſelig ſein,
Gleich fallen ihm die ſchwarzen Mücken,
Die Todsgedanken, in den Wein.

Den Deutſchen trübt und drückt ſein Himmel,
Der kalte, dicke Nebelwuſt,
Drum ſetzt ſich ihm der ekle Schimmel
Vergänglichkeit an jede Luſt!“

Der Deutsche spricht: „Mir ist viel theurer
Mein Himmel, der gewaltig trotzt,
Als überm Land Italia eurer,
Der ewig blau herunterglotzt.

Die Alpen hab' ich überklommen
Zu Lieb den blauen Lüften nicht;
Doch trieb's zu hören mich den Frommen,
Der morgen in San Marco spricht."

Der Junge drauf: „Nur ein Verbrechen
Aus deiner Heimath dich vertrieb;
Wagst du es nicht, mit uns zu zechen,
Weil du ein Mörder oder Dieb?

Bangt dir, daß wir die schlimme Kunde
Dir treiben aus mit Rebenblut,
Wie man hervor vom Erdengrunde
Den Maulwurf tränket mit der Flut?"

Der Fremde ſtürzet auf den Jungen,
Schon holt er mit dem Degen aus:
Da iſt die Thüre aufgeſprungen
Und Tubal poltert in das Haus;

Und alle fahren von den Bänken,
Dem Frechſten auch vor Tubal graut,
Der Fremde muß den Degen ſenken,
Als er den alten Juden ſchaut.

Durch Felſen, bleich, gehöhlt, verwittert,
Wo Geier nur und Stürme nahn,
Braust dort ein Waldſtrom, wild, erbittert,
Und immer friſch die rauhe Bahn;

Und hier durchbraust den grimmen Alten,
Verwittert, hohl, und ſchreckend blaß,
Aus ſeines Herzens finſtern Spalten
Ein immer friſcher Strom — der Haß.

Der Jude fährt in's Zechgewirre,
Und auf den Tisch die Krücke haut,
Daß klirrend tanzen die Geschirre,
Und also ruft er gellend laut:

„O frecher Traum! o bittre Blendung!
O weites Feld, mit Fluch besät!
Sie nannten ihn den Mann der Sendung,
Messias den von Nazareth!

O daß ein Blitz in's Herz euch schlage
Das Flammenwort: er war es nicht,
Der kommen wird am End' der Tage,
Zu halten Ernte und Gericht!

Er war es nicht, der auf den Wegen
Durch dürre Wüsten Gottes Schaar
Erquickt, gestärkt mit seinem Segen
Und mitgezogen unsichtbar!

Er war es nicht, der mit den Ahnen
Sich schon gefreut im Paradies,
Eh auf des Schmerzes finstre Bahnen
Der Zorn des Herrn sie fortverstieß!

Er hatte nicht, wie jener Echte,
Beim Vater schon die Herrlichkeit,
Bevor Jehovahs starke Rechte
Die Welt hinaus warf in die Zeit!

Der auf dem Kreuz gewinselt Klagen,
Der in den Tod sein Haupt gebückt,
Hat Davids Thron er aufgeschlagen?
Und Gottes Volk befreit? beglückt?

Sein Werk war nicht im Bund mit Gotte,
Er hat's gethan mit Beelzebul;
Hat er Satan und seine Rotte
Geschleudert in den Höllenpfuhl?

Nach seinen vierzehnhundert Jahren
Sind noch die Teufel alle da,
Die hergelockt, wie Fliegenschaaren,
Sein Leichenduft auf Golgatha!

Warum thut er jetzt keine Wunder?
Weil er so herb getäuscht die Welt,
Ward sie ein thränennasser Zunder,
Auf den umsonst sein Funken fällt!

Es wimmelt noch von Qualzerfress'nen,
Der Aussatz blüht und jede Noth;
Wer zählt die Lahmen, die Besess'nen,
Und die er wecken soll vom Tod?

Warum denn brach die Liebeskette?
Ich kenne ein blutflüssig Weib,
Der Nazarener komm' und rette,
Sie siecht und krankt am ganzen Leib!

Wenn er ſich nicht zur Hülfe ſputet,
Und ſein Erbarmen zeigt ſich lau,
Trifft er die Kirche ſchon verblutet,
Und Satan weint um ſeine Frau!

Die galiläiſchen böſen Geiſter,
Die jene Armen einſt geplagt,
Und die als Retter euer Meiſter
In's Vieh und in den See gejagt,

Sie ſchwammen fort unter der Erde
Vom See bis in den Tiberſtrom,
Die borſt'ge Gadarenerheerde
Sprang friſch und froh an's Land — zu Rom!

„Schon in der erſten Zeit der Feigen"
— ſprach einſt Jehovah — „habe ich
Gefunden an den grünen Zweigen,
Mein Iſrael, Frühfeige, dich!"

Nun wird für seine Frühlingstreue
Der erste Schmuck am Feigenstamm
Vom Uebermuth der frechen Säue
Getreten tief in Koth und Schlamm!

Einst lag das erste jener Thiere,
Der achte Innocenz genannt,
Und streckte sterbend alle viere,
Da kam herbei der Arzt gerannt;

Der sprach zum Thier im Sterbebette:
„Die Kunst ist lahm, der Tod ist schnell;
Gebeut'st du, Herr, daß ich dich rette,
So schaff' drei Knaben mir zur Stell'!

Der müde Strom des heil'gen Lebens
In deinen Adern sickert schon;
Die Spezerei ist all vergebens,
Hier hilft allein die Transfusion."

Da ſprach das Thier: „„Drei friſche Knaben
Hat Tubal, ſtehlt ſie mir geſchwind!
Ihr Herzblut ſoll das meine laben,
Macht ſchnell! ein Jude braucht kein Kind!““ —

„Seht ihr das Blut hinüberſprützen?
Das Blut der Unſchuld, hell und roth,
In ſeine ſchwarzen Laſterpfützen!?
Weh mir! nun ſind die Kinder todt!“

Der Jude rief es und iſt brauſend
Hinausgeſtürzet in die Nacht;
Die Zecher haben ſtumm und grauſend
Dem Wort des Haſſes nachgedacht.

Der Fremde ſpricht mit bitterm Scherzen:
Ihr meint, im Wahnſinn tappt der Wicht,
Weil ihm ausblies der Sturm der Schmerzen
Im Kopfe ſein Laternenlicht.

Er ist kein Narr, er ist nur elend,
Weil er das Ungeheure litt,
Weil ihn das Bild des Jammers quälend
Verfolgt an's Grab mit jedem Schritt.

Ob auch der alte Jude rase;
In seinen Reden, graus und wild,
Auch im zerbrochnen Spiegelglase
Zeigt sich von unsrer Zeit das Bild.

Die Entscheidung.

Girolamo war euch ein trüber
Prophet; doch wahr! seht! schreckenschwer
Die Apenninen zieht herüber
Dort ein Gewitter, Feindesheer.

Zerstörend, plündernd, mordend tosen
Auf ihrer raschen Siegesbahn
Durch's Land Italia die Franzosen,
Und Carl, ihr König, ficht voran.

Der König auf Erobrerpfaden
Verfolgt ein falsches Heldenthum,
Der Eitle will in Blute baden
Das neugeborne Kindlein Ruhm.

Sie rücken, Schreck auf Schrecken thürmend,
Toscana zu; sie nehmen schon
Die Festung Fivizano stürmend,
Kein Menschenleben kommt davon;

Dort werden Männer, Kinder, Frauen
Von König Carl und seinem Heer
Erbarmungslos zusammgehauen!
Sie stürmen auf Florenz einher.

Die Florentiner zitternd bangen,
Sie flehn Pietro Medici,
Der seines Vaters Macht empfangen,
Daß er dem Feind entgegenzieh'.

Er soll ein Heer zu Hülfe raffen,
Den Feind bezwingen in der Schlacht,
Und wenn er's nicht vermag mit Waffen,
Ihn schlagen mit des Wortes Macht.

Umſonſt! Lorenzo iſt geſtorben;
Sein Sohn iſt nur deſpotiſch dreiſt,
Er hat des Vaters Macht erworben,
Nicht ſeinen Muth, nicht ſeinen Geiſt.

Und blickt auf ſeines Sohnes Zittern
Lorenzo aus der Schattenwelt,
So ſieht er ſeine Hoffnung ſplittern,
Und wie ſein ſtolzes Werk zerfällt.

Pietro zieht dem Feind entgegen;
Doch fechtend nicht für's Vaterland,
Nein! in den Staub ſich hinzulegen,
Zu betteln um die eigne Schand.

Mit ſtaunender Verachtung höret
Der fremde Fürſt, wie Medici
Um ſein Erbarmen ihn beſchwöret,
Die Stimme bebt, es wankt das Knie.

Der stolze Mediceername
Pietro nur noch tiefer drückt,
Wie wenn mit einer Fürstenbrame
Ein Bettler seine Lumpen schmückt.

Anstatt den Uebermuth zu strafen
Mit seinem Schwert, mit seinem Wort,
Räumt er dem Feind Livorno's Hafen,
Toscana's Burgen ein sofort.

In Münzen und in blanken Barren
Verheißt er ihm noch schweres Gold.
Nun kehrt er heim. Die Bürger harren,
Zu zahlen ihm den Botensold.

Verachtung trifft so schlechten Boten,
Und jede Hülle niederstreift
Der Haß, dem Hause der Despoten
Seit sechzig Jahren angereift.

Wie ehmals zieht er mit Gepränge
Vor den Palaſt der Signorie;
Da ruft des Volks empörte Menge:
„Fluch dir! Fort mit den Medici!“

Und die Signoren treiben ſpottend
Von ihrer Thür den Mann der Schmach;
Und, ſich an ſeine Ferſe rottend,
Schrei'n ihm die Straßenbuben nach.

Sein Freund Orſini will ihn ſchützen
Und ſammelt eine Kriegerſchaar;
Doch kann's Pietro nicht mehr nützen,
Mit ſeiner Macht iſt's aus und gar.

Pietro flieht, der Pöbel wüthet
Und ſtürmt das Mediceerhaus,
Was der Palaſt an Schätzen hütet
Und aufbewahrt — es muß heraus.

Cameen, Münzen und Juwelen,
Agatgefäſſe, Goldgeſchirr,
Treibt durch einander in den Sälen
Und ſchwindet fort im Raubgewirr.

Die ſchönen Bilder an den Wänden
Zertritt, zerreißt der Pöbel wild,
Viel theure Werk' in Rollen, Bänden,
Zertrümmert wird manch Marmorbild.

Ein Zug, dem Pöbel angehörend,
Daß ſeine Wuth ſich gern ergeht
In Geiſteswerken blind zerſtörend,
Die er nicht hat und nicht verſteht. —

Wer ſind die drei, die Finſtern, Stummen,
Die nach Bologna wandern dort,
Daß keiner will ein Liedlein ſummen
Und keiner ſprechen mag ein Wort?

Die düstern Wandrer vorwärts eilen,
Nur wie auf ein verlornes Glück,
Kehrt trüb und flüchtig noch zuweilen
Dort nach Florenz ihr Blick zurück.

Sie sehn noch fern der Thürme Zinnen,
Die Cosimo gebaut, ihr Ahn;
Die Enkel aber ziehn von hinnen
Des Flüchtlings kummervolle Bahn.

Wohl mancher, der an ihrem Leide
Vorbei mit Roß und Wagen rennt,
Trotz ihrem schüchternen Verkleide
Die Brüder Medici erkennt.

Doch Keiner, mit dem Haupte nickend,
Hat ihnen einen Gruß gebracht;
Wer Mitleid hat, beiseite blickend,
Eilt fort; wer keins, verhöhnend lacht.

Schwer denken sie, verhaßt, vertrieben,
An ihres Vaters Allgewalt;
Und daß sein thatenreiches Lieben
Das Volk den Söhnen schlecht vergalt.

Denn gern vergißt, wen Undank kränket,
Daß dankbar bis zum letzten Hauch
Der Mensch nur dann der Huld gedenket,
Wenn Wohlthat ihn gebessert auch. —

Zu Rosse mit Triumphgepränge
Zieht in Florenz der König ein,
Hell flammt voran dem Heergedränge
Sein Harnisch, blank im Sonnenschein.

Die Gonfalonieren müssen
Die Zügel halten links und rechts,
Man wirft das Wappen ihm zu Füßen
Des mediceischen Geschlechts.

Der Riese, der am Wappenbilde
Schildhalter mit der Keule stund,
Wird, wie der stolze Leu am Schilde,
Vom Roß getreten in den Grund.

Das Roß hat in den Grund geschlagen
Die Lilien sammt dem Feld von Gold,
Die hufzerstampften Kugeln sagen,
Wie schnell ein Glück dahingerollt. —

Florenz! wer wird den König bannen,
Der über dich sein Schwert gezückt?
Wer jagt das starke Heer von dannen,
Das, siegesfrech, dich quält und drückt?

Girolamo, der fromme Krieger,
Tritt kühnen, gottgestärkten Blicks
Zum stolzen, königlichen Sieger
Und hält ihm vor das Crucifix:

„Sieh! Dieſer hat die Welt erſchaffen;
Dieſer dein Herr und König iſt;
Wie Sturm die Spreu, dein Heer hinraffen
Kann Der, wenn du ein Frevler biſt!

Sieh! Dieſer hier kann dich zermalmen;
Du rageſt ſtolz aus deinem Heer,
Der höchſte nur von ſchwanken Halmen,
Sein Hagel ſchlägt — ihr ſeid nicht mehr!

Man hat das Stadtthor abgebrochen,
Raum ſchaffend deinem Baldachin;
Laß ab, auf den Triumph zu pochen,
Ein König iſt gar leicht dahin!

Der ſah in unſre Stadt dich reiten
Stolz unter deinem Sternendach,
Und im Triumph die Glieder ſpreiten,
Und Gottes Hoheit ahmen nach.

Dachteſt du nicht mit Scham und Beben,
Vergänglicher! hinauf, an Ihn,
Der ſtrahlend läßt um's Haupt ſich ſchweben
Den großen Sternenbaldachin!?

Sei mild, o Fürſt! und zieh von hinnen!
Es gnüge dir, in dieſem Land
Des Volkes Herzen zu gewinnen,
Auf daß dich ſegne Gottes Hand!" —

Girolamo hat ihn bezwungen,
Ihm iſt des Frommen Blick und Wort
Erſchütternd in die Bruſt gedrungen;
Der König zieht in Freundſchaft fort. — —

Florenz! wer wird die Zweifel enden,
Wer ſchlichten den empörten Streit,
Der mit des Haſſes wilden Bränden
Dein Volk zerrüttet und entzweit:

Ob ein Monarch, nach seinem Wollen,
Beherrschen soll des Volks Geschick?
Ob selbst die Bürger herrschen sollen
In einer freien Republik?

Es streiten sich mit gleichen Schaaren
Die Republik, die Monarchie,
Das Heil des Volkes zu bewahren;
Wer aber mag entscheiden hie?

Girolamo beruft zum Dome
Das Volk und hat mit seiner Macht,
Auf seiner Worte tiefem Strome
Der Republik den Sieg gebracht.

Er will nach heil'gem Ziele steuern:
Theokratie sein Muth begehrt,
Es soll Florenz die Kirch' erneuern,
Als Herzgebiet, als Gottesherd.

Denn freier mag in einem Freien,
Der nur vor Chriſtus beugt das Haupt,
Die edle Saat des Herrn gedeihen;
Alſo der Kämpfer Gottes glaubt. —

O Held! ſie werden dich beſtreiten,
Und dich belaſten mit der Schuld:
Du überſtürzeſt deine Zeiten
In ſchonungsloſer Ungeduld.

Der Menſch muß ſterben, darum eilen.
Ein heiliger Gedanke läßt
Sich nicht zertröpfeln und zertheilen
Mit einem klug verſchwiegnen Reſt.

Und wem ein heiliger Gedanke
Bis auf den Grund das Herz durchdringt,
Der ſpricht, uneingedenk der Schranke,
Ihn aus, gewaltig, unbedingt.

Die Liebe rechnet nicht mit Küssen;
Die Feinde zählt kein tapfrer Mann;
Vom Himmel strömt in Wettergüssen
Mehr als die Erde trinken kann.

Der Troſt.

Raſtlos, unhemmbar wandelt weiter
Durch Feinde vorwärts ſeine Bahn
Der unerſchrockne Gottesſtreiter,
Bekämpfend Knechtſchaft, Schuld und Wahn.

Die Römler ſind auf ihn erbittert,
Und alle Sünder, die er ſtört,
Der Papſt vor Angſt und Haß erzittert,
Die Fürſtenfreunde ſind empört.

Wenn er vom Markuskloſter ſchreitet,
Zum Dome, daß er pred'ge dort,
Wird er verfolgt und hinbegleitet
Von manchem Fluch und Läſterwort.

Den Weg ihm hundert Feinde bahnen,
Sie schützen seine Kanzel dicht
Mit Schwertern, Flinten, Partisanen.
Girolamo zum Volke spricht:

„Ich saß allein in meiner Zelle;
Schon dämmerte die Nacht, da schlich
Ein sanfter, freundlicher Geselle
Zu mir herein und grüßte mich.

Des Papstes Bote war's, er rollte
Von süßen Worten eine Flut,
Verhieß mir, wenn ich schweigen wollte,
Als Cardinal den rothen Hut.

Den will ich nicht; mein Trachten, Sinnen
Hab' ich gestellt auf andres Gut:
Nur jenen Hut will ich gewinnen,
Der rothgefärbt mit meinem Blut.

Der Papſt ſoll keinen Frieden hoffen,
Er ſchmeichle ſich mit keinem Sieg;
Vor allen Chriſten führ' ich offen
Mit ihm den ruheloſen Krieg.

Es iſt in Roma eingebrochen,
Es hat die Curia beſetzt
Der Teufel, — ſeine Faſchingswochen
Hält er mit ſeinen Freunden jetzt;

Er hält als frecher Kirchenſchänder
Jetzt einen tollen Mummenſchanz,
Er ſteckt in heilige Gewänder
Sein Volk und ſpielt ihm auf zum Tanz;

Er greift die Orgel, ſinget Pſalmen
Im ſchnöd entweihten Heiligthum,
Beim Kerzenſchein und Weihrauchsqualmen
Treibt ſeine Masken er herum.

Und sie erfrischend zu bedienen,
Führt er der Gäste reiche Schaar
Zu Wein und Spiel und Concubinen,
Und wechselnd wieder zum Altar.

Kleinmüthige, die hört' ich klagen:
„Bald stürzt in Trümmer Christi Burg!"
Und Gnostiker, die hört' ich sagen:
„Seht! Rom beherrscht der Demiurg!"

„Der Teufel hat Verrath und Lügen,
Blutschande, Meuchelmord gebracht!
Und sie geballt zu Menschenzügen
Und einen Papst daraus gemacht!"

Ich aber rufe: nicht verzaget!
Ein Papst, ein Christ ist Borgia nicht!
Je höher sich der Teufel waget,
Je bälder seine Leiter bricht! —

Es lag auf ihrem Krankenlager
Einſt eine Frau, an Gütern reich,
Von ſchweren Leiden matt und hager!
Und endlich ſcheintodt, ſtill und bleich.

Und ihre falſchen Freunde eilten,
Bevor die Frau begraben war,
Daß ſie die reiche Habe theilten,
Und jubelten um ihre Bahr.

Sie wühlten haſtig in den Schränken,
Dort lag mit halbverblichnem Schein
Manch treubewahrtes Angedenken
An Perlen, Gold und Edelſtein.

Und ſie begannen ſich zu ſchlagen
Um ihrer Freundin Feierkleid,
— Die Zier aus ihren Jugendtagen —
Und um ihr theures Brautgeſchmeid.

Gefesselt waren ihr die Glieder,
In starren Banden stockt' ihr Herz,
Nacht deckte ihre Augenlieder;
Doch hörte sie — und fühlte Schmerz.

Wie Stück für Stück die Räuber nahmen,
Sie hört' es unterm Leichentuch;
Doch wie sie an ihr Liebstes kamen,
Ihr altes Evangeliumbuch:

Da trieb der Schmerz ihr Herz, zu schlagen,
Auf ihre Wangen sprang das Blut,
Sie hob sich auf vom Todtenschragen,
Erschrocken floh die Räuberbrut.

Heilkräftig war der Frau die Kränkung,
Denn sie genas von jener Stund;
So nahe schon der Grabversenkung,
Ward sie vom Scheintod erst gesund.

Und euer Glaube soll nicht wanken;
Der Kirche Loos mögt ihr verstehn
In der Geschichte dieser Kranken;
Gott läßt sie nicht zu Grabe gehn.

Das Gelage.

Der Weinberg reifet süße Trauben
Wo San Pietro's Kirche steht,
Durch seine üpp'gen Rankenlauben
Der Sommernachtwind laulich weht.

Der Weinberg reifet süße Sünden
An San Pietro's ernstem Haus,
Es weht, sie fachend zu entzünden,
Der Nachtluft schwellendes Gesaus.

Da blinkt ein Tisch mit Früchten, Flaschen,
Es taucht der Mond mit seinem Strahl,
Voll süßer Erdenlust zu naschen,
In manchen schäumenden Pokal.

Vanozza, einst des Papstes Schöne,
Bewirthet ihrer Freunde Schaar,
Die Tochter auch, und zwei der Söhne,
Die sie dem Pontifex gebar.

Das Pfand entflohner Wonnestunden,
Lucrezia schön wie Keine blüht,
Daß sie den Männern Liebeswunden
Und Neid in's Herz den Frauen glüht;

So reizend, daß für sie entbrannte
Das Brüderpaar in Liebesglut;
Daß sie der Papst sein Liebchen nannte,
Und schnöd genoß sein eignes Blut.

Sie läßt ihr schwarzes Haar den Lüften,
Bald fließt die reiche Lockenflut
Hernieder zu den schlanken Hüften,
Bald fliegt es hoch im Uebermuth.

Der bloße Busen athmet freier;
Die Schöne meint, daß dicht genug
Der trübe Mond den Silberschleier
Um Nacken ihr und Busen schlug.

Vom Mondenlichte meinet anders,
Als Schwesterlein Lucrezia,
Der lose Sohn Papst Alexanders,
Ihr Bruder, Fürst von Gandia:

„O bliesen doch die Abendwinde
Die Kirche dort mir aus dem Licht,
Die jetzt mir eine Schattenbinde
Um deinen Busen neidisch flicht!

Mein Liebchen, laß dich's nicht gereuen,
Daß du für mich in Liebe brennst,
Laß uns, der Pflicht zum Trotz, uns freuen,
Zum Hohn dem albernen Gespenst!

Weil wir einſt ohne Woll'n und Wiſſen
Gelegen ſind in einem Leib,
Drum ſollten wir auf Einem Kiſſen
Nicht liegen jetzt, geliebtes Weib?"

Cäſar, der andre Bruderbuhle,
Iſt todtenſtill, ſein Blick nur wacht,
Wie über einem ſchwülen Pfuhle
Ein Irrwiſch flackert in der Nacht.

Er ſitzet ſtumm und heimlich wüthend,
Valencia's finſtrer Cardinal,
Er ſieht den Fürſten, Rache brütend,
Lucrezia küſſen Mal auf Mal.

In ſeines Herzens tiefſten Schachten
Der Prieſter ſtill und ſchrecklich flucht,
Den Bruder heute noch zu ſchlachten
Blutſchänderiſcher Eiferſucht.

So oft auf Mund und Busenblöße
Der Herzog ihr die Lippen drückt,
— Der Priester zählt — so viele Stöße
Hat schon der Dolch auf ihn gezückt.

„Freut euch am schönen Erdenloose!
Wir leben eine kurze Frist;
Ein Narr, der auch nur eine Rose
An einem Strauche wo vergißt!

Wir müssen uns von hinnen packen,
Uns wirft der Tod in einen Wust,
Ob in den ausgebrannten Schlacken
Gebet geglüht, ob Sinnenlust!“

Der Herzog rief's, den Becher schwingend;
Da tummelt Cäsar seinen Wein
Und ruft, mit ihm zusammenklingend,
„Von hinnen!“ — und eilt fort, allein.

Vanozza ſpricht: „Ich bin in Sorgen,
Mein Cäſar geht nach böſem Ziel!“ —
Lucrezia ruft: „Sein bin ich morgen!“ —
Ein Greis: „Licht her und Würfelſpiel!“

„Für viele Noth und wenig Ehre
Hab' ich gedient mein Lebenlang,“
— So ruft der alte Condottiere —
„Laßt hören mich Ducatenklang!“

„Heraus, ihr Herren Cardinäle,
Rohan! und Raphael! mit Gold!
Der nackteſten Soldatenſeele,
Vielleicht ſind mir die Würfel hold!“

Der Herzog wirft dem alten Degen
Die Börſe hin und wünſcht ihm Glück,
Und wendet, auch ſein Glück zu pflegen,
Zu ſeiner Dame ſich zurück.

Die Cardinäle werfen klirrend
Goldbörsen auf das Marmorbrett;
Die Würfel fallen, treffend, irrend,
Dem Alten stets zu guter Wett.

Die Cardinäle mit Gelächter
Verspielen ihren blanken Hort,
Einscharrend lacht der alte Fechter,
Und schilt die Pfaffen fort und fort:

„Ihr könnt verlieren ohne Grollen,
Denn euer Seckel kümmert nie,
Und nie versiegen eure Stollen,
Gut Bergwerk ist die Simonie.

Die Mitra wird zum Wünschelhute,
Der euch im Nu der Noth entrückt;
Der Hirtenstab zur Wünschelruthe,
Die stets nach güldnen Adern zückt.

Liegt wo ein Christ im Todesjammer,
Wird euch zur Rente seine Noth,
Schatzkammer seine Herzenskammer,
Denn ihr verkauft ihm seinen Tod.

Weil das Verdienst der sel'gen Geister
Für alle quillt und überschwenkt,
Seyd ihr der Gnade Brunnenmeister,
Um Scudi wird sie ausgeschenkt.

Ihr laßt euch nicht das Kreuz bedrängen;
Den Bauern pflanzt ihr's in den Grund,
Die Zehentgarben drauf zu hängen;
So drückt's euch nicht den Rücken wund.

Die Päpste, Priester und Prälaten
Sind wenig nutz, und alle schier
Tief in den Sumpf hineingerathen;
Nun singen Unken das Brevier!"

Die Cardinäle lachen weidlich,
Und Raphael ermunternd spricht:
„Bis jetzt war all dein Schimpfen leidlich;
Mach schärfer fort, du alter Wicht!“

Der Alte drauf: „Wer glaubt, den schraubt man;
Ihr sucht nicht Gott, nur Gut und Geld;
Ja! Christus ward ein Räuberhauptmann
Und schreitet plündernd durch die Welt!“

Nun starrt nach einer dunkeln Hecke
Der Herzog, plötzlich stumm und bleich,
Ob ihn ein grauser Anblick schrecke,
Ein Zuspruch aus dem Schattenreich.

Doch hat er schnell sich rückbesonnen,
Er streicht die Stirne mit der Hand,
Als wär' ein Traum vorbeigeronnen,
Mit dem die frohe Laune schwand.

Die Frauen aber ihn nicht laſſen:
„Giovanni, ſage, was es war,
Was dich ſo plötzlich hieß erblaſſen
Und dir bergan geſträubt das Haar?“

Weil er nicht gern mit Wortesklängen
Unheimliches zurückbeſchwört,
Antwortet auf der Frauen Drängen
Der Herzog düſter und verſtört:

„Durch Florenz kam ich einſt zu ſchreiten
In müßig froher Weiberſchau,
Und ſah an mir vorübergleiten
Bald eine wunderſchöne Frau.

Ich ſah ſie nach San Marko ſchweben
Und folgte wie bezaubert nach,
Girolamo, der Prior, eben
Dem ſtillen Volk die Predigt ſprach.

Und, nimmer weiß ich, wie's gekommen,
Ich habe seinem Wort gelauscht;
Er hat das Bild mir fortgenommen,
Das erst so glühend mich berauscht.

Und Mancher war umsonst beflissen,
Zu schreiben, was der Mönch dort sprach;
Von Schmerz, von Freude hingerissen,
Ein Jeder aus in Weinen brach.

O möchte sie doch länger dauern!
Dacht' ich, als er die Rede schloß;
Ein unbeschreiblich banges Trauern,
Fühlt' ich, und meine Thräne floß.

Ich spürte viele Tag' und Nächte,
Daß mir sein Wort im Ohre stack,
Bis ich's verbraust' und 'nunterzechte
Den bitter ernsten Nachgeschmack.

Nicht hab' ich mehr seit jenem Tage
Girolamo gesehn, gehört,
Weil er mit seiner ernsten Klage
Mir allzuherb die Lust gestört.

Als mit Lucrezia's Lockenringen
Zuvor ich spielte, süß erfreut,
Ward mir's, als hört' ich Glocken klingen,
Wie fernes dumpfes Grabgeläut'.

Mir war, als ich geblickt zum Strauche,
Ob mit Kapuz und Scapulier
Dort aus dem dunkeln Schatten tauche
Girolamo — und drohe mir.

War's Blendwerk nur und Spiel des Weines,
Was meine Sinne täuschte so?
Des launenhaften Mondenscheines?
Was auch! heut werd' ich nicht mehr froh.

So spät zum päpstlichen Palaste
Ist fast unziemend einzugehn.
Zeit ist es, daß die Freude raste,
Gut Nacht! gut Nacht! auf Wiedersehn."

Der Condottiere folgt, sein alter
Getreuer Lust- und Kampfgenoß!
Gewärtig folgt sein Bügelhalter,
Schon eilen sie davon zu Roß.

Die Andern hören fort sie reiten,
Auf allen dumpf ein Schweigen lag,
Bis in der Mondnacht stillen Weiten
Verscholl der Hufe letzter Schlag.

Die Bestattung.

Giorgio liegt in seinem Nachen,
Das Holz, das er an's Ufer lud,
Vor losen Dieben zu bewachen,
Und singt sein Liedchen wohlgemuth:

„Auf einer grünen Halde,
Umrauscht vom grünen Walde,
Da steht mein kleines Haus;
Ein Bächlein fließt vorüber,
Mir lieber als die Tiber,
Mit lustigem Gebraus."

Und auf der grünsten Halde,
Am allergrünsten Walde

Steht meiner Liebsten Haus.
Ihr Vater ist zu strenge,
Ihr Fenster nicht zu enge,
Da steig' ich ein und aus."

Nun sah er in den Mondenstrahlen,
— Und ist mit seinem Liede stumm —
Wie sich um's Eck zwei Männer stahlen;
Sie blicken sorglich rings herum.

Nun schwinden sie mit scheuem Satze,
Er bleibt geduckt in seinem Schiff;
Und jetzt ertönt am stillen Platze,
Wie Losung — ein verhaltner Pfiff.

Bald wieder kommen sie geschritten,
Zugleich zwei andre Männer noch,
Und einer kommt dahergeritten,
Vermummt, auf einem Schimmel hoch.

Der Reiter bringet einen Kalten
Quer über ſeinem Sattelknopf,
Zwei ſchreiten rechts, zwei links und halten
Der Leiche ſtützend Füß' und Kopf.

Wo Miſt und Unrath in die Wellen
Der Tiber wirft das Volk, dahin
Die ſtummen, ſcheuen Mordgeſellen
Mit ihrem Todten ſchleunig ziehn.

Banditenkundig und geſchäftig
Wird jetzt das Roß verkehrt geſtellt,
Und über ſeine Kruppe kräftig
Der Leichnam in den Fluß geſchnellt.

Sie ſchleichen fort, ſie kommen wieder
Und werfen — ſtets auf ihrer Hut —
Vom Roß den zweiten Todten nieder,
Und jetzt den dritten in die Flut.

Giorgio sieht es unverwundert;
Denn ohne Segen, letzten Gruß,
Sah er hier Leichen wohl schon hundert
Hinunter wandern in den Fluß.

Doch faßt ihn Wehmuth, Graus und Bangen;
Der Bursche singt sein Lied nicht aus,
Das er so fröhlich angefangen
Von Hald' und Wald und Liebchens Haus.

Vater und Sohn.

„Schon iſt das Abendroth verglommen,
Mein Herzog noch nicht heimgekehrt;
Nun wird er auch nicht wiederkommen,
Bevor die Nacht die Straßen leert.

Auf ſeinen Wandel kann ich bauen,
Der Lockre hat ſich nur verſäumt,
Des Aufbruchs Zeit, das Morgengrauen
Bei einer Dirne wo verträumt.“

So ſprach in trauter Abendſtunde
Der Papſt an Cäſar ſeinen Sohn,
Und lächelt ſchalkhaft ſeinem Funde;
Doch Cäſar ſpricht und lächelt Hohn:

„„Da weiß ich eine andre Mähre
Von deinem Herzog; gut genug,
Daß sie dein Vaterherz beschwere,
Das immer zärtlich für ihn schlug.

Ja, ihn hast du geliebt, mich nimmer;
Ich ward ein Pfaff, ein Herzog er;
Die Kutte mir, ihm Fürstenschimmer!
Doch jetzo lausche meiner Mähr:

Wohl hat dein Söhnlein zum Erbarmen
Bei einer Dirne sich versäumt,
Und müd und matt in ihren Armen
Heut früh das Morgengrau verträumt.

Diesmal hat eine alte, kühle,
Unsaubre Dirne ihn umfaßt;
Er hält auf ihrem schlechten Pfühle
Vom Liebestaumel tiefe Rast.

Und reißt man ihn nicht auf, ich wette,
Daß er bei ihr noch liegen muß,
Bis ſelber ihn aus ihrem Bette
Die Dirne wirft mit Ueberdruß.

Sie hat von ſeinem Liebesfieber
Den Mann geheilt auf immerdar.
Die Dirne aber heißt: die Tiber!
Hier iſt mein wackres Mährlein gar.““

Nun ſchweigen Beide; der, verloren
Im Glück der Rache, der im Schmerz;
Und Sohn und Vater ſchweigend bohren
Die Haſſesblicke ſich in's Herz.

Des Unheils lächelnder Verkünder
Hat Alexanders Muth gebeugt;
Erſchrocken ſieht der große Sünder,
Daß er den größern ſich gezeugt.

Der Pontifex zusammenschauernd
In Cäsars düstern Busen späht,
Und sieht entsetzt, wie dort schon lauernd
Der Vatermord im Winkel steht.

„Verruchter! Schrecklicher! erzähle!
Gabst du dem eignen Bruder Gift?
Schlägt keine Furcht dir in die Seele,
Daß dich die Strafe Gottes trifft?"

Dies Zürnen ist nur Windesfächeln
Für Cäsar, den verruchten Sohn,
Er läßt das arge, kalte Lächeln
Nicht fort sich von den Lippen drohn;

Sein Lächeln, still und ungeheuer,
Zielt auf des Papstes wundes Herz;
Also umschwebt ein stiller Geier
Ein blutend Wild, voll Angst und Schmerz.

Und in den Zeichen bittrer Leiden
Auf seines Vaters Angesicht
Läßt Cäsar seine Blicke weiden,
Bis endlich er gelassen spricht:

„„Ich segle frei im Meer der Lüfte;
Bis ich versinke, bleib' ich flott;
Mich schreckt sie nicht, die Fabelküfte;
Ich glaub', wie du, an keinen Gott!

Doch hab' ich dem nicht Gift gespendet;
Das Gift verfehlt des Weges leicht.
Verlangt dich's, wie dein Fürst geendet,
Sei noch ein Mährlein dir gereicht.

Ich bin ein Pfaff mit frommen Mienen,
Und bin ein braver Zeidler auch;
Ich hege einen Stock voll Bienen,
Gewärtig meinem Blick und Hauch.

Macht mich einmal ein Feind ergrimmen,
Gleich wird die Schuld an ihm gerächt,
Denn schwärmen lass' ich meine Immen,
Ein stachelrüstiges Geschlecht.

Die Bienen folgen meinem Zorne,
Sie stechen frisch und wacker zu;
Mein Feind empfängt mit ihrem Dorne
Den Honig auch der Todesruh.

Du treibst ja in profanen Stunden
Auch Bienenzucht, und manchen Mann
Hat nur der Stachel überwunden,
War ihm zu stumpf der scharfe Bann.""

Und schwer gedenkt der Papst des herben
Und warnenden Synodenspruchs,
Der die verbotnen Leibeserben
Der Priester — Söhne nennt des Fluchs.

Die Peſt.

I.

„Nimm du mein Ringlein, gib mir deines!
Komm Täubchen, bau'n wir unſer Neſt!“ —
Das Neſt bleibt leer, denn ach! ein Kleines,
So ſterbt ihr beide an der Peſt!

„Spielt auf! ſchenkt ein! und dann willkommen!
Hinunter noch den ſüßen Reſt!“ —
Ja wohl! du wirſt am Wort genommen,
Schon hat ergriffen dich die Peſt!

„O Kerkernacht, o bittres Härmen!
Wie quälend mich die Kette preßt!“ —
Wirſt nicht mehr lang das Eiſen wärmen,
Noch heute ſtirbſt du an der Peſt!

„Viel Sünden noch . . . doch springt die Heerde
Mir durcheinander; . . . . haltet feſt!“ —
Am Beichtſtuhl fällt er todt zur Erde,
Und hat ihn abſolvirt die Peſt?

„Triumph! wie ſchön das Blutgerinnſel
Dem bleichen Ecce homo läßt!“ —
Da reißt ihm aus der Hand den Pinſel
Und malt ihn ſelber bleich — die Peſt.

Von Haus zu Haus, und hüben, drüben,
Des Todes furchtbar Einerlei;
Er geht herum, euch einzuüben
Die Miſerere-Litanei.

Verſtockte Herzen! o Verbrecher!
Wenn euch Girolamo nicht rührt,
So merket auf den andern Sprecher,
Der eine ſchärfre Sprache führt!

Es will erschüttern und erweichen
Der Tod die harte Sünderschaar;
Hoch baut die Kanzel sich aus Leichen
Der ernste, strenge Missionar.

Schon hat der Prediger verwendet
Viel Männer, Weiber, welk und grau;
Viel Jugend, Schönheit auch verschwendet
Auf seinen raschen Kanzelbau.

Auch hat er schon aus eurer Mitte
Manch holdes Kindlein weggepflückt,
Die Kanzel sich nach frommer Sitte
Mit Engelsbildern ausgeschmückt.

II.

Nun schleicht mit Zittern und mit Beben
Die Freude als ein Jammerbild,
Nun irrt das kecke Lüsteleben
Ein rettungslos umstelltes Wild.

Verödet sind die Tisch' und Bänke,
Der Spielmann fort mit seinem Lied,
Nun steht der Wirth in seiner Schenke,
Als in der Klaus' ein Eremit.

In den verlassnen Kirchenhallen
Kniet hier und dort ein Beter kaum,
Blickt scheu, daß im Vorüberwallen
Ihn niemand streife mit dem Saum.

Dort wieder ſchreiten Proceſſionen
Mit Kreuz und Fahne, flehen, ſchrein,
Gott wolle doch der Sünder ſchonen
Und ſeine Schrecken fangen ein.

Unmuthig ſchleichen die Gewerbe,
Der Hader vor Gerichte ſchweigt,
Wo jeder denken muß: ich ſterbe
Vielleicht eh ſich die Sonne neigt.

Am Spiegel ziert mit eitlem Sinne
Sich dort ein buhleriſches Weib;
Doch traurig hält ſie plötzlich inne,
Gedenk, wie ſterblich dieſer Leib.

Sie will kein falſches Roth mehr nehmen
Auf ihre Wangen, welk und fahl;
Sie mag ſich vor den Würmern ſchämen,
Für die ſie bald vielleicht das Mahl.

Wer ſchon den Feind will niederbohren,
Ihm nach mit ſcharfem Dolche zieht,
Er hat die Luſt dazu verloren,
Als er die vielen Leichen ſieht.

Vor dieſem Lauern, dumpfen Drohen,
Vor dieſem angſtgedrückten Gram
Sind Wunſch und Leidenſchaft geflohen,
Des Unglücks Furien wurden zahm.

Die Roſſ' am Leichenwagen werden
Bei Tag und Nacht nicht ausgeſchirrt;
Verzweiflung rufen die Geberden,
Die Sprachen haben ſich verwirrt.

Die Liebe hat ihr Wort verloren,
Denn tödtlich ward ihr Hauch, ihr Kuß,
Und mit dem Tod hat ſich verſchworen
Treulos ihr ſanfter Blumengruß.

Wie mit den Gaben und Geſchenken
Das Herz die Liebe ſonſt empfing,
Und ſich ihr ſüßes Angedenken
An ihre Zeichen zaubernd hing;

So heftet jetzt ſich das Verderben
An Liebeszeichen leisgeheim,
Am Schmucke klebt ein bittres Sterben,
Am ſchmeichelnden Sonettenreim.

Du arme Mutter! zittre, zittre,
Wenn deine Bruſt den Säugling ſtillt;
Weißt du, ob nicht der Tod, der bittre,
Aus deiner Bruſt dem Kinde quillt?

III.

Zwei Künſtler wollen übernachten
Im üpp'gen Mediceerhain,
Die Griechenbilder zu betrachten
Beim klaren, milden Mondenſchein.

Buonarotti wandelt gerne
Mit ſeinem Freund Da Vinci dort,
Im Künſtlerhain, beim Licht der Sterne,
Zu ſprechen ein begeiſtert Wort.

Gerüſtet ſind ſie heut mit Krügen
Falerners, den Horaz auch ſchwang,
Wenn er, einladend zum Vergnügen,
Sein morituro Deli! ſang.

Sie wollen Freunden, die verblichen,
Dartrinken einen Becher noch
Im Angeſicht der ſchönen Griechen;
Und ihrer Kunſt ein Lebehoch.

Und ſollt' auch ſie der Tod verlangen,
So wollen ſie den ſchlimmen Gaſt
Im Kreis des Schönen hier empfangen,
Und rings von Frühlingsluſt umfaßt.

Die Statuen auf die bangen Klagen
So klar und heiter niederſehn,
Wie ſie geſehn in alten Tagen
Denſelben Jammer zu Athen;

Wie ihnen dort das immergleiche
Antlitz geſtört kein Leidenszug,
Als ihren Freund man, eine Leiche,
Den Perikles, vorübertrug.

Die Frühlingslüfte flüstern, scherzen,
Und halten in den Lauben dicht
Glühwürmer, ihre schwanken Kerzen,
Versteckten Rosen in's Gesicht.

Die muntern Frühlingswinde stehlen
Den Blumen ihr Geheimniß bald,
Das süße Duften, und erzählen
Frohlockend es im ganzen Wald.

Im Busche singen Nachtigallen
Ihr ungestörtes Wonnelied,
Springbrunnen mondbeflimmert schallen,
Die Wolk' am Himmel lustig zieht.

Die Kunstgenossen stehn und starren
Entzückt auf ein Apollobild;
Da rollt vorbei der Leichenkarren,
Und draußen ruft die Klage wild.

Die Nachtigallen jubeln freier,
Und süßer duftet's durch die Nacht,
Der Mond durchbricht den letzten Schleier,
Und heiter noch Apollo lacht.

Wie mählig an den Gartenmauern
Der laute Leichenzug verhallt,
Ergreift die Freunde bittres Trauern,
Ein Grollen faßt sie mit Gewalt.

Schon hatten sie den Wein geschwungen
Den lieben Freunden in der Gruft,
Den Griechengöttern angeklungen;
Doch jetzt Buonarotti ruft:

„Du Mörder und Orakelsprecher!
Du lächelst unserm Jammer Spott!"
Und schmetternd wirft er seinen Becher
An's Marmorherz dem Griechengott.

„Da Vinci, komm aus diesen Hainen,
Sie dünken mich so fremd, so leer!
Die Vögel zwingen mich zu weinen,
Der Duft der Blumen drückt mich schwer.

Hier steht der Menschenschmerz inmitten
Der fremden Kunst und der Natur,
Von ihren Herzen abgeschnitten,
Gehöhnt von ihrer Freudenspur.

Doch, siehst du dort ob jenen Zweigen
Das Kirchenkreuz im Mondenstrahl?
Siehst du den Gott herab sich neigen
So mitleidsvoll zu unsrer Qual?

Schon wieder rollt der Leichenwagen
Vorbei dort an der Gartenwand;
Doch tröstend weist das Kreuz den Klagen
Hinüber in das Heimathland.

Was einſt Girolamo bedauernd
Dem ſterbenden Lorenzo ſprach,
Das war bei dieſen Klängen ſchauernd
In meinem Herzen wieder wach.

Mir ſtrömt es freudig von den Wangen,
Denn plötzlich, durch des Schmerzes Gunſt,
Iſt meinen Blicken aufgegangen
Die tiefe Welt der Chriſtenkunſt.

Mit einmal wurden die Antiken
Nur als ein ſchöner Schutt mir kund,
Der uns die Wurzel will erſticken
Auf unſerm eignen Lebensgrund." —

Da Vinci ſchweigt, er trauert milder;
Doch kaum verhallt der Jammerton,
So wandeln neue, große Bilder
Durch ſeine große Seele ſchon.

Das himmliſche Gemälde zündet
In ſeiner Bruſt, ein Wunderſtrahl:
Wie Jeſus den Apoſteln gründet
Das „Denket mein!“ im Abendmahl.

Und Michel Angelo, der wilde,
Die Augen mit der Hand bedeckt,
Er iſt von einem neuen Bilde
Entzückt im Herzen und erſchreckt.

Aus ſeinem ungeſtümen Grame,
Wie Sonnenſchein aus Wetterflor,
Taucht plötzlich ihm die Kreuzabnahme
Unwiderſtehlich jetzt hervor.

Die vier Geſtalten ließ ihn ſchauen
Ein geiſtdurchglühter Augenblick;
Und kühn beſchließt er, ſie zu hauen
Zuſammt aus einem Marmorſtück.

IV.

In Florenz kann nur Einer halten
Sein Herz in klarer Heldenruh;
Nur Einer ſieht dem Todeswalten
Mit unerſchrockner Seele zu.

Girolamo, noch unermattet,
Einſam in ſeiner Zelle wacht!
Gepflegt, getröſtet und beſtattet
Hat er von früh bis Mitternacht.

So mancher Bettler auf dem Wege,
Den Alles nun verſtieß und floh,
Ward in das Kloſter mild zur Pflege
Genommen von Girolamo.

Wenn auch der Bettler mußte ſterben,
War doch des Priors Wort vielleicht
Das Freundlichſte, was ſeinem herben,
Freudloſen Leben ward gereicht.

Als ſich ſein Geiſt hinweggeſchwungen
Aus dieſem dumpfen Jammerort,
Iſt ihm verſöhnend nachgeklungen
Des Priors liebevolles Wort.

Girolamo in ſeiner Zelle
Bei ſpäter Lampe ſinnt und ſchafft;
Denn unverſiegbar iſt die Quelle,
Woraus er tränket ſeine Kraft.

Er widmet ſeinen Tag den Kranken;
Ein Arzt zu ſeyn der Chriſtenheit,
Dem großen, heiligen Gedanken
Iſt ſeine ſtille Nacht geweiht.

Nun schreibt er Briefe, mächt'ge Briefe,
Er schildert dringend, heiß und wahr
Des Abgrunds unheilvolle Tiefe,
Der Kirche dringende Gefahr.

Daß Gott die Kirche will erneuern,
Sein Schreiben an den Kaiser spricht;
Er sucht den Kaiser anzufeuern
Zu seiner Schutz- und Schirmespflicht.

Den König Frankreichs will er wecken
Mit einem Briefe, kühn und frei;
Wird ihn nicht rühren und erschrecken
Der Kirche Noth und Hülfeschrei?

Den Königen von Spanien schreibt er,
Wozu der Herr die Throne schuf;
Den König Ungarns, Englands treibt er
Zu seiner Pflicht mit scharfem Ruf.

Er mahnt sie alle, zu vereinen
Ein christliches Concilium,
Auf dem er selber will erscheinen,
Und streiten für das Heiligthum;

Wo er die Stimme will erheben,
Anklagen laut der Kirche Haupt,
Den Papst mit seinem Lasterleben,
Den Sünder, der an Gott nicht glaubt;

Den frechen Borgia, der als Waare
Für schnödes Geld mit Trug und List
Erkauft die heilige Tiare,
Der sie nun trägt als Antichrist.

Der Bann.

Savonarola iſt als Ketzer,
Falſcher Prophet, untreuer Hirt,
Als ein Rebell und Volksverhetzer
Vom Papſte excommunicirt.

Der Feinde ſtürmiſches Frohlocken
Umbraust den Dom, wo man zur Stund'
Beim lauten Schall der Todtenglocken
Dem Volke macht das Breve kund.

Der Biſchof im Ornat verkündet
Des Bannes ſchauerlichen Spruch;
Vier Fackeln werden angezündet
Und ausgelöſcht mit einem Fluch:

„Dreimal hat dich nach Rom gefodert
Der Papſt, zur Gnade dir bereit;
Umſonſt! nur wilder aufgelodert
Biſt du im frevelhaften Streit!

Girolamo! das Licht der Gnade
Liſcht aus wie dieſer Kerzen Schein!
Geh hin und wandle deine Pfade,
Verflucht und finſter und allein!

Du haſt mit frechem Lügenmunde
Irrſal und Zwieſpalt uns gebracht.
Die Kirche ſtoßt aus ihrem Bunde
Hinaus dich in die Heidennacht!

Willſt du noch eine Predigt wagen,
So ſey, wer immer ſie beſucht,
Wie du vom Kirchenbann geſchlagen,
Wie du verſtoßen und verflucht!

Den Sünder soll kein Segen laben,
Das Sacrament sey ihm verwehrt,
Und stirbt er, werde nicht begraben
Sein Leichnam in geweihter Erd'!" —

Vier Fackeln haben sie gezündet
Und ausgelöscht mit einem Fluch,
Und haben so der Welt verkündet
Des Kirchenbau's Zusammenbruch.

Sie zeigten, ihre eignen Richter,
Daß frevelnd in der Welt des Herrn
Sie löschen möchten, wie die Lichter,
Die vier Evangelisten gern.

Doch unauslöschlich brennen diese,
Vom Hauche Gottes angefacht,
Zu leuchten nach dem Paradiese
Sieghaft durch tiefste Sündennacht! —

Der Priester schweigt, mit dumpfen Schauern
Verstummt das Volk, die Glocke hallt,
Nachsummend, durch des Domes Mauern
Der Rauch noch von den Fackeln wallt.

Erklungen ist am selben Orte
Der Fluch, allwo seit manchem Jahr
Des Banngetroffnen Segensworte
Zu Gott gelenkt die Seelenschaar.

Wird sich dem Kirchenbanne neigen
Girolamo, der Gottesheld?
Wird er das Wort des Heils verschweigen,
Vom Fluch geschlagen aus dem Feld? —

Der Bischof hat den Dom verlassen,
Ein langer Zug der Klerisei
Folgt nach, die den Gebannten hassen,
Und tobend strömt das Volk herbei.

Die Feinde jubeln und verbreiten
Mit Fleiß von Mund zu Mund den Bann,
Doch Papst und Bann verachtend streiten
Die Freunde für den theuren Mann.

Kaum ist die Wuth der Pest gemildert,
Und kaum vernarbt der Todesharm,
So ist auch schon zurückverwildert
Der Feinde sittenloser Schwarm.

Und auf den Straßen um die Wette
Erschallt Gesang und Lautenton,
Hier Spottcanzonen, dort Sonette,
Dem Sittenprediger zum Hohn.

Das Laster scheint vom Papst geadelt,
Weil er den Mönch gestraft so schwer,
Der es am bittersten getadelt,
Und kecker schreitet es einher.

Zum Trotz dem strengen Sittenmeister
Wird nun gespielt, gezecht, gebuhlt;
Die dreisten Buben werden dreister
Und häufen prahlend Schuld auf Schuld.

Und tobend rufen die Gesellen
Bei Nacht San Marco's Kloster wach,
Und schmetternd fliegen in die Zellen
Den Brüdern Steine, Fluch und Schmach.

Savonarola's Freunde werden,
Wo einer sich erblicken läßt,
Verhöhnt mit Worten und Geberden;
Doch halten treu an ihm sie fest.

Die Freunde können nicht vergessen,
Sie werden sein geweihtes Wort
Nur tiefer in das Herz sich pressen,
Als ihres Lebens besten Hort.

Es wird Domenico vor allen,
Der treuſte Freund Girolamo's,
Von Spott und Läſtrung überfallen;
Doch trägt er kühn des Freundes Loos.

Er tritt den Wüthenden entgegen,
Er ruft es auf den Straßen laut:
„Des Böſen Fluch iſt Gottes Segen,
Schon flieht die Nacht, der Morgen graut!

Der Nebel weicht, ſo ſchwarz und dichte
Ihn auch die röm'ſche Nacht ſich ſpann,
Und fliehend ruft dem Tageslichte
Die Nacht vergebens ihren Bann.

Des Frommen dringendes Betheuern,
Und jeder Herzſchlag früh und ſpät:
Daß ſich die Kirche muß erneuern,
Iſt wahr, er iſt uns ein Prophet."

Domenico ruft auf der Straße,
Und kündet von der Kanzel auch
Entschlossen, daß er nimmer lasse
Vom Freunde bis zum letzten Hauch.

Er mahnt das Volk, daß es den Ränken,
Dem Zorn der Feinde zittre nicht,
Und keines Fluches zu gedenken,
Wenn ihm Savonarola spricht.

Der Glaube ist der höchste Segen,
Und besser ist's, den müden Staub
In's ungeweihte Grab zu legen,
Als daß der Geist des Todes Raub. —

In mancher Seele wankt das Hoffen,
Weil nun des Bannes grauser Strahl
Italiens reinstes Haupt getroffen,
Die Kunde fliegt durch Berg und Thal.

Wer wird uns nun die Predigt halten?
Wer kämpft wie er so kühn? wer siegt?
Wer wird das Herz dem Teufel spalten,
Wenn unser Held in Banden liegt?

So hört ihr manchen Christen klagen;
Wie eine dunkle Wolke geht
Durch's Land ein trauriges Verzagen,
Vom Hauch der Kunde fortgewcht.

Und mancher, der an fernem Orte,
Bedauert es nun doppelt schwer,
Daß er versäumt des Frommen Worte;
Nun hört er ihn wohl nimmermehr?

Nach Florenz wallt das Volk in Schaaren,
Das ihn noch einmal schauen muß,
Vielleicht für's Leben zu bewahren
Von ihm noch einen Scheidegruß.

Doch ist zu früh noch solches Bangen,
Noch ist's gekommen nicht so weit,
Daß sie den Mann in Ketten zwangen,
Noch kämpft er fort den großen Streit.

Nicht hemmt auf seinen Gottespfaden
Das Banngeräusch den kühnen Mann;
Wie nicht das Zirpen der Cicaden
Den Schritt des Helden stören kann.

Wenn Heimchen auch den Helden mahnen,
Daß bald ihn, bald der Rasen deckt,
Ihm ist der Tod ein süßes Ahnen,
Und vorwärts eilt er ungeschreckt.

Girolamo die heiße Fehde
Des Herrn noch immer treulich ficht;
Und also seine Kanzelrede,
Dem Bannesfluch antwortend, spricht:

„Prälaten ſind allein mit nichten
Die Kirche, und auch nicht zumeiſt;
Sie ſoll aus Allen ſich errichten,
Bei welchen Glaub' und heil'ger Geiſt.

Chriſtus, der auf dem Kreuz verſchieden,
Iſt unſer Mittler, Er allein;
Der Klerus ſoll zum Gottesfrieden
Ein Führer nur, nicht Mittler ſein!

Das Evangelium iſt das Leben;
Das nur kann gültigen Entſcheid
Und Richterſpruch im Kampfe geben,
Ob ihr die Kirche Chriſti ſeid.

Das iſt die Wurzel, ewig bleibend,
Unſchütterlich, und ohne Raſt
Den Saft des Lebens weiter treibend
Als Tradition von Aſt zu Aſt.

Der Eiche grünes Leben sprießet
Aus ihrer Wurzel nicht allein,
Sie dorrt, wenn nicht vom Himmel fließet
Der milde Thau und Sonnenschein;

Doch was der Wurzel nicht entsprossen,
Ist falsch, wenn's auch sich heilig nennt;
Wem Nebel nicht das Aug' umflossen,
Die Mistel von der Eiche trennt.

Der Glaubensbaum, der lebensreiche,
Ist uns gepflanzt von Gottes Sohn;
Die Mistel, wuchernd an der Eiche,
Das ist die falsche Tradition.

Im Eichenlaub als Vöglein singen
Die Seelen, fröhlich und daheim;
Die Mistelbeeren aber bringen
Dem Teufel seinen Vogelleim.

Ihr führt gen Gott ein eitles Kriegen;
Wenn auch der Tod mich bald verſchlingt,
So wird die ſtarke Hand doch ſiegen,
Die mich als ihren Hammer ſchwingt.

Das jammervolle Truggerüſte,
Das ſich die Kirche Chriſti heißt,
Der Bau, den freches Erdgelüſte
Gethürmet, nicht der heil'ge Geiſt;

Die Hand des Herrn wird niederſchlagen,
Und euer Werk zerbricht, zerſtiebt,
So wahr Millionen Herzen klagen,
So wahr noch Gott die Menſchen liebt!"

Der Papſt und Mariano.

Verſtimmt iſt heut der Papſt und düſter,
Mariano wehrt ihm den Verdruß
Umſonſt mit ſchmeichelndem Geflüſter,
Ein jedes Wort Pantoffelkuß.

Wohl ſchwieg der röm'ſche Vater lange
Und ſchloß in's Herz den ſcharfen Dorn;
Doch endlich reißt des Schweigens Spange
Von ſeiner Bruſt der ſtarke Zorn:

„Girolamo will ſich nicht fügen,
Der Kirche tiefentrathner Sohn?
Wagt immer noch Prophetenlügen,
Und predigt offne Rebellion?

Sieh dieſen Brief des Ungeheuers,
Den ihm in's Herz der Teufel blies,
Voll Rednerkraft und wilden Feuers;
Das ſchrieb er an den Kaiſer, lies!

Mein braver Fuchs im Hermeline,
Mein Sforza fing den Brief mir auf,
Und kam damit, daß er mir diene,
Selbſt hergerannt in vollem Lauf."

Mariano lieſt die kühnen Zeilen
Des Mannes, der ihn einſt beſiegt,
Er lächelt, murmelt unterweilen,
Indem ſein Aug' das Blatt durchfliegt:

„„Concilium? . . . den Papſt verklagen? . . .
Jetzt iſt der Braten gar gebeizt;
Nun gilt's kein Zaudern mehr und Fragen,
's iſt Zeit, daß man die Küche heizt.""

„Mariano, schweig, daß ich erzähle
Dir meinen Traum von letzter Nacht;
Das Bild hat mir erquickt die Seele,
Wie mir noch nie ein Traum gelacht.

Ich sah den jüngsten der Propheten,
Der in Florenz sich hören läßt,
Wie er dem ältesten Propheten
Der Griechen hing am Halse fest.

Girolamo, den bösen Rangen,
Sah ich entzückt in meinem Traum
Erdrosselt und verschwiegen hangen
Am dodonäischen Eichenbaum.

Nun ist, wie Zeus mit seinem Strauche,
Des Traumes süßer Anblick fort;
Doch von des Mönches gift'gem Hauche
Noch nicht des Papstes Macht verdorrt.

Und will der Ketzer nicht gehorchen:
Ist auch die Eiche längst dahin,
Noch stehn im Walde meine Forchen,
Und lustig brennt der fette Kien!“

Des Papstes ränkevoller Diener
Mariano ihm zu Füßen sank,
Der ehrsuchtkranke Augustiner
Ist auch vor Durst nach Rache krank:

„„Was ich dich jüngst so heiß beschworen
Im Cardinalscollegium:
Solang die Macht dir nicht verloren,
O mache den Propheten stumm!

Der Teufel schliff ihm tausend Zungen,
Zu kämpfen seine böse Schlacht;
Bald hat er in den Staub gerungen
Sanct Peters Kraft und Schlüsselmacht.

Du kannſt nicht löſen mehr und binden,
Wenn nicht das Feuer ihn erſtickt,
Du donnerſt deinen Zorn den Winden,
Cenſuren, Bann und Interdikt.

Girolamo blieb unerſchrocken,
Als man im Florentiner Dom
Verlas beim Schall der Todtenglocken
Des heil'gen Vaters Brief aus Rom.

Dein Breve hat ihn nicht gebrochen,
Und ſeine Seele rührt' es nicht,
Daß ſie den Bann ihm dort geſprochen,
Verfluchend bliesen aus das Licht.

Das Blatt, mit deinem Zorn beladen,
Girolamo mit Füßen tritt,
Als wär's ein Blatt auf Waldespfaden,
Das welk und matt vom Baume glitt.

Der Tolle predigt jetzt noch freier.
Hat er nicht jüngst zu deiner Schmach
Verspottet laut die Bannesfeier,
Als er zur Kirche also sprach:

„Euch wird die Hand des Herrn zerschlagen,
Und eure Macht zerbricht, zerstiebt,
So wahr Millionen Herzen klagen,
So wahr noch Gott die Menschen liebt!“ —

Da ruft der Papst: „Ich aber werde,
Girolamo, du schlimmer Gast!
Hinweg dich tilgen von der Erde,
So wahr dich Alexander haßt!

Wir wollen diesem feurigen Streiter
Als zündbares Concilium
Zusammenrufen dürre Scheiter;
Er sterbe für sein Heiligthum!“

Die Verhaftung.

Warum hat ſich gen ihn verſchworen,
Den Frömmſten, ſeiner Feinde Wuth?
Weil er die Böſen und die Thoren
Auch ſchaffen wollte fromm und gut;

Weil er ſo muthig eingedrungen
Auf ihrer Sünden freches Heer,
Weil er auf ſie ſein Wort geſchwungen
Als eine furchtbar ſcharfe Wehr.

Wenn auch ihr Laſterleben dauert,
Die Freude dran iſt dennoch wund;
Ein heimliches Entſetzen kauert
Doch in des Herzens tiefſtem Grund.

Von Magiern alte Mähren künden,
Daß ihre Kunst den Zauber barg,
Dem balsamirten Leib zu zünden
Ein ew'ges Lichtlein in den Sarg;

Daß bei dem nieverglommnen Dochte
Die Seele, wenn sie eitel war,
Den theuern Leib beschauen mochte,
Der sonst ihr wäre unsichtbar.

Girolamo hat solche Kerzen
Gepflanzt, dem Sünder zum Verdruß,
Der noch im weltbegrabnen Herzen
Der Unschuld Leiche schauen muß.

Sein Wüthen ist verstecktes Klagen,
Daß er nicht löschen kann das Licht,
Daß er sich nimmer kann entschlagen
Dem innern, traurigen Gesicht. —

Die Brüder in San Marco ſingen
Die Veſper, friedlich und erbaut,
Als plötzlich an die Pforten dringen
Des Priors Feinde ſtürmiſch laut.

Des Priors Ruf an ſeine Treuen,
Allein mit geiſtlicher Gewalt
Zu ſtehn der Feinde wildem Dräuen,
Im ſteigenden Tumult verhallt.

Sie rütteln, pochen an den Thüren,
Sie ſteinigen das Gotteshaus,
Und rufen unter Racheſchwüren:
„Gebt den Propheten uns heraus!“

Sie zünden Feuer an den Schwellen,
Die Flamme brennt die Pforten auf,
Einbrechen jetzt die Mordgeſellen,
Wie auf den Raub ein Tigerhauf.

Des Priors Freunde doch nicht weichen;
Sie haben ſich um ihn geſtellt,
Die Kirche hallt von Waffenſtreichen,
Von Kampfgeſchrei, und Mancher fällt.

Vor allen führt die ſcharfen Hiebe
Der wackre Deutſche todesſchwer,
Der einſt Girolamo zu Liebe
Aus fernem Lande zog daher.

Jetzt hat er einem Feind gerungen
Den Büchſenhaken aus der Hand,
Und nimmt, da ihm ſein Schwert zerſprungen,
Die Kanzel ſich zum Schützenſtand.

Und wer am wildſten iſt zu ſchauen,
Wer ſchon Girolamo bedroht
Und nah, zu ihm ſich durchzuhauen,
Den ſchießt der tapfre Deutſche todt.

Bereit, für seinen Freund zu sterben,
Denkt er: „du Frommer schütztest mir
Getreu die Seele vor Verderben,
Ich schütze dir den Leib dafür!“

Noch immer wächst im wilden Kampfe
Der Streiter Zahl und ihre Wuth,
Der Athem ringt mit Rauch und Dampfe,
Die Füße baden sich in Blut.

Wo sie Girolamo bedrängen,
Ist das Getümmel also dicht,
Daß sperrend sich die Arme zwängen,
Und Mancher mit den Zähnen ficht.

Nur hier und dort führt einer schlagend
Mit freiem Schwung das Mordgeräth,
Die andern Streiter überragend,
Weil er auf einer Leiche steht.

Da ſtoßt ein Junge mit der Pike
Ein Fenſter aus, der Qualm entweicht,
Es ruht der Kampf für Augenblicke,
Als nun die Luft erquickend ſtreicht.

Doch hat der Windhauch bald belebend
Des Zornes Flammen friſch gefacht,
Der Streit, zur Veſper ſich erhebend,
Tobt fort, ſchon iſt es Mitternacht.

Girolamo's getreue Wächter
Umſchützen ihn, ein feſter Wall,
Und ſterbend büßen hundert Fechter
Den immer neuen Ueberfall.

Jetzt plötzlich donnern um die Mauern
Feldſtücke rings; von Schreck verwirrt,
Die Kämpfer da zuſammenſchauern
Und ruhn, die Kirche bebt und klirrt.

Sturmglocken schallen, und Trommeten
Zur Thür herein gebieten Halt;
Mit Fackeln in die Kirche treten
Die Boten jetzt der Staatsgewalt.

Die Boten künden, Ruh zu schaffen:
„Wer, Laie, nicht in aller Eil'
Das Kloster flieht und streckt die Waffen,
Stirbt als Rebell vom Henkerbeil!"

Girolamo in allen Gnaden,
Und Fra Domenico wie er,
Ist vor die Signorie geladen,
Gesichert ihre Wiederkehr!"

Und dumpfe Stille folgt dem Mahnen,
Denn mächtig jedes Herz ergreift
Ein frohes oder banges Ahnen,
Daß jetzo das Verhängniß reift.

Girolamo mit ſanftem Leide
Gehorcht, ihm ſagt des Herzens Drang,
Daß er von hier auf immer ſcheide,
Daß dieſer Schritt ſein Todesgang.

Das Kloſter muß er nun verlaſſen,
Wo er ſo lang für Gott gelebt,
Die Wehmuth will ihn mächtig faſſen,
In ſeinem Aug' die Thräne ſchwebt;

Doch freudig ſiegt die Todesweihe:
Er ſpricht den Freunden ſeinen Gruß,
Umarmend gibt er in der Reihe
Den Brüdern noch den Scheidekuß.

Bevor er ſchreitet durch die Pforten,
Spricht er, wie es gebeut die Friſt,
In ſtarken und gedrungnen Worten
Den Wunſch, der all ſein Leben iſt.

Er mahnt die Brüder, nicht zu zagen,
Dem Sturm zu trotzen ohne Scheu,
Die Wahrheit in die Welt zu tragen
Durch Noth und Tod, dem Herrn getreu.

Die treuen Freunde weinen bitter,
Die schlimmen Feinde lärmen froh,
Und schluchzend küßt der deutsche Ritter
Die Schulter dem Girolamo.

Freudvoll hat sich der stetsbewährte
Domenico zu ihm gestellt,
Entschlossen, als sein Kampfgefährte
Sein Loos zu theilen, wie es fällt.

Die Signorie, die gnadenreiche,
Läßt sie, daß keiner dem Geschick
Im wirren Volkstumult entweiche,
Zusammenfesseln mit dem Strick.

Als sie die Hand dem Büttel senken,
Zu jeder Schmach und Qual bereit,
Begegnet sich ihr Blick, sie denken
Zugleich an ihre Jugendzeit.

Sie denken an die traute Zelle,
An jene gottgeweihte Stund',
Als sie bei goldner Abendhelle
Geschlossen ihren ernsten Bund;

Als sie manch ahnend Wort gesprochen
Vom Prager Hieronymus,
Wie eine Welt von Qual gebrochen
Am unerschütterlichen Huß.

„Wohlan!" — so thut im Herzen Beiden
Der Muth den gleichen kühnen Schlag —
„Die Zeit ist da für Kampf und Leiden,
Wo sich die Treu erproben mag!"

Sie schreiten fort, durch Fesselflechten
Und ihren treuen Muth vereint,
Umringt von rauhen Waffenknechten,
Vom Volk verflucht, verhöhnt, beweint.

Alexanders Freude.

Girolamo und den Genoſſen
Der tückiſche Pallaſt empfängt;
Schon werden auf geſchwinden Roſſen
Nach Rom Eilboten fortgeſprengt.

Die Boten friſch und luſtig reiſen,
Für ſcharfen Ritt ein reicher Sold;
Die Pferde treibt des Spornes Eiſen,
Die Reiter treibt des Papſtes Gold.

Wie ſank der Papſt, von Gott verlaſſen,
So tief hinab in Schuld und Noth,
Daß er den Frommen zitternd haſſen,
Und lechzen muß nach ſeinem Tod!

Daß ihm das Wort: „Er ist gefangen"
Klingt wie berauschende Musik,
Und Thränen fallen von den Wangen;
Dies ist sein frohster Augenblick!

Der Papst, vergessend im Entzücken
Die Würde ganz, frohlockend lacht;
Er muß an's Herz den Reiter drücken,
Der ihm das süße Wort gebracht.

Und er beruft die Cardinäle
Und seine Freunde dort und da,
Daß allen er voll Hast erzähle,
Was Gutes in Florenz geschah.

Und wieder kehrt er zu den Boten
Und forscht genau nach Allem, fragt,
Ob nicht, als ihm die Waffen drohten,
Das Herz Girolamo's verzagt?

Und als die Büttel mit den Banden
Die Hände ihm zurückgeschnürt,
Ob da sein Muth nicht ward zu Schanden,
Und als sie ihn hinweggeführt?

Doch dessen gibt es nichts zu künden;
Die Boten meinen: „So wie der,
So starr und fest in seinen Sünden
Ist keiner hier auf Erden mehr!

Doch Richtern ist er heimgefallen,
Auf deren Haß ihr trauen könnt,
Daß keiner von den zwölfen allen
Noch einen Athemzug ihm gönnt!“

Des Papstes Antlitz Freude funkelt;
Und doch auf seinem Angesicht
Zugleich ein Wölklein Kummer dunkelt;
„Girolamo verzagte nicht!“

Die Andern preiſen Gottes Finger;
Und Mariano jubelt auf,
Daß ſeinen Gegner und Bezwinger
Bezwingen wird der Scheiterhauf.

Nun ſchreibt der Papſt voll ſüßer Reden
Ein Breve an die Signorie,
Er danket Allen, ſchmeichelt Jeden,
Und nennt den Troſt der Kirche ſie.

Er mahnt ſie dringend, fleht inſtändig,
Nach ſtrenger Inquiſition
Gleich auszuliefern ihm lebendig
Girolamo, den Höllenſohn.

Aus ſeinem reichen Gnadenhorte
Verheißt er ihnen jede Huld,
Und Feuer gießt in ſeine Worte
Der Rache Trieb und Ungeduld.

Der Papſt ein zweites Breve ſendet
Dem treuen Klerus in Florenz,
Ihm wird die milde Macht geſpendet
Zu einer vollen Indulgenz.

Was jeder in den letzten Wochen
Verſchuldet, deſſen iſt er rein;
Er ſey der Sünden losgeſprochen,
Und ſollt' es auch ein Mörder ſeyn. —

Die Boten froh nach Hauſe kehren,
Geſtärkt mit Segen, Speiſ' und Trank;
Am Rücken ſpüren ihre Mähren
Des Papſtes ſchweren, goldnen Dank.

San Marco.

Den Streiter Gottes im Gefängniß
Schon eng und enger jetzt umkreist
Sein ernstes, drohendes Verhängniß.
San Marco's Kloster ist verwaist.

Rings von den Thürmen Glocken schallen
Den Freudenruf zum Osterfest;
Nur Eine von den Kirchen allen
Den hellen Ruf nicht hören läßt.

Ein Mächt'ger wird zu Grab getragen,
Posaunenton und Fackelschein,
Die Glocken aller Kirchen klagen;
San Marco's Kirche schweigt allein.

Und will bei heftigen Gewittern
Mit seinen Glocken jeder Thurm
Den Himmel rühren und erschüttern:
San Marco's Kirche schweigt im Sturm.

Den Brüdern nahm der Feinde Rache
Die Glocke fort aus ihrem Haus,
Verloren hat es seine Sprache
Bei Freud' und Leid und Wettergraus.

Die Brüder leben ihre Stunden
In abgeschlossner Trauer hin;
Sie horchen bang den Tageskunden,
Die viel bewegt die Stadt durchziehn.

Beim Psalmensang der Matutinen
Hemmt Wehmuth ihrer Seelen Schwung:
Und wenn sie Gott zur Vesper dienen,
Ergreift sie die Erinnerung.

An ihn gemahnt sie jede Stelle,
Den sie vielleicht nicht wiedersehn,
Sie weinen, wenn sie an der Zelle
Girolamo's vorübergehn. —

Die Tortur.

Der Morgen kommt, hat noch gefunden
Blutſpuren jener grauſen Nacht.
Savonarola wird gebunden
In's peinliche Verhör gebracht.

Viel Frevel gibt's, wer kann's verneinen?
Viel Gräuel lebt im Sonnenlicht;
Doch jämmerlichern gibt es keinen,
Als Schurken, ſitzend zu Gericht.

Ein Wandrer trägt auf Waldeswegen
Ein Schwert zu ſeinem Schutz; da raubt
Rücklings ein Strauchdieb ihm den Degen
Und ſpaltet ihm damit das Haupt.

Gesetz! wie gleichst du solchem Stahle!
Gericht, wie manchmal bist du gleich
Dem Räuber, der im dunkeln Thale
Dem Wandrer schlägt den Todesstreich!

Die Richter sitzen in der Reihe,
Von Mördern eine tücht'ge Schaar,
Zwölf Laien sind es, und zur Weihe
Ist beigesellt ein Priesterpaar.

Jetzt rufen die Inquisitoren:
„Girolamo! bekehre dich!"
„Girolamo! du bist verloren!" —
„Den Widerruf! sprich, Ketzer, sprich!" —

„Bekenne, daß du dich versündigt
An Gott und seiner Kirche schwer!
Daß du nur Lügen hast verkündigt,
Das Volk getäuscht mit eitler Mähr!"

„Was du dem Volke sprachst vermessen
Von Kirchenreformation:
Das widerrufe, sonst erpressen
Bald wir dir einen andern Ton!“

„Und willst du nicht dem Sturme weichen,
Bist du kein lügender Prophet,
Wohlan! mit Wundern und mit Zeichen
Erprobe dich, bevor's zu spät!“

Entgegentritt dem Haß und Grimme
Mit unerschrocknem Angesicht
Girolamo, mit fester Stimme
Spricht er: „Ich widerrufe nicht!

Was ich verkündigt, wird geschehen:
Des Truges morsche Kette reißt,
Die Kirche Christi wird erstehen
Und siegen wird der ew'ge Geist!

Traun! wollte Gott in Wundern sprechen,
Er würde wenden euer Herz,
Er würde von der Brust euch brechen
Den siebenfachen Wall von Erz.

Das wär' ein Wunder, heischt nicht andre,
Dies eine thut euch bitter noth.
Ich aber meines Weges wandre,
Und meinen Pfad verschlingt der Tod.

Bin Werkzeug nur, das Gott erweckte,
Ein Straßenlichtlein in der Nacht,
Das warnend Gott am Abgrund steckte,
Ein tönend Horn in seiner Schlacht.

Will Gott das Lichtlein nicht mehr brauchen,
So lischt es aus; doch seine Hand
Wird warnend aus dem Abgrund tauchen,
Mit einem hellen Fackelbrand.

Will Gott dies Horn auch nicht mehr brauchen,
Weil lauter wird der Schlachtendrang,
So wird er in ein andres hauchen,
Das rufen wird wie Donnerklang!"

Da schmähn und lästern mit Gepolter
Die Richter, schreien wuthentbrannt:
„Fort mit dem Ketzer auf die Folter!"
Schon sind die Büttel zugerannt.

Girolamo ist fest gebunden,
Ein Strick um seinen Leib sich schlang,
Und hoch hinauf wird er gewunden
An einen Balken mit dem Strang.

Am Stricke stürzt er plötzlich nieder
Bis nah zum Boden mit Gewalt,
Daß ihm der Schmerz durch alle Glieder
Erschütternd zuckt und zerrt und prallt.

Am Seile bleibt er hangend schweben,
Da schreien ihm die Richter zu:
„Willst du der Kirche dich ergeben?
Und lässest du den Papst in Ruh?“

Ihm bebt der Leib in allen Fugen,
Ihm ist, als ob im jähen Fall
Gehirn und Herz zusammenschlugen,
Gelöst vom ungeheuren Prall.

Im Leidensaufruhr wankt und zittert
Jedwede Fiber, kocht das Blut;
Doch bleibt die Seele unerschüttert,
Ein großer Schmerz, ein größrer Muth.

Er spricht mit schmerzgedämpfter Sprache:
„Bei Gott! ich widerrufe nicht!
Und wenn mir eure blinde Rache
Auch jeden Nerv am Leibe bricht!“

Und grimmig staunen seine Schergen,
Daß ihn die Qual nicht niederschlägt;
Es will ihr Zorn die Ehrfurcht bergen,
Die sich in ihren Herzen regt.

Sie stellen ihm noch viele Fragen,
Ob er Rebell und Ketzer sei,
Und Alles wird zu Schrift getragen,
Und seine Antwort, fest und frei.

Sie möchten gerne ihn verschlingen
In ihrer Fragen schlaues Netz,
Um vor dem Volke aufzubringen
Ein Urtheil nach dem Strafgesetz.

Doch sie umstellen ihn vergebens,
Denn seine Worte sprechen klar,
So wie die Tage seines Lebens,
Daß all sein Wandel fromm und wahr.

Girolamo wird losgebunden
Und in's Gefängniß fortgeschafft,
Daß er in ungestörten Stunden
Zur Folter sammle neue Kraft.

Er kniet und betet händeringend,
Einsam in seiner Kerkerhaft,
Er fleht zu Gotte heiß und dringend
Um seinen Segen, seine Kraft:

„Der grause Schmerz will mich bezwingen,
Verlaß mich nicht am End' der Bahn!
O Gott! o Gott! laß mich's vollbringen
Und nimm mich als Blutzeugen an!"

Als neu der Morgen angebrochen,
Da kommt mit ihm der grause Schmerz,
Die Richter sammeln sich und pochen
Dem Streiter wieder scharf an's Herz.

Sie winden ihn empor und werfen
Ihn jach herunter an der Schnur;
Und seine Büttel sinnig schärfen
Mit neuen Qualen die Tortur.

Sie wollen sein Geständniß rauben
Mit einem glüh'nden Kohlenbrand,
Sie brauchen Stachel, Zangen, Schrauben,
Und Zerrgewicht an Fuß und Hand.

Und wieder wird gefragt, geschrieben,
Drei Stunden dauert das Gericht;
Girolamo ist treu geblieben
Dem Wort: „Ich widerrufe nicht!"

Am dritten Morgen halten wieder
Um ihn die Qualen ihren Reihn;
Doch zwingen sie sein Wort nicht nieder,
Wie heftig sie auch stürmen ein.

Verzweifeln muß die Folterfrage,
Und jeder Schreck an ihm zerschellt.
Also verstreichen sieben Tage,
Und herrlich siegt der Gottesheld. —

Domenico verlangt entschlossen:
„Des Freundes Loos sei mein Geschick!
Führt ihr zum Tod mir den Genossen,
Sei's auch mein letzter Augenblick!"

Und als der Abend niederschattet,
Da liegt einsam Girolamo,
Von Hunger, Schmerz und Kampf ermattet,
Im Kerker auf dem Häuflein Stroh.

Doch darf sein Herz den Trost genießen,
Den süßen Trost: bei Kampf und Leid
Sich traulich fest an Gott zu schließen
In unstörbarer Sicherheit.

Schlaf ſinket auf den Dulder nieder,
Drückt ihm die heißen Augen zu,
Erqu'ckt ihm die zerſchlagnen Glieder,
Vorſpiel der ſüßen Todesruh.

Er träumt. Er zieht mit ſeinen Eltern,
Die er ſo ſchmerzlich einſt verließ,
Fort zu den himmliſchen Vergeltern,
Sie kommen an das Paradies.

Hoch eine Wand von Edelſteinen
Umſchließt es in kryſtallner Hut,
Die Farben in einander ſcheinen,
Wie Himmelsglut und Erdenflut.

Die Wand im ew'gen Strahlenfluſſe
Lebendig um den Hain ſich ſchlingt,
Und von der Mauer hell zum Gruße
Herab ein Chor von Engeln ſingt.

Es klingt, daß manche längstverlorne
Sehnsucht im Herzen wieder schwillt;
Daß sich im süßen Liederborne
Der Durst der Jugendträume stillt.

Es klingt, daß jedes schöne Hoffen
Aus seinem Grabe sich erhebt,
Daß jede Freude, sturmgetroffen,
Im Herzen schöner wiederlebt.

Es rauschen nie geahnte Wonnen
Im Herzen auf, der Mensch erschrickt,
Als er so tief in diesen Bronnen
Zum erstenmal hinunterblickt.

Und jetzo sich die Mauern spalten,
Vom Freudenklange aufgesprengt,
Ein Chor von himmlischen Gestalten
Gastlich die Kommenden empfängt.

Nun grüßen sie, vertraulich lächelnd,
Girolamo, nun kühlen ihm,
Mit ihren sanften Flügeln fächelnd,
Die heißen Wunden Seraphim.

Die Patriarchen und Propheten,
Die Kirchenväter grüßen ihn,
Apostel und Anachoreten,
Und Märtyrer vorüberziehn.

Hosianna! tönt's im weiten Kreise;
Sein Vater singt frohlockend mit,
Doch seine Mutter schluchzet leise
Und folgt dem Sohn auf jeden Schritt.

Ihr sagt mit tröstender Geberde
Ein Engel, daß von ihrem Kind
Sie nimmer hier geschieden werde,
Und trocknet ihr die Thräne lind.

Und jetzo auch die Mutter singet:
Hosianna! freudig mit dem Chor,
Indem ihr Arm den Sohn umschlinget,
Den sie so schmerzlich einst verlor.

Sie wandeln fort in Wiesenthalen,
Wo tausend Blumenvölker blühn,
Die Blüthen strahlen, dunkeln, strahlen,
Es ist ein athmend Farbenglühn.

Sie wandelt fort in grünen Auen,
Es singt und klingt auf jedem Ast,
Die Vögel neigen voll Vertrauen
Sich nieder nach dem lieben Gast.

Und süßbeladne Zweige beugen
Credenzend nieder ihre Frucht!
Und Quellen rieseln klar und säugen
Die holden Blumen auf der Flucht.

Es lebt die Luft von Blumenhauchen,
Es bebt die Luft von Liederklang,
Und aus tiefklarem Weiher tauchen
Fischlein und tanzen zum Gesang.

Und scherzend kommt der flinke Reiher,
Der Fischlein auch zum Tanz begehrt,
Hebt's in die Luft; doch in den Weiher
Bringt er's nach Hause unversehrt.

Gazellen weiß und Lämmer viele,
Und Hermeline, Hirsch' und Reh',
Sie treiben weidend Scherz' und Spiele,
Und trinken aus dem klaren See.

Girolamo begehrt zu wissen,
Was diese weiße Heerde soll?
Und dort die Vöglein sangbeflissen?
Und hier die Fischlein, selig toll?

Der Engel spricht: „Die weiße Heerde,
Das ist die reine Christenschaar,
Schuldlos sich freuend an der Erde,
Frei, fröhlich, aller Sorgen baar.

Und die du siehst in Lüften schweben
Und singen hörst im grünen Reis,
Die Forscher sind's, die sich erheben
Zu Gott, ihm singend Dank und Preis.

Der Reiher spielt, Fischlein zu necken,
Dort mit verstelltem Räuberschwung:
Ein scherzend Bild versöhnter Schrecken,
Des Erdenwehs Erinnerung.

Die Fischlein dort im klaren Teiche,
Aufschnellend frisch im goldnen Glanz,
Sind Kinder, schöne, freudenreiche,
Hingleitend leicht im sel'gen Tanz." —

Jetzt — plötzlich ſchweigen die Gefilde —
Dort, mit dem Kelche in der Hand,
Johannes kommt, der Hohe, Milde,
Und ſegnet lächelnd alles Land.

Es iſt ein tiefes, tiefes Schweigen: —
Johannes auf dem Hügel ſteht,
Mit liebevollem Hauptesneigen,
Und ſo ſein Wort herniederweht:

„O trinket, Blumen! o genießet
Auch ihr mit Freuden Chriſti Blut!"
Und ſprengend aus dem Kelche gießet
Er hin des Weines heil'ge Flut.

Und wie der Kelch die theuren Tropfen
Weithin vertheilend niederthaut:
Bewegt den Grund ein Freudenklopfen,
Und alle Blumen jauchzen laut.

In alle Weiten geht ein Singen,
Ein jeder Halm durch Wies' und Hain
Läßt eine süße Stimme klingen,
Und alle Engel stimmen ein;

Und alle frommen Männer, Frauen,
Ein Jedes froh den Jubel mehrt;
Die Drei erfaßt ein selig's Grauen:
Wie Christus die Natur verklärt.

Je näher sie sich nahn der Mitte,
Wo Gottes Thron erhaben steht,
Je schöner blüht's mit jedem Schritte,
Die ganze Luft wird ein Gebet.

Nun weckt von Paradieseswegen
Den träumenden Girolamo
Sein Herz mit lauten Wonneschlägen,
Nun wacht er auf am Kerkerstroh.

Ceccone.

Schon wird die Kunde laut im Volke:
„Girolamo bekannte nichts!“
Schon lagert drohend eine Wolke
Sich ob den Männern des Gerichts.

Die Folterknechte selbst erzählen,
Daß er geduldig Schmerzen trug,
Wie sie noch keinen durften quälen;
Sie meinen selbst: es ist genug!

Und mancher seiner wilden Gegner
Fühlt schon zur Milde sich geneigt;
Und hier und dort ruft ein Verweg'ner,
Wenn sich ein Inquisitor zeigt:

„Habt ihr unschuldig ihn gepeinigt,
So stürmen wir die Signorie!
Dann, Schurken, werdet ihr gesteinigt!
Dann schlachten wir dem Papst sein Vieh!“

Die Richter haben Noth und Aengste;
Wer gestern noch der Schärfste war,
Geberdet heut sich als der Bängste;
Rathlos verblüfft die ganze Schaar. —

Gott ist am nächsten wohl den Guten,
Wenn ihre Noth zum Gipfel wächst;
Doch soll das Laster sich verbluten,
Dann ist der Teufel oft zunächst.

Die Richter sind am frühen Morgen
Versammelt wieder im Palast,
Voll Zornes, Ungeduld und Sorgen;
Da kommt ein unverhoffter Gast.

Da ſchleichet in den Saal der Richter,
Eh wieder das Verhör begann,
Und muſtert lächelnd die Geſichter
Ein kleiner, feiner alter Mann.

Ceccone iſt's, den Alle ſcheuen,
Willkommen doch zu dieſer Friſt:
Er kann vielleicht den Sturm zerſtreuen,
Im Land der ſchlauſte Rabuliſt.

Die Richter ſich um ihn befleißen,
Sie drücken ſchmeichelnd ihm die Hand:
„Kann uns vielleicht der Noth entreißen,
O Freund, dein mächtiger Verſtand?"

Und haſtig flüſtert drauf Ceccone:
„„Von Freundſchaft nichts! ich brauche Brod.
Vierhundert Scudi mir zum Lohne,
So helf' ich euch aus dieſer Noth.

Ihr habt aus eurem schmalen Hirne
Das letzte Tröpflein Witz gepreßt,
Nun sitzt die Angst euch auf der Stirne,
Weil sich der Mönch nicht zwingen läßt.

Schon murrt das Volk, 's gibt harte Schlappen,
Euch treibt die blinde Angst, gewiß,
Ihr werdet nicht hinaus euch tappen
Aus dieser bangen Finsterniß.

Nun, wollt ihr zahlen die Laterne?
Bezahlt ihr nicht, so geh' ich fort.""
Die Richter flüstern: „gerne! gerne!
Nur sprich geschwind ein rettend Wort!"

Ceccone lächelt mit Behagen,
Genießend seiner Wichtigkeit;
Er spricht: „„Wohlan, hört auf zu zagen,
Zu Hülfe bin ich euch bereit.

Dort hinter jenem Pfeilerſtocke
Pflanzt mir ein Tiſchlein, einen Stuhl,
Das Uebre führ' ich ſelbſt im Rocke:
Papier und Tint' und Gänſeſpul'.

In jenen Winkel laßt mich kauern;
Unſichtbar, ſtill auf meinem Platz,
Will das Verhör ich ſcharf belauern,
Nachſchreiben ſchleunig Satz für Satz.

Behalten will ich ſeine Worte,
Nur wird die Feder ſacht und fein
Verſchieben ſie von ihrem Orte,
Aus Nein wird Ja, aus Ja wird Nein.

Die Sätze will ich ſchlau verwickeln,
Hier ſchneiden ab zu falſchem Schluß,
Dort weiterſpinnen mit Partikeln;
So daß dieß Pfäfflein ſterben muß.""

Schon hat Ceccone sich gelagert;
Nun tritt Girolamo herein,
Bleich, wund, zum Leichenbild verhagert;
Der Alte blieb sein Geist allein.

Und man verhört den Gottesstreiter,
Getreulich schreibt es der Notar!
Doch schreibt im Winkel dort ein zweiter
Und fälscht die Reden unsichtbar.

Der weiß die Worte umzustellen,
Der stutzt und streckt sie so gewandt,
Daß hier zum Ketzer und Rebellen
Girolamo sich klar bekannt.

Und als sie das Verhör geendigt,
Worin der Held getreu sich blieb,
Von Schmerz und Schlauheit ungebändigt,
Als der Notar das letzte schrieb:

Da schleicht hervor, Unheil zu stiften,
Aus dem geheimen Hinterhalt,
Verbergend im Gewand die Schriften,
Ceccone's lauernde Gestalt.

Und einer naht ihm des Gerichtes
Und reicht die Akten ihm zur Hand:
„Sieh den Proceß hier dieses Wichtes,
Was er von Freveln eingestand."

Ceccone wünscht, den Fall beklagend,
Den Richtern und der Kirche Glück,
Die ächten Schriften unterschlagend,
Gibt er die falschen ihm zurück.

Girolamo muß eilig wandern
Zum Kerker; und begierig rafft
Ein Richter aus der Hand dem andern
Ceccone's Meisterstück und gafft.

Sie sind entzückt, die theuren Zeilen
Nachdoppelt flink ein Schreiber schon,
Und scharfberittne Boten eilen
Damit nach Rom zum heil'gen Thron. —

Nun lauscht das Volk, zu jedem Schwunge
Der leichtbewegte, schwache Thor:
Ceccone liest mit lauter Zunge
Und frecher Stirn sein Blendwerk vor.

„Wo ist er? daß wir ihn zerstücken!"
So brüllt des Pöbels wilder Schwarm.
Des Dulders Freunde unterdrücken
Den Argwohn mit verschwiegnem Harm.

„„Er wagt es nicht, vor euch zu treten,""
— Bescheidet sie Ceccone dreist —
„„Denn kundig ward es dem Propheten,
Daß ihr ihn steinigt und zerreißt!

Doch mögt ihr euch zufrieden stellen,
Das unerbittliche Gericht
Bestraft den Ketzer und Rebellen
Bald, bald in eurem Angesicht!""

Der Schwarm hat murmelnd sich zerschlagen,
Die Richter athmen frei und froh;
Und hoffnungslosen Kummer tragen
Die Freunde des Girolamo.

Sein Tod.

Als kaum der frühste Morgen dämmert,
Wird auf dem Marktesplatze laut
Gesägt, gezimmert und gehämmert
Von tausend Händen, und gebaut.

Doch heute gilt es keine Buden,
Die lockend sonst an diesem Platz
Das heitre Volk zum Kaufe luden
Mit all des Lebens buntem Schatz.

Die Sonne mit dem Frühlingsstrahle
Bauwerk des Todes heut begrüßt:
Sie schlagen auf drei Tribunale,
Sie richten ein Schaffotgerüst.

Savonarola's Freunde müssen,
Geneckt von Scherz und scharfem Spott,
Der Feinde Racheluſt verſüßen
Und mitarbeiten am Schaffot.

Der Biſchof von Vaſona ſchreitet
Jetzt auf das erſte Tribunal,
Von ſeinen Mönchen hinbegleitet,
Zu thun, was ihm der Papſt befahl.

Der Biſchof ſoll, bevor die Beiden
Empfängt das weltliche Gericht,
Der Kleruswürde ſie entkleiden;
Mit feierlichem Zorn er ſpricht:

„Im Namen Gott des Vaters, Sohnes,
Und heil'gen Geiſtes, und in Kraft
Des römiſchen Apoſtelthrones,
Girolamo, wirſt du beſtraft:

Wirst du des geistlichen Gewandes,
Und aller Weihen, jeder Macht
Und jeder Gunst des Priesterstandes,
Dem du nur Schand' und Schimpf gebracht:

Entsetzt, beraubt und ausgezogen,
Dich stoßt die Kirch' aus ihrem Kreis,
Die du gelästert und betrogen;
Hier gibt sie dich den Henkern preis!" —

Jetzt nimmt, in umgekehrter Reihe,
Die Kirche, was sie gab, zurück,
Von Grad zu Grad Gewand und Weihe
Wird ihm entzogen, Stück für Stück.

Da ruft ein Mönch: „heu! heu! propheta!"
Reißt aus der Hand ihm das Brevier,
Reißt ihm vom Leibe die Planeta,
Dann Stola, Alba, Scapulier.

Gelaſſen trägt der Gottesſtreiter
Der Schande förmlichen Verlauf;
Es blickt ſein Auge himmliſch heiter
Nach ſeinem Gott zum Himmel auf.

Zuletzt, was er zuerſt empfangen,
Wird ihm entzogen ſein Habit,
Und ſeine leidensblaſſen Wangen
Verſchämte Röthe überzieht.

Der Biſchof ruft: „Biſt ausgeſchieden;
Die Kirche Chriſti ſtoßt dich fort!
Die Kirche, ſtreitend noch hienieden!
Die Kirche, triumphirend dort!“

Er ſpricht: „„Die Kirche muß ich meiden,
Die dieſſeits noch im Streite bebt;
Von jener kannſt du mich nicht ſcheiden,
Die triumphirend ewig lebt!““

Und wie Girolamo getragen
Getroſt der Schande bittern Schmerz,
So trägt ihn ſchweigend, ohne Zagen,
Domenico, das treue Herz.

Auch er ſteht da im Unterkleide,
Entweiht, beraubt, verhöhnt zumal;
Und jetzo werden eilig beide
Geführt an's zweite Tribunal.

Des Papſtes Commiſſarien künden
Den beiden Brüdern hier zuſammt,
Daß wegen ihrer ſchwarzen Sünden
Der Papſt als Ketzer ſie verdammt.

Doch mildernd wird hinzugeſprochen,
Daß ſie des Papſtes Heiligkeit
Nicht läßt im Fegefeuer kochen,
Daß ſie der Tod von Schuld befreit:

„Der Papſt, verſöhnend beide Welten,
Läßt gnädig euch den Feuerbrand
Vorweg als Fegefeuer gelten,
Gibt euch der Unſchuld frühern Stand!“

Die Ceremonie nimmt ihr Endniß
Am dritten Stand; hier hören ſie,
Gefällt, ſo heißt's, auf ihr Geſtändniß
Den Todesſpruch der Signorie.

Domenico nimmt mit Ergebung
Nun auch dahin ſein Todesloos,
Er findet Stärkung und Erhebung
Im Angeſicht Girolamo's.

Dies Antlitz auf dem Sterbensgange
Iſt nicht des Sünders Angeſicht,
Der an dem ſteilen Todeshange
Voll Schwindelangſt zuſammenbricht;

Auch ist es nicht das eh'rne Trotzen
Fanatikers, voll Glut und Kraft,
Dem noch die Todesblicke strotzen
Von Flüchen wilder Leidenschaft.

Sein Antlitz ist ein hoher Friede,
Sein Schweigen seliges Gebet,
Ein Lauschen nach dem Heimathliede,
Das tröstend ihm herüberweht.

Nun ist sein Auge hell erglommen,
Und blühend sich die Wange malt:
Das ist der himmlische Willkommen,
Der auf den Dulder niederstrahlt.

Und als er zum Schaffote schreitet,
Und mancher seiner Freunde jetzt
Nach ihm die Arme weinend breitet,
Spricht er den Trauernden zuletzt:

„Verbrennt man mich, seyd unerschrocken,
Wenn meine Asche treibt der Wind,
So denkt, daß dieß nur Blüthenflocken
Vom schönen Frühling Gottes sind!“ —

Wer drängt so heftig durch die Schaaren?
Wer ist der alte, graue Mann?
Der von der hohen, wunderklaren
Gestalt den Blick nicht wenden kann?

Es ist der wilde Christenhasser,
Tubal des Ausgangs zitternd harrt,
Aus seinen Augen stürzt das Wasser,
Indem er auf den Helden starrt.

Und als an ihm der kühne Streiter
So todesfroh vorüberzieht,
Als ihm sein Auge mild und heiter
In's gramverstörte Auge sieht:

Da fühlt der Jude sich bezwungen,
Ihm ist der Blick mit Zaubermacht
In's haßverstockte Herz gedrungen,
Die Liebe ist in ihm erwacht.

Dem Judengreis, voll heißer Wunden,
Ward nun der kranke Geist erquickt,
Girolamo macht ihn gesunden,
Hat Christus ihm in's Herz geblickt.

Der Alte ruft: „Laß dich umfassen!
Ich glaube dir! mit dir ist Gott!
Man geht so selig und gelassen
Nur für Messias in den Tod!"

Er will ihm nach, doch hemmt die Menge
Unwillig den entflammten Greis;
Durchdringend schreit er im Gedränge:
„Girolamo! Heil dir und Preis!

„O laßt mich los! o laßt mich laufen
Um ihm zu Füßen stürzen mich!
Er soll, bevor er stirbt, mich taufen!
Jesus Messias! lasset mich!

Wollt ihr das Wasser ihm verwehren,
Wehrt ihm zu sprechen sein Geschick,
So tauf' er mich in meinen Zähren,
Er segne mich mit seinem Blick!"

Girolamo hört' sein Begehren,
Er spricht zum Juden feierlich:
„Ich taufe dich in deinen Zähren
Und segne mit dem Kreuze dich!" —

Nun steigen an's Schaffot die Streiter,
Domenico entschlossen stumm,
Girolamo spricht auf der Leiter
Noch laut das Glaubenssymbolum.

Und als sie an den Gipfel kamen,
Da spricht Girolamo den Schluß:
„Et in vitam aeternam. Amen!“
Und nickt dem Freund den letzten Gruß.

Nun stehn, umringt von Henkersknechten,
Die Brüder auf dem Brandgerüst,
Savonarola mit der Rechten
Das Volk noch einmal segnend grüßt.

Die Schergen sich geschäftig rühren
Und rüsten flink die Todesqual;
Die einen hier mit Ketten schnüren
Die Brüder je an einen Pfahl,

Ein andrer regt die Hände fleißig
Am Scheiterhaufen, streut geschwind
Schießpulver auf das dürre Reisig
Und prüft, von wannen streicht der Wind.

Die Knechte zünden auf ein Zeichen
Die Scheiterhaufen mit dem Span,
Die Winde durch's Gerüste streichen
Und eifern frisch das Feuer an.

Niemand wird mehr auf Erden schauen,
Girolamo, dein Angesicht!
Die Liebe und das Gottvertrauen
In deinem klaren Augenlicht;

Den Schmerzenszug an deinem Munde,
Den auch dein Lächeln nie vertrieb,
Den deine heil'ge Lebenswunde
Um die beredten Lippen schrieb;

Die Heldenstirn, Freiheit begehrend,
Die Furche drauf, den tiefen Pfad,
Den, rastlos immer wiederkehrend,
Dein mächtiger Gedanke trat!

Die himmlische Gedankeneinheit,
Die strahlend aus dem Schmerze schien,
Die blumenhafte Sittenreinheit
Auf deinem Antlitz — ist dahin!

Das gottestrunkene Entzücken,
Das dieses Antlitz oft verklärt;
Die Sehnsucht, Alle zu beglücken,
Die seine Blüthe still verheert:

Das ist verloren und vergangen,
Das Alles wird gebrannt zu Staub!
Die Flammen züngeln auf wie Schlangen,
Verzehrend hastig ihren Raub.

Doch plötzlich hat, die Flammen trennend,
Der Wind den Rauch zurückgerollt;
Die rechte Hand erhebt sich brennend,
Ob sie das Volk noch segnen wollt'. —

O Menſchen, Menſchen, arge Thoren,
Weh euch! was habt ihr hier gethan!
Wer gibt zurück, was ihr verloren,
Was ihr zerſtört in eurem Wahn?!

Ihr habt den freundlichen Genoſſen,
Der eures Jammers ſich erbarmt,
Das treuſte Herz habt ihr verſtoßen,
Und wiſſet nicht wie ihr verarmt!

Was hilft es, daß die Sonne ſcheinet,
Und daß die Erde luſtig blüht;
Der es ſo gut mit euch gemeinet,
Wenn er zu Aſche hier verglüht?

Ja! wenn ein Herz der Frühling hätte,
Er finge laut zu klagen an
Vor ſeinem heißen Todesbette,
Den er euch nicht erſetzen kann.

Nun mögen euch die Wälder rauschen,
Die Frucht ist süß, und kühl ihr Dach,
Dem Sang der Vögel mögt ihr lauschen,
Mögt laben euch am frischen Bach;

Den grünsten Wald habt ihr zerrüttet,
Der Schatten euch und Frucht gereicht;
Den reinsten Quell habt ihr verschüttet,
Den hellsten Vogel fortgescheucht! —

Allmählig löschen jetzt die Flammen;
Verglommen ist der letzte Brand,
Der Scherge fegt den Rest zusammen
Und eilt damit zum Arnostrand.

Was nicht der Wind, den Feuerstellen
Entführt, der Erde wiedergab,
Die Asche streu'n sie in die Wellen,
Mißgönnend ihr ein stilles Grab. —

Doch kann der Feuertod nicht bannen
Das Wort Girolamo's, es fliegt
Aus Flamm' und Rauch gestärkt von dannen,
Tönt mächtig fort und fort — und siegt.

Vergebens hat er nicht gestritten
Den harten, ruhelosen Streit,
Und nicht umsonst hat er gelitten,
Und sich dem Martyrtod geweiht.

Nicht also treulos wird erfunden
Die Menschheit je, so kümmerlich,
Daß allen Herzen unempfunden
Ein Gotteshauch vorüberstrich.

Die Wahrheit siegt, die Feinde wanken,
Herein der Frühling Gottes bricht,
Der Kirche weht, der müden, kranken,
Genesungsluft in's Angesicht.

Die Schneelawinen alter Lügen,
In langer, banger Winterzeit
Von all den trüben Wolkenzügen
Auf unsre Alp herabgeschneit,

Sie trifft des Frühlings Macht und Leben,
Sie trifft der Sonnenblick des Herrn,
Daß sie nur leicht und lose schweben
Um des Gebirges festen Kern;

Und es bedarf nur einer Stimme,
Die, rings die Luft erschütternd, ruft,
So stürzen sich mit lautem Grimme
Die Frostlawinen in die Gruft. —

Der alte Jubal folgt den Leuten
Zum Strande, traurig, ohne Wort,
Als sie die Asche niederstreuten,
Er zieht am Fluß hinunter fort.

Er folgt dem Strom, dem sonnenhellen,
Gedankenvoll, und weint, und lauscht
Dem langen Leichenzug der Wellen,
Der mit dem Staub von hinnen rauscht.

So zieht er fort am Arnoflusse
Vom Morgen bis zum Abendlicht,
Bis seinem alten, lahmen Fuße
Zur Wanderung die Kraft gebricht.

Da steht einsam am Wiesenraine
Ein Kreuz; er wirft die Krücke hin
Und sinkt und läßt im Abendscheine
Den Strom an sich vorüberziehn.

Und starrend in die rothen Fluten,
Gedenkt er wieder kummervoll
Der Kinder, sieht, wie sie verbluten;
Doch schweigt in seiner Brust der Groll.

Sein Herz empfing von ihm die Milde,
Zu dem er sich hinüberſehnt;
Er blickt hinauf zum Christusbilde
Und stirbt, das Haupt an's Kreuz gelehnt.

Die Albigenſer.

Deutsche Volksbibliothek

Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und Augsburg.

Die Albigenser.

Freie Dichtungen

von

Nicolaus Lenau.

Stuttgart und Augsburg.
J. G. Cotta'scher Verlag.
1860.

Daß alles Schöne muß vergehen,
Und auch das Herrlichste verwehen,
Die Klage stets auf Erden klingt;
Doch Todtes noch lebendig wähnen,
Verwirrt das Weltgeschick und bringt
Das tiefste Leid, die herbsten Thränen.

Inhalt.

	Seite
Nachtgesang	1
Frühling	9
Pierre von Castelnau	11
Fulco	26
Der Traum	41
Die Höhle	51
Das Interdict	63
Das Vorgemach	67
Die Führer	72
Der Rosenkranz	75
Ein Schlachtfeld	85
Das Vogelnest	90
Jacques	95
Zwei Troubadours	98
Der Büßer	104
Der Besuch	109
Foix	113
Carcassonne	118
Beziers	122
Roger, Vicomte von Beziers	125
Das Mädchen von Lavaur	130

Seite

Des Wandrers Gruß 133
Alfar 135
Das Gelage 141
Der Brunnen 146
Entgeltung 148
Umsonst! 150
Simon Montfort 152
Ritter und Mönch 156
Ein Greis 161
Das Gesicht 165
Schlußgesang 168

Nachtgesang.

I.

O gläub'ger Hohn! o bitterste Satire
Auf diese Welt voll Haß und Feindeswuth,
Wenn der Chinese sich dem grimmsten Thiere
Vertraut und sich begibt in seine Hut,
Wenn er für sich, die Seinen, Haus und Feld
Zum Schutzgeist den verstorbnen Tiger wählt.

Er schläft getrost, wenn still der Tigergeist
Als Hüter Haus und Feld bei Nacht umkreist:
Und wohl mag ihm sein Wahn zum Schutze taugen:
Denn wenn ein Feind sich schleicht in seine Nähen,
Der sieht im Glühwurm roll'n des Tigers Augen,
Der spürt im Nachtwind seinen Rachen wehen. —

O wäre solch ein Tiger mir Genosse,
Mit Geisterkrallen, unsichtbarem Rachen
Mir den Gedankenherd treu zu bewachen,

Den Einbruch wehrend meinem Feindestrosse!
Wenn mein einsames Herz Gedanken hämmert,
Daß ich die Welt und ihren Gram vergesse,
Wenn mir an seiner hellen Feuereisse
Die Morgenglut des heil'gen Sabbaths dämmert,
Ha! Tiger! dann bewache meine Schranken,
Und kommen Störer, schlag' in ihre Seelen
Als scharfe Schauer deine luft'gen Branken,
Daß sie sich scheu verzagt von dannen stehlen! —

Wenn Erdenwünsche kommen, mich zu locken,
So spring' sie an, daß sie entfliehn erschrocken!
Und kommen klagende Erinnerungen,
Ermorde sie, bevor sie eingedrungen!
Auf *eine* aber stürze dich vor allen,
Zerreiße schnell mit deinen scharfen Krallen,
Verschling' auf immer du in deinen Rachen
Ein Frauenbild, das mich will weinen machen! —
Send' ich ein Lied auf die Tyrannenfratzen,
So hilf ihm, Tiger, nach mit deinen Tatzen!
Schlag' ihnen breite Wunden ins Gewissen,
Und Höllenträume hauche auf ihr Kissen!
Und wenn sie, aufgeschreckt, die Augen reiben,
Die Kerze zünden, zitternd auf sich setzen,
Blas aus das Licht, daß sie im Finstern bleiben,
Mach' vor der Thür Geräusch wie Dolchewetzen!

Und will der Feige dann mit seinem Schrecken
Verkriechen sich, entreiß' ihm seine Decken
Und wickle ihn in alle Flüche fest,
Die er getretnen Herzen ausgepreßt!
Sein Eingeweide schlag' mit Schmerzensbissen,
Die wie Vergiftung durch den Leib sich ringeln,
Daß er auffährt, nach seinem Arzt zu klingeln,
Du aber hast die Glockenschnur zerrissen.

O Tiger! den Tyrannen quäle! quäle!
Bis er sich bessert, schüttre seine Seele!

Millionen wunde Herzen seh' ich bluten,
So viele Thränenströme seh' ich fluten,
Von frecher Willkür weit die Welt zerrüttet,
Der Menschheit Freudenschlösser rings verschüttet,
Ich seh' gepeitscht von hochgestellten Zwergen
Gefangne Riesen, knirschend ihren Schergen.

O Welt! aus allen Wüsten möcht' ich holen
Die Tigergeister dir zu Apostolen! — —

Wohin ließ ich von meinem Haß mich führen!
Ich wünschte mir den Tiger zum Genossen,
Schon ist in meinem Geist sein Hauch zu spüren,
Und durch mein Herz sein wildes Blut ergossen!

II.

Alſo ſchweiften mir die Nachtgedanken,
Bis die Sinne mir in Schlummer ſanken,
Und dem Geiſt des Haſſes Dolch entfiel.
Da begann ein Traum ſein ernſtes Spiel.

Einſam wandernd, mit dem Abendſtrahle,
Fand ich mich in einem fremden Thale.
Stumm, nach einem Laute bange ſchmachtend,
War die Wildniß, ſtumm der Himmel, nachtend.

In der Wildniß irrt' ich trüb alleine,
Und ich ſtieß auf einen Haufen Steine;
Aus den Steinen, ſtumm ein Loos beklagend,
Ragt' ein Bambusrohr ein Fähnlein tragend.

Schlaffes Fähnlein, nicht ſo ſtille zaudre!
Schwarz und weißes Fähnlein, flattre, plaudre:
Daß ein Wandrer, den die Seinen miſſen,
Hier von einem Tiger ward zerriſſen;
Daß er vor den ſchnellen Todesſtreichen
Kaum die Zeit gefunden zu erbleichen. —

Und ich sah das Felsenthal sich dehnen,
Still und weit, wie satten Tigers Gähnen.
O wie war die Erde mir so traurig!
O wie war mir die Natur so schaurig!
Furchtbar schweigend stand mir gegenüber
Die Natur, stets wilder, fremder, trüber.

Horch! da rief so liebevoll, so traut,
Wie noch nie mir klang ein Erdenlaut,
Tröstend rief mir eine Stimme leise:
„Guten Abend, Freund, und gute Reise!
Wolle nicht den wilden Geist beschwören,
Dem die Wüstenthiere angehören!
Wähle nicht zu deiner Herzensbraut
Die Natur, wenn sie dir winkt vertraut.

Hold und reizend kommt sie dir entgegen,
Liebesgluten ihre Rosen scheinen,
Ihr Gesang, ihr sanfter Frühlingsregen
Scheinen sehnsuchtsvoll nach dir zu weinen.
Wenn du bist an ihre Brust gesunken,
Siehst du sie verwandelt, mit Entsetzen:
Ihre Nachtigallen werden Unken,
Ihrer Rosen Dornen dich verletzen,
Ihre Thränen sind zu Eis geronnen
Und verhageln alle deine Wonnen,

Todeshauche ihre Liebesreden,
Denn verloren ist auch ihr das Eden.
Nicht dem Tiger in den Rachen fluchen
Sollst du jene Unheilvollen, Bösen,
Denn es kann die Welt nur Gott erlösen,
Den ja brüllend selbst die Tiger suchen.

Wenn der Tiger schlau im Dickicht lauscht,
Vorspringt und ein Menschenbild zerreißt,
Blut trinkt, hat er sich in Gottes Geist,
Den er spüret, ahnungsvoll berauscht.
Flieh mit deinem Kummer nicht zu denen,
Die aus tiefrer Haft so wild sich sehnen.

Weltbefreien kann die Liebe nur,
Nicht der Haß, der Sklave der Natur,
Dem Dämon in den finstern Stätten
Mit den Waffen schmieden seine Ketten.
Dort! sieh Golgatha! — Jehovahs Stunden,
Heil'gen Königstigers, sind verwunden.
— Also sprach der Unsichtbare leise —
Guten Abend, Freund, und gute Reise!"

Wieder stille war es in der Wüste,
Bis mich eine zweite Stimme grüßte,

Stark und voll und dringend klang die zweite:
„Hasse herzhaft! rüste dich zum Streite!
Liebe die Natur, die, treu und wahr,
Ringt nach Licht und Freiheit immerdar,
Wenn auch unter ihren heil'gen Füßen
Graun und Schmerz und Tod aufwirbeln müssen.

Waffen braucht die Welt; kein Liebeslächeln
Kann das Elend ihr von dannen fächeln,
Wär's ein Lächeln auch wie das vordem
Auf dem Kreuze zu Jerusalem.
Jener Tod hat nicht verfangen wollen,
Gott soll wieder in Gewittern grollen,
Blitze müssen in die Dächer fahren,
Schlachtgetümmel muß ihn offenbaren.

Wie die Faust einst Brand und Eisenruthen,
Muß der Geist sein Schwert, sein Feuer brauchen,
Bis die Herzen der Despoten bluten,
Und zerfallend ihre Burgen rauchen.

Menschheit will in Lüften feig versiechen,
Die entnervend durch die Herzen kriechen;
Soll sie heilen schleichend faule Sünden,
Muß die alte Wunde sich entzünden.

Elend gibt's, wovon die Welt zu reinen,
Mehr als Thränen, um es zu beweinen.
Schiebe nicht den Troſt ins Nebelweite!
Haſſe herzhaft! rüſte dich zum Streite!
Eh die Kräfte dir im Tode ſchlaffen;
Guten Morgen, Freund, und gute Waffen!"

Sturmwind rauſchte jetzt wie Freiheitspſalm,
Trug von hinnen mir den Bambushalm,
Blies den Steinehaufen fort wie Flaum,
Weckte mich zurück aus meinem Traum.
Und zu ſingen in der ſtillen Nacht
Hob ich an die Albigenſerſchlacht.

Frühling.

Es läßt der Frühling über seine Welt
Ein stilles Meer von Blüthendüften wallen;
Ist's auch ein Lenzhauch, was sich dreingesellt,
Der Moderduft von jenen die gefallen?

O Menschengeist, wie bist du zu beweinen!
Hättst du nicht so unselig und entschieden
Natur, dein Lieb, verlassen und gemieden,
So würde auch dein Lenz so hold erscheinen.
Wie würden deine Lieder wonnig rauschen,
Und Rosen aus geweihten Herzen sprießen;
Erwachen würde, wo sie sich erschließen,
Ein tiefes Athmen und ein selig Lauschen.
Nun aber ist dein Lenz ein tödtlich Pochen,
Verheerend ist dein Eisgang aufgebroch n.

Dem Einzlen ist was er versäumt, verloren;
Der Menschheit auch, was einmal sie verscherzt;
Kein Augenblick wird zweimal ihr geboren,
So herb es auch die Weltgeschichte schmerzt.
O Geist, ist deinem Lenz die Lust genommen,
Sey du der Welt in Schrecken auch willkommen!

Pierre von Caſtelnau.

Iſt der kryſtallne Becher ausgeſchwenket,
Wer ſieht's ihm an, ob er mit ſüßem Wein
Ein Herz entflammt zu ſüßen Raſerei'n,
Und mit Vergeſſen einen Schmerz getränket?
Ob er mit Gift den Zecher kalt gemacht,
Und tieferes Vergeſſen ihm gebracht?

Die helle Silberwolke wird nicht ſagen:
Die Blüthen hat mein milder Thau beſprengt,
Des Friedens Hütte hat mein Blitz verſengt,
Mein Hagel hat im Wald den Lenz erſchlagen:
So ſieht am Rhoneſtrom der Wandrer nicht
Aus Peters klarem, heitern Angeſicht,
Ob er den Segen in Toulouſ' geſprochen,
Ob er mit Fluch die Herzen dort gebrochen.

Doch, iſt es auch im Antlitz nicht zu ſchauen,
Der Wandrer kennt des Papſtes ſtrengen Boten,
Und als er ihm den Abendgruß geboten,
Eilt er vorbei mit ahnungsvollem Grauen.

Pierr' zieht fort, das Unglück weiter tragend,
Die Ketzer mit dem Banne zu ereilen,
Sein Aug' und Ohr ringsum nach Ketzern fragend,
Sein Hals ein Köcher voll von Fluchespfeilen.
Er ist ein Mann von den Unwandelbaren,
Rastlos, verachtend Freuden und Beschwerden,
Rasch, ohne Mitleid, trotzig in Gefahren,
Recht wie sie das Verhängniß braucht auf Erden.

Er wandert rüstig fort am Rhonestrand.
Daß er mit seinem Fluch das Glück zertrümmert
Der Stadt Toulouf', den Frommen nicht bekümmert,
Er glaubt sich nur Werkzeug in Gottes Hand.
Kein Zweifel seinen Felsenglauben stört,
Ob Innocenz nicht selbst vielleicht bethört,
Der Kirche grimmes Haupt und strenger Rächer,
Die Welt verheert ein heiliger Verbrecher?

„Wohin? wohin? Pierr' von Castelnau!"
Ruft ihm ein Mann, des Weges hergeschritten,
Ein Troubadour, des Lieds und Schwertes froh,
Beim Grafen von Toulouse wohlgelitten.
„Pierr'! ich bin ein Ketzer!" ruft der Wandrer,
„Heraus mit Fluch und Bann! hei! donnre zu!
Doch sind wir nur selbander, ich und du,
Und deiner Sprüchlein achtet hier kein Andrer.

Nur die Natur ist Zeuge deiner Schrecken;
Den Bäumen aber und den frischen Quellen
Wirst du das alte Gastrecht nicht vergällen,
Daß sie die Frucht, den Trunk vor mir verstecken.

O zaubre hier voraus mich in die Tage,
Die jenseits noch jahrhundertbreiter Kluft,
Wo Pfaffenworte eine eitle Sage,
Und Niemand mehr erschüttern als die Luft.
Versuch's, mit deinem Sturm den Baum zu zwingen,
Daß seine Früchte meiner Hand entspringen
Und von den Zweigen in die Rhone tanzen!
Laß sich vor mir den Quell mit Eis verschanzen!
Versuch' es, ob, gehorchend deinem Zorne,
Das Moos mein Haupt zersticht mit scharfem Dorne?

Umsonst! hier steht der alte gute Brauch,
Mehr als dein Wort gilt jeder Windeshauch.
Pierr' von Castelnau! die Vöglein lachen,
Befiehlt dein Bann, daß sie dem Ketzer grollen,
Und wenn mit ihm zu Wald sie Herberg machen,
Daß sie nicht singen und nicht beten sollen!"

So spottend folgt dem Mönche nach der Sänger;
Die Sonne tief im Westen sich verneigt,
Und, unbewegt von seinem kecken Dränger,
Blickt ihn der Mönch verachtend an und schweigt.

Unwerth der Antwort dünkt ihm all die Rede,
Hohl wie das murmelnde Gebraus der Rhone;
Der Spötter harrt, daß ihn der Mönch befehde,
Bis wieder er beginnt mit keckem Hohne:
„O Pfäfflein, hüte dich auf diesen Pfaden!
In dein Verderben jagte dich der Papst,
Mit dessen Bann und Fluchgeräth beladen,
Ein Saumthier du durch die Provence trabst.

Ich könnte wohl auf dich den Degen schwingen,
Und ein Stück Leid vielleicht der Welt ersparen,
Vielleicht jedoch ihr größres Unheil bringen,
Auch scheut mein Schwert vor deinen grauen Haaren.

Ich warne dich, kehr' um, kehr' um zur Stelle
Und flieh zurück in deine Klosterzelle,
Statt in der Herberg dort zu übernachten,
Wo sie dir möchten nach dem Leben trachten!"

Da spricht der Mönch gelassen ihm entgegen:
„Nie kehr' ich um auf gottgebotnen Wegen.

Und fall' ich heute noch in Mörderhände,
Der Tod für Gott ist mein ersehntes Ende.

Du aber kehre um auf deinen Pfaden,
Und fleh' zu Gott, daß er dich mag begnaden.

Du warnst den Leib, ich warne deine Seele,
Horch auf, daß ich ein Mährlein dir erzähle.

Nicht poche drauf, daß die Natur nicht höre,
Wenn ich den Kirchenbann auf's Haupt dir schwöre.

Auf die Natur darf Sünde nicht vertrauen;
Mein Mährlein läßt dich in die Zukunft schauen:

Ein Jäger kam vom Wald herausgeschritten,
Da hält ihn ein Zigeuner an mit Bitten:

„Geh, lieber Jäger, schieß uns ein paar Raben,
Weil heute wir noch nichts gegessen haben.

Am Straßenkreuze drüben, in der Gruben,
Dort liegt mein Weib und hungert mit den Buben."

Da läßt der Jägersmann drei Pfeile fliegen
Und unterm Eichenbaum drei Raben liegen.

Und der Zigeuner ist zum Baum gesprungen
Und holt das Wild für's Weib und für die Jungen.

Er wünscht im Lauf dem Waidmann Glück und Segen,
Und pflückt die schwarzen Vögel unterwegen.

Um's Feuer jubeln jetzt die braunen Knaben,
Am Eisendrahte braten die drei Raben.

Der sammelt dürre Reiser für die Flamme,
Der bricht ein Stück vom morschen Kreuzesstamme.

Der Alte sieht's und dreht die Raben lachend,
Die Mutter schlägt den Schurz, das Feuer fachend.

„Es dämmert schon, mein Junge, heize! heize!
Sieht Niemand dich, brich noch ein Stück vom Kreuze."

Der Alte spricht's und dreht die Raben lachend;
Die Mutter schlägt den Schurz, das Feuer fachend.

Der Knabe bricht vom Kreuze wo es modert,
Und wirft das Holz ins Feuer, daß es lodert.

„Brich noch ein Stück, denn köstlich muß gerathen
Am Galgenholz der Galgenvogelbraten."

Der Alte spricht's und dreht die Raben lachend,
Die Mutter schlägt den Schurz, das Feuer fachend.

Der Rauch steigt auf am Heiland, wie zum Hohne,
Und wirbelt ihm um seine Dornenkrone.

Der Schein des Feuers zittert, wie erschrocken,
Um's bleiche Antlitz, um die blut'gen Locken.

Die Raben sind gebraten und verschlungen,
Jetzt wird das Kreuz vom Grunde losgerungen,

Jetzt hat die Nacht geworfen schwarze Schleier,
Der Alte wirft das Crucifix ins Feuer.

Die Jungen schüren mit geschäft'ger Hand,
Der Alte spricht hohnlachend in den Brand:

„Die Juden haben dich ans Kreuz geschlagen,
Und die Zigeuner dich ins Feuer tragen.

Wir haben nichts von allen deinen Wunden,
Als daß dein Bild uns wärmet ein paar Stunden.

Nur unser Landsmann lindert unsre Noth,
Der älteste Zigeuner nur: der Tod,

Der heimatlos umzieht durch alle Lande
Und spielt sein traurig Lied mit seiner Bande."

Jetzt lauscht der Alt' und fragt: „hört ihr nicht ächzen
Den Sturm im Wald? — hört ihr nicht Raben krächzen?"

Ja! Raben, Raben sind's, die also lärmen,
Sie brausen krächzend rings heran in Schwärmen;

Es rauscht wie Sturm von ihren Flügelstreichen,
Sie hacken die Zigeuner schnell zu Leichen.

Und als vorbei die Leut' am Morgen kommen,
So finden sie das Kreuz hinweggenommen.

Die Asche hat der Wind davongetragen,
Vom Sündertrupp weiß ihr Gebein zu sagen.

Doch in den Lüften seht ihr Raben schweifen
Zu Tausenden in zwei gekreuzten-Streifen.

Das Kreuz, das frevle Menschenhand vernichtet,
Hat die Natur schwarz in der Luft errichtet.

Daß Christus hat, und auch für sie gelitten,
Hat sie sich eingedenk ins Herz geschnitten.

Hast du den Witz, mein Mährlein zu verstehen?
Wie den Zigeunern wird es euch ergehen.

Die Rabendrei, womit sich nährten Jene,
Ist euch die Lehre Almerichs von Bene,

Was euch der Meister heillos und verkehrt
Für göttliche Dreifaltigkeit gelehrt.

Ihr wollt mit frecher Lust das Kreuz gefährden,
Das Kreuz wird gegen euch gepredigt werden.

Da werden auf das Wehgeschrei der Frommen
Zu Tausenden die wilden Raben kommen,

Ein brausendes Gesindel wird sich schaaren
Und mordend wird es auf euch niederfahren.

Raubgier und Rache, Lust zu Abenteuern
Wird gegen euch ein grimmes Heer befeuern.

Der Glaube, daß hier jede Schuld sich sühne,
Bevölkert rasch des Mordens weite Bühne.

Dann wird zerfallen manches Menschenreich,
Dann wird dieß Land von Blut und Thränen weich;

Dann wird dieß Land von Gottes Strafgewittern
Als wie ein rothes Blatt im Herbste zittern.

Du eile, deinen Frevelwahn zu büßen,
Wirf weinend dich dem nächsten Kreuz zu Füßen,

Und bete, leide, ringe deine Hände,
Daß Christus seinen Trost ins Herz dir sende.

Dann wird der Fluch von deinem Haupt gewandt,
Durch den du bist verworfen und gebannt!" —

Der Troubadour antwortet dem Legaten:
„Dein Mährlein, Freund, ist schier zu lang gerathen;
Wohl ist was Schauerliches drin zu spüren,
So weit es mein zerstreuter Sinn verstanden;
Doch wird's mich nicht auf andre Wege führen,
Und nicht verstricken mich in euren Banden.

Die Sonn' ist ab, es dunkelt schon die Nacht,
Und noch ein volles Stündlein bring' ich zu,
Bis meinem Lied die frohe Runde lacht
Beim süßen Becher Weines von Limoux,
Bis mich noch süßre Frauenblicke laben,
Und ich vergesse dich und deine Raben;
Indeß vielleicht das Leben dir entfloh.
Fahr wohl! fahr wohl! Pierr' von Castelnau!" —

Wie jetzt der Sänger sich gewendet schnell,
Ertönt die kleine Harfe lieblich hell,
Die hangend er an seiner Schulter trägt,
Und heimlich fühlt der Mönch sein Herz bewegt.

War's noch ein Hauch der süßen Lebensluſt,
Den dieſer Klang geweckt in ſeiner Bruſt?
War's dunkle Wehmuth? — ſelber weiß er's nicht,
Der rauh ſein Herz gemahnt an ſtrenge Pflicht.
Schon iſt, erſchrocken, wieder todesſtill,
Was ſich im Herzen irdiſch regen will.
Er blickt ſeitab und ſpricht kein Scheidewort,
Und finſter zieht er ſeines Weges fort.

Er überdenkt getreu in ſeiner Seele
Des Papſtes Vollmacht, Lehren und Befehle,
Zu löſen überall im ganzen Lande
In Papſtes Namen die Vaſallenbande,
Die an den Grafen von Toulouſe heften,
Und alle Lehenseide zu entkräften.
Wer Harniſch trägt, und wer den Bürgerrock,
Burgherrn und Grafen, Ritter und Barone,
Herab bis auf den letzten Mann der Frohne,
Und wer noch ſonſt im Lande Languedok
Dem Grafen von Touloſe zahlt und ficht —:
Sind los des Eides, ledig ihrer Pflicht.

Des Papſtes jede Miene, jedes Wort
Hat Petrus ins Gedächtniß ſich gebohrt.
Als Innocenz geboten ihm zu ſcheiden,
Sprach er: „Sey feſt bei Raimunds Angſt und Leiden,

Sey unerschütterlich bei seinem Weh.
Brand wird mit Glut geheilt, der Frost mit Schnee,
So trinke denn Raimund, der Eidebrecher,
Zu seinem Heil des Treubruchs bittern Becher.
Er hat der Kirche Treue zugeschworen,
Und ist das Haupt der Sünder und der Thoren;
Er soll, wie er der Kirche abgefallen,
Verlassen seyn von Freunden und Vasallen."

Und eisern stand der Mönch und sah erbleichen,
Dem bleichsten Todten gleich, den stolzen Grafen,
Als ihn der Kirche Donnerworte trafen
Und er gezittert unter ihren Streichen.

Schon sieht Raimund mit kummervollem Blicke,
Wie zagend rings ihn Freunde selbst verlassen,
Preisgebend ihn furchtbarem Kampfgeschicke,
Das ihn umzieht in schwarzen Wettermassen.
Schon sieht er fliehend flattern ihre Fahnen
Vor Kirchenbanns gewaltigen Orkanen;
Sie fliehn, gleich sturmverschlagnen Schmetterlingen,
Dahin, kein Ruf kann sie zurück mehr bringen.

Bei Mondschein ist der päpstliche Legat
Der Herberg an der Rhonefurt genaht.
Er pocht um Einlaß an das stille Haus,
Und öffnend tritt der scheue Wirth heraus.

Der sieht, beleuchtet von des Mondes Strahlen,
Den rauhen Mönch, baarfüßig in Sandalen,
Und im Habit des Ordens von Cisterz;
Da wird dem Mann beklommen um das Herz.
Er hat den Gast, so herb und unwillkommen,
Aus Furcht nur vor der Kirche aufgenommen.

Der Wirth, ein Ketzer, grüßt ehrfürchtig zagend,
Und führt den Gast in seine beste Stube,
Nur nöthige und kurze Rede wagend,
Wo ihn ein Wort kann stürzen in die Grube.
Er eilt, dem Mönch die Mahlzeit aufzutischen,
Und wünscht ihm „gute Nacht" in schweren Sorgen,
Entschuldigend, er habe Gäste morgen,
Und müsse Nachts noch in der Rhone fischen.

Der Fischer warf die Netze in die Flut;
Doch wenig denkt er an beglückten Fang,
Der Zukunft nur gedenkt er schwer und bang,
Die ob dem Lande schwebt in schwüler Brut.
Er starrt hinaus, vergessend seiner Netze,
Und bei der Büsche sausendem Geschwätze,
Und bei der Wellen dumpfem Murmelschlage
Wird noch unruhiger des Herzens Frage;
Denn ein bekümmert Herz wird es noch mehr,
Wenn viele Stimmen plaudern rings umher,

Doch theilnahmlos und nur von andern Dingen,
Als die das Herz um seine Ruhe bringen.

Nun aber hört er hinter sich im Hause
Den alten Mönch mit lauter Stimme beten,
Und was dem Ohr die Winde nicht verwehten,
Erfüllt das Herz mit ahnungsvollem Grause.
Und jetzt der Mönch am offnen Fenster singt,
In Liedern kühlt er seiner Seele Brand,
Der Bußgesang in düstern Weisen klingt
Hinaus ins mondbeglänzte schöne Land.
Provence! hörst du deine Nachtigall? —
Bald wird dich solch Gevögel überschwärmen,
Bald werden sie zu Tausenden hier lärmen,
Und viele Thränen locken wird ihr Schall;
Dann werden auch die Rosen aus nicht bleiben,
Sie werden überall hier blutig treiben.

Ein karges Mahl, ein feuriges Gebet,
Und kurzen Schlummer hielt der Kirche Streiter;
Und als der Hahn die Morgenstunde kräht,
Erhebt der Mönch sich rasch und wandert weiter.

Der Regen strömt vom Himmel, rings umzogen,
Und wandernd spricht der Priester seine Messe;

Die Rhone rauscht in hochgeschwellten Wogen,
Die Schwalbe fliegt und zwitschert durch die Nässe.

Pierr' das Pferdgetrappel nicht beachtet,
Das hinter ihm erschallt und näher trachtet.
Da ruft ein Mann: „Toulouf'!" und in die Seite
Stößt er dem Mönch den Speer und sucht das Weite.
Hinstürzt Pierr' und stirbt; sein heißes Blut
Strömt fort, gewässert von der Regenflut;
Doch wird dieß Blutmal in ein Herz sich prägen,
Wo es verwaschen kann kein Regen.

Fulco.

„Wie kam es, daß der frohe Troubadour
Fulco sich hat gesellt dem Priesterorden,
Der Kirche Spür- und Hetzhund ist geworden,
Nachwitternd ohne Rast der Ketzerspur?
Ein Zauber mußte schlagen seinen Mund,
Die Nachtigall verwandeln in den Hund.

Im tiefsten Forste jagt die Pfaffenmeute,
Und Fulco's Lauf und hitziges Gebell
Verräth den grimmen Jägern ihre Beute,
Und ihre Todespfeile folgen schnell.
Mir thut es um den wackern Sänger leid,
Dem edle Frau'n, wenn seine Lieder rauschten,
Wie keinem sonst in der Provence lauschten;
Gib mir, wie er verwandelt ward, Bescheid."

So stellt Roger von Beziers die Frage
Dem Freund, und dieser spricht im Ton der Klage:
Auch mir ist leid. Noch klingt mir's in den Ohren,
Und Fulco's Lied ist das Geringste nicht,

Was uns in diesem Sturme geht verloren;
Es ist verweht, wie manches Freudenlicht.

Denkst du des Abends noch in Carcassonne?
Als Fulco sang in kühler Linden Kreise,
Als edle Damen seine süße Weise
Gerührt zu stillem Schmerze, lauter Wonne?
Bei seinem sehnsuchtsvollen Minneliede
Entfloh aus mancher schönen Brust der Friede,
Der solchen Klang nicht kann ertragen,
Und wich der Sehnsucht schlummerlosen Klagen.

Er sang ein Lied voll tiefem Liebesgrame,
Er pries die Rosenwangen seiner Dame,
Und jeden Reiz, der ihn entzückend quäle,
Der Augen Glut, in welcher seine Seele
Sich bang verzehrt und hoffnungslos versiegt,
Dem Bächlein gleich wenn es vom Schattenthale
Hinaus sich wagt zum heißen Sonnenstrahle
Und in die Luft als irrer Dunst verfliegt.
Doch Bächlein muß den Strahl der Sonne loben,
Weil sterbend es zum Himmel wird gehoben.

So sang er dort im Hauch der Lindenbäume,
Und auf die Wangenrosen holder Frauen
Sah man die Thränen leise niederthauen
Vom dunkeln Himmel ihrer Liebesträume.

Und wer im Herzen fühlte Liebeswunden,
War süß erleichtert, wenn auch nicht genesen;
Denn auch sein Leiden hatte Wort gefunden
In Fulco's wonnereichen Sirventesen.
Beglückt die Frau, der solche Feier gilt!
Der Sänger, dem sie von den Lippen quillt!
Ein schöner Abend war's an jenen Linden,
Wie wir vielleicht ihn niemals wiederfinden.

Nun aber will ich dir von Fulco sagen,
Wie's kam, daß er sein Saitenspiel zerschlagen,
Das Haupt sich schor, die Kutte nahm, und wild
Die Hölle malt, mit gleicher Leidenschaft,
Wie er gepriesen einst ein Frauenbild
Und jedes Herz in Sehnsucht hingerafft.
Nun schwelgt er in geschreckter Herzen Qualen,
In Bannesblitzen, so die Welt verheeren,
Wie einst in schöner Augen milden Strahlen
Und in des Beifalls schmeichlerischen Zähren.
Das eben war's, ein schöner Frauenblick,
Und seiner Liebe trauriges Geschick.

Warum ein Sänger zarte Frauen
Mit schönem Lied so mächtig rührt,
Daß er sie von der Freude grünen Auen
Zur Schwermuth, die dem Tode hold, entführt? —

Hört ihre Seele, wenn sie lauschen,
Im schönen Liede schon auf Erden
Die himmlischen Gewande rauschen,
Die sie, verklärt, umkleiden werden?
Spürt in des Liedes trunknen Reden
Ihr Herz die Hauche süß erschrocken,
Die schmeichelnd einst gespielt im Eden
Mit ihrer Ahnfrau goldnen Locken?
So daß ihr Herz hienieden bangt,
Und sich die Seele fortverlangt?
O Frauenherz! o zarte Seele!
Wer mag ergründen, was dich quäle? —

Hat sie dein Auge nie geschaut
Die schöne Gräfin Adelheid,
Dem Grafen Barral angetraut,
So sey es deinem Auge leid.

Wohl hast du ihrem Ruhm gelauscht,
Der weit durch die Provence wehte,
Als wie von einem Rosenbeete
Die Lüfte taumeln süß berauscht.
Doch Namen können dir's nicht sagen,
Wie sie gestrahlt im Tugendglanz,
Und in der Schönheit vollem Kranz;
Das kühnste Wort muß bleich verzagen,

Wie dir der Duft kann schildern nicht
Der Rose holdes Blüthenlicht.
Verwirrend war es sie zu schauen,
Die schönste, sittigste der Frauen,
Ein Blick, dem Herzen selig bitter,
Ins Paradies durch Eisengitter.

Auch Fulco sah sie und sie ihn,
Und ihre Ruhe war dahin.
Ein Augenblick, so schnell er flieht,
Ist g'nug, daß sich zwei Herzen nie vergessen;
Ein Blitz genug, die Zukunft zu ermessen,
Von Gram und Leid ein weites Nachtgebiet.

Die Gräfin von Marseille war
Von Fulco's Liedern tief bewegt;
Doch was ihr Herz für Leid gehegt,
Gab nie ein Wort ihm offenbar;
In ihrem Blick nur konnt' er lesen,
Wenn ihr ertönte sein Gesang,
Daß sie mit einer Liebe rang,
Von der noch nie ein Herz genesen.

Und Fulco rang mit heißen Schmerzen,
Zugleich mit Wonnen, schwer zu tragen;
Weh dir, wenn sich in deinem Herzen
Der Himmel und die Hölle schlagen!

Er hat in ihrem Blick erkannt,
Daß ihm ihr Herz sich zugewandt,
Doch auch, daß jede Hoffnung schwinde,
Und nie sein Herz Erhörung finde.

Da wurden seine Lieder dringend,
Der Dame bittern Vorwurf bringend.
In schmerzlich grollenden Canzonen
Bewahrt' er stets doch zartes Schonen,
Denn nie erklang darin der Name
Der wunderholden spröden Dame.
Sie hieß in seinem Lied „Magnet,"
Auch „Allezeit" in seinen Grüßen;
Weil ihn hinzog zu ihren Füßen
Die Macht der Liebe früh und spät.

Einst sang er kühn: „Zerbrich das Joch
Der strengen Pflicht! mich dünkt ja doch,
Daß du nach mir geheim dich kränkest
Und mein in süßer Huld gedenkest.
O könnt' ich mich durch Zauberei'n
Verwandeln in mein glücklich Bild,
Das oft vielleicht bei dir darf seyn,
Und still bei Nacht dir Küsse stiehlt!".
So klang das Lied des Allzukecken,
Vom Schlaf das Unheil aufzuwecken.

Ein Wandrer saß bei goldner Abendröthe
Im stillen Wald und blies die Flöte.
Da hört' er's leis' im Dickicht rauschen,
Und inne hielt sein Hauch erschrocken,
Denn auf der Flöte helles Locken
Kroch eine Schlange vor zu lauschen.
So kam aus ihrer finstern Schlucht,
Gelockt von Fulco's Minnesange,
Plötzlich hervor die gift'ge Schlange,
Des Grafen Barral Eifersucht.
Sie flocht in wechselvoller Windung
Und immer neuer Qualerfindung
Sich um den Gatten fest und stach
Ihn mit dem Gift vermeinter Schmach.

Die Hölle klang in Fulco's Lied
Dem Grafen Barral, und nicht länger
Am Hof geduldet blieb der Sänger,
Und der Verwiesne trauernd schied.
Als Fulco stumm verließ das Zimmer,
Da rief ihm Barral nach: „Auf immer!"
Die schöne Gräfin blickte schweigend
Ihm nach, das Haupt in Trauer neigend,
Und ihr entfallen heiße Zähren,
Die sich ihr Recht nicht lassen wehren.

Barral gewahrt der Thränen Lauf
Und tritt mit einem Fluche drauf;
Am Estrich rauh verwischt sein Fuß
Der Liebe letzten stummen Gruß.

Fulco zieht stumm; er hat kein Recht,
Barral zu fordern ins Gefecht;
Ihn bat der Dame Scheideblick,
Zu tragen still sein Mißgeschick.

Er trug es still; — doch oft bei Nacht,
Wenn Mond und Stern am Himmel lacht,
Wenn süßen Duft die Blumen senden,
Als ob sie Liebe auch empfänden,
Wenn im Gebüsch der Vogel ruft
Den Sehnsuchtslaut in weiche Luft —
Da steht der Troubadour gebannt
Und blickt zum Schlosse unverwandt,
Wo Adelheidens Lichter brennen,
Und Qualen fühlt er, nicht zu nennen.

Da reißt ihn fort die Eifersucht
Von Bild zu Bild in heißer Flucht;
Sie lüftet ihm des Schlosses Mauern,
Ins Innre ist sein Blick gedrungen,
Er sieht, wie Barral sie umschlungen;

Da faßt sein Herz ein wildes Trauern,
Abscheu und grimmiges Beneiden,
Und mit den Augen möcht' er schütteln
Das Schloß und es zusammenrütteln,
Begraben in den Schutt die Beiden.

Und wieder stimmt zu sanften Klagen
Erinnrung aus beglückten Tagen
Den Sänger; seine Blicke legen
Sich mit der Liebe heißem Segen
Wehmüthig an des Schlosses Zinnen,
Bis ihn der Morgen weckt aus tiefem Sinnen.

Die Zeiten schlichen seinem Grame
Freudlos vorbei; die theure Dame
Sah er nicht mehr seit jenem Tag,
Als bis sie auf der Bahre lag. —

Verworrnes Klaggeläute schallt,
Die Menge wandelt ernst und still
Zum Schloß, wo sie noch schauen will
Der Erde lieblichste Gestalt,
Bevor ihr letzter, bleicher Schimmer
Verschwunden ist auf immer.
Nur manche fragen trauernd sich,
Warum sie denn so früh verblich?

Der Eine meint: „sie war zu gut
Für diese Welt, drum hat sie Gott entrückt
Und hat mit ihr sein Haus geschmückt;
Nun ist ihr wohl in seiner Hut."
Ein Andrer meint: „der Liebe Schmerz,
Den sie verbarg, brach ihr das Herz,
Es ist die schöne Frau des Grafen
Bei Fulco's Minneliedern eingeschlafen."

Der dieß gesprochen, ahnte nicht,
Wie scharfes Wort ihm da entfuhr,
Denn seinen Schritten folgte dicht
Und unerkannt der Troubadour;
Der trug die Brust so schwer, so voll
Von ungeheurem Schmerz und Groll.

Der weite Saal ist schwarz verhangen,
Am Sarkophag die Wappen prangen.
Solch Prunken taugt, den Tod zu ehren,
Sein hohes Ansehn noch zu mehren,
Weil für das Aug' so höhnisch bitter
An einer Bahre Erdenflitter.

Viel Kerzen um die Leiche brennen
Und lassen jeden Zug erkennen

Von hoher Schönheit, ſtillem Harme.
Und ernſte Mönche murmelnd beten,
Daß Gott der Todten ſich erbarme,
Als plötzlich Fulco eingetreten;
Fulco, der ſie noch ſchauen will,
So bleich wie ſie, nur nicht ſo ſtill.

Er ſieht ſie todt! — da bricht entzwei
Sein Herz mit einem wilden Schrei;
So ſchmerzlich ſeine Stimme gellt,
Daß banger Schreck die Mönche bleicht,
Der Roſenkranz der Hand entweicht
Und raſſelnd auf den Boden fällt.

Wenn jene Stimm' auf Ceylon ruft,
Tiefklagend plötzlich durch die Luft,
Wenn dort der Geiſtereremit
Aufſchreit, den nie ein Wandrer ſieht,
Doch keiner ohne Weinen hört,
So iſt's ein Ruf, dem Schrei verwandt,
Der hier die Mönche aufgeſtört
Und ſie zu Thränen übermannt;
Und jeder wünſcht im Herzensgrund:
O Todte! könnt' ich dich beſeelen
Und dem Unglücklichen vermählen!
Wie gerne wollt' ich ſegnen euren Bund!

Und Fulco ſtarrt ſie an — und weint.
Der Roſenſchein auf ihren Wangen
Iſt hingeloſchen und vergangen;
Doch um die bleichen Lippen ſcheint
Für ihn ein ſüßes Wort zu ſchweben,
Ein Wort, das ſie nicht ſprach im Leben;
Die Augen, die allein geſprochen
Von ſeinem Himmel, ſind gebrochen.

Das Leben ſchwand, die Schönheit nicht
Von dieſem ſtillen Angeſicht,
Als ob vor ihr der Tod ſich ſcheue,
Als müßte der, vor ſo viel Reiz erſchrocken,
In ſeiner grauſen Eile ſtocken,
Zu ſpät erfaßt von bittrer Reue.

Vor Fulco's Leid den Mönchen graut,
Wie ſeine Augen auf der Leiche brennen,
In wilder Angſt die Zähren rennen;
Der Schrei war ſeiner Liebe letzter Laut.

Geſchieht's, damit der Tod noch herber quäle,
Wenn ſcheidend eine ſchöne Seele
So feſten Schatten wirft auf Erden,
Daß ihre Züge und Geberden
Noch ſichtbar ſind, wenn ſie entſchwunden?
Damit noch heißer bluten unſre Wunden?

Wenn unglückliche Liebe, ganz umnachtet,
Am letzten Ziele, Angesichts
Der Leiche steht, sie stumm betrachtet,
Das schöne, starre, kalte Nichts,
Das grause Nichts, das taub und still,
Noch immer das Verlorne scheinen will:
Wer kann den dunkeln Weg wohl wissen,
Wer kann errathen wohl den Ort,
Wohin, von ihrer Leiche fort,
Die Liebe wird von ihrem Schmerz gerissen?

Und Fulco tritt zur Todten dicht
Mit heft'gem Schritt: die Mönche bangen,
Daß er sie küssend werd' umfangen,
Doch nein, o nein, er küßt sie nicht.
Was lebend sie so streng versagt,
Fulco noch minder jetzo wagt.
Wo duldsam sie es ihm vergönnte,
Und nicht mehr hold erröthen könnte.

Aus ihren Händen löst er sacht
Das Crucifix, das küßt er wild,
Und preßt ans Herz das Christusbild,
Und athmet tief, wie traumerwacht.
Doch scheinbar nur ist sein Besinnen,
Ein andrer Traum zieht ihn von hinnen.

Sein Glück ist hin, damit ist's aus;
Doch eh des Schmerzes wilder Braus
Ihn wirbelnd ganz hinabgedreht,
Hat ihn der Sturm noch angeweht,
Der jetzt die Völker treibt auf Erden:
Er will ein Streiter Christi werden.
Er schwingt empor das Crucifix,
Entschlossnen Muths, entflammten Blicks,
Und flieht vom traurigen Gemach,
Und jeder starrt ihm staunend nach.

Von Adelheidens Todtenbahr
Riß ihn der Wahnsinn zum Altar.
Wenn all sein Glück ein starkes Herz verloren,
Wenn seine Wund' am tiefsten klafft,
Dann wird es vom Verhängniß gern erkoren
Und in den großen Sturm hinausgerafft.

Als Fulco stand am Sarg der Lieben,
War ihm ein Hoffen nicht geblieben,
Es finden sich jenseits der Thränen,
Die hier umsonst ans volle Herz sich sehnen?

Vielleicht hat ihn die Kirch' erworben,
Weil Adelheid in ihr gestorben,

Die fromme Frau, die, schon vergangen,
Das Bild des Heilands hielt umfangen.

Er haßt uns Andern, weil wir meinen,
Wer einen Todten liebt, soll weinen,
Denn sterben ist im Geist verschwinden,
Wir glauben an kein Wiederfinden.

Er hält am Wahn der frommen Thoren,
Daß uns die Todten unverloren,
Und grollt der Wahrheit kühnen Freiern,
Die sich das Menschenloos entschleiern,
Und keck den Blick durch heilige Nebel tauchen,
Die hüllend überm Abgrund rauchen.
Ein heimlich vor der Wahrheit Zittern
Mag gegen uns sein Herz so wild erbittern.

Der Traum.

Schlaf', Innocenz, ſchlaf' wohl, und flöße
Ein ſanfter Traum ins Herz dir Frieden.
Doch nein, der Schmerz, der dir beſchieden,
Wächst fort im Schlaf zu wilder Größe.
Du biſt tief krank; ſollſt du geneſen,
Muß erſt dein Leib im Sarg verweſen;
Nicht heilt der Brand der dich verzehrt,
Weil er am Ewigen ſich nährt.

Furchtbar zuweilen iſt des Traumes Macht;
Er ängſtigt, ſchmerzt, erſchüttert, droht,
Und wenn der Schläfer nicht erwacht'
Im Augenblick, im nächſten wär' er todt.
Hat man nicht oft den Abends noch Geſunden
Des Morgens auf dem Lager todt gefunden?
Sein ſtilles Antlitz kann es euch nicht ſagen,
Ob ihn ein böſer Traum erſchlagen?

Ein Traum kann Uebermaß von Freude geben,
Daran das Herz nicht ward gewöhnt im Leben,
Und eilte nicht das Herz, sich selbst zu wecken,
Es stünde still in seinem Himmelsschrecken.

Solch banges oder frohes Traumgesicht
Ergreife dich mit zaubrischer Gewalt,
Und wenn dein Herz im höchsten Sturme wallt,
Dann, Innocenz, erwache nicht!

Noch wacht der Papst in späten Nachtgedanken:
Dem Gifthauch der Irrlehre preisgegeben,
Seh' ich das Christenthum auf Erden schwanken,
Das Grundgestein der Kirche fühl' ich beben.

Die Seele und der Mittelpuls, das Herz,
Der Christenwelt durchwärmend alle Adern,
Bin ich durch Gott; drum quält mich tiefster Schmerz,
Daß krank die Glieder mit dem Herzen hadern.

Wenn Lucifer sein Schwert stets wilder schwingt,
Und wenn es dem Verderber wo gelingt,
Ein Glied vom Leib der Kirche abzuschneiden,
Durchzuckt es mich, o Gott, mit welchen Leiden!

Mein Wachen, Sorgen, ruheloses Ringen,
Das Christenthum zu halten und zu mehren,

Das Band des Glaubens um die Welt zu schlingen,
Die Welt im Strahl der Liebe zu verklären:
Dagegen stürmen rastlos böse Horden,
Sie wollen frech die Gotteseintracht morden.

Einsam hab' ich in mancher dunkeln Nacht
Der Kirche kranken Athemzug bewacht,
Und ihren Fieberträumen muß ich lauschen;
Und näher hör' ich ein Verhängniß rauschen.

Aus fernen Landen mir herübertönen
Die Ketzerstimmen — wie sie lachen, höhnen!
O wie sie manches arme Herz verheeren!
Wie sie mit Wuthgeschrei die Tempel stürmen!
Die Bilder fallen schmetternd von Altären,
Die Glocken stürzen schreiend von den Thürmen.

O dunkle Nacht, vor Gott klag' ich dich an,
Wenn du dich hüllend legst um ihre Bahn.
Ich liege hier, und die verderblich Schnellen
Sind auf, das Unheil durch die Welt zu tragen;
Ins weite Land hör' ich den Reiter jagen,
Den Schwimmer hör' ich rauschen durch die Wellen.
Allnächtlich stürzt er in den Strom und schwimmt,
Bis heimlich er den dunkeln Strand erklimmt;

Da harrt des Lehrers die bethörte Schule,
Und öffnet ihrem Liebling Schooß und Herz,
Wie einst am Hellespont des Griechen Buhle,
Bis ihn die Götter riſſen abgrundwärts.

Wie ein gezücktes Schwert von ferne blitzt,
Ein Wetterſtrahl die ſchwarze Wolke ritzt,
Hat ein Gedanke plötzlich mich erhellt:
Ich ſoll die Ketzer tilgen aus der Welt!
Wie manches blutverſtrömende Gefecht
Ward rühmlich für gekrönten Staub geſchlagen,
Und ſoll mein Herz vor Schwert und Flamme zagen
Für Chriſti tiefgekränktes ew'ges Recht?!

Zum Kirchenhaupte fühl' ich mich erkoren
Von Gott dem Herrn; ſoll ich's geduldig leiden,
Wenn überall verbrecheriſche Thoren
Die Welt von Gott verſuchen abzuſchneiden?
Wenn jeder lehrt den Glauben den er dichtet?
Wenn ringsumher, Irrlehren auszuſchenken,
Giftmiſcher ihre Buden aufgerichtet,
Die Welt mit ſüßem Heidenthum zu tränken?

Schon tobt der wilde Rauſch von Land zu Land,
Der Taumelbecher kreist von Hand zu Hand,

Ein jeder Wahn hat seinen Predigerorden,
Und jede Mißgeburt verrückter Träume.
Es ist die Welt ein Labyrinth geworden,
Ein Wald verderblicher Erkenntnißbäume. —
So klagt der Papst in nächtlich dunkler Stille.
Der Blutgedanke stürmt an seinem Herzen,
Mit Glut und Schwert die Ketzer auszumerzen;
Noch weigert dem Gedanken sich der Wille.

Er sendet seinen Boten, tief bekümmert,
Nach in die Ferne segnend seinen Gruß;
In ihrer Treu' sein letztes Hoffen schimmert,
Im Kampf zu siegen ohne Blutverguß.
Und müd von Arbeit, Seelenstreit und Kummer,
Ist Innocenz gesunken jetzt in Schlummer.

Doch wer da lebt, die Erde zu gestalten,
Kann drauf nicht lang und tiefe Ruhe halten;
Nur wessen Loos die Erde zu genießen,
Mag vor dem Tod die Augen fester schließen.
Ein böser Traum ergreift den Kummervollen,
Und läßt von Bild zu Bild die Seele rollen.

Er hört im Traum ein banges Glockensummen,
Die Kirche läßt ihr letzt Geläut verhallen,
Ihm dünkt die Welt von Christus abgefallen,
Er lauscht und weint — die Glocken, ach! verstummen;

So wie die Klänge leis' und leiser beben,
Verzittert in den Tod das fromme Leben.
Das heilige Tau des Glaubens ist zerrissen,
Das diese Welt an ihren Gott gebunden,
Vom Nagethier dem Zweifel überwunden,
Vom Zahn der Höllenratte abgebissen.

Da liegt das Kreuz zersplittert und zerschlagen,
Und drüber hin sieht er den Satan jagen;
Und Satan überläßt, dem Herrn zum Spotte,
Die Welt ein Spielzeug seiner Höllenrotte.

Auf schwarzer Wiese tummeln sich die Schwärme
Mit Lust und Scherz und ungeschlachtem Lärme.
Sie spielen Ball, die Welt im Fluge braust,
Die Teufel schlagen sie von Faust zu Faust,
Und ihr entfährt auf ihren tollen Wegen
Ein Staubgewölke von den harten Schlägen;
Und senkt zum schwarzen Grund sich ins Verderben,
Das sind die Seelen derer die da sterben.

Und weiter treibt sein Traum zu neuer Qual
In ein verdüstert einsam Felsenthal;
Dort hört er plötzlich eine Stimme klingen,
Sie füllt sein Herz mit Leide zum Zerspringen:

„Bei euch verbleib' ich bis ans End' der Tage
Als Trauerblick und als verlorne Klage!"

Und jetzt der Traum mit ihm zum Strande schießt,
Dort an der Rhone liegt ein Mönch getödtet,
Das bleiche Angesicht vom Blut geröthet,
Das aufs geneigte Haupt hernieder fließt.
Vom Haupte des Erschlagnen rauscht empor
Ein Geier und umflattert ihn und kreischt:
„Gib mir zu trinken!" rastlos ihm ins Ohr,
Wie er vom Araber Blutrache heischt,
Dem Haupte des erschlagnen Freunds entstiegen,
Indeß die Rosse mit den Mördern fliegen.

Der Geierschrei hat Innocenz geweckt,
Er richtet sich empor und starrt erschreckt,
Ergossen ist durch seine Schlummerzelle
Wie Mondesdämmern eine sanfte Helle.

Da steht ein Mönch, das Haupt vorunter neigend,
Wie reisemüd, gedankenvoll, und schweigend.
Und Innocenz erkennt Pierr', den Frommen,
Und ruft ihm zu: „O sey gegrüßt, willkommen!
So bist du schon zurück von deiner Sendung?
Und eilst, zu künden mir die frohe Wendung?

O Freund, wie gut, daß du gekommen bist,
Viel Arbeit harret dein zu dieser Frist.
Die Briefe dort und manche ernste Kunde
Vertrau' ich deinen Händen, deinem Munde.
Gott segne dich mit seinem Gnadenlichte!
Wie steht's in der Provence? schnell berichte!"
Doch traurig schweigt der Mönch, als ob er weine,
Und ist verschwunden sammt dem hellen Scheine. —

Nach schlimmer Nacht noch schlimmre Morgenstunde;
Fulco's Gesicht im heißen Zorneslicht
Herein wie eine Rachesonne bricht,
Er bringt dem Papst von jenem Mord die Kunde:
„Zur Kreuzfahrt, Vater! sprich dein Machtgebot!
In tausend Bannern laß die Rache flattern!
Schon schlagen sie dir die Legaten todt,
Wie auf dem Waldweg giftgeschwollne Nattern!

Weil sie so gräulich sind zurückgefallen,
Will Christus rettend selbst zurücke wallen,
Er will noch einmal als Jehovah schalten,
Ein zornig Blutgericht auf Erden halten.

Sey du sein Schwert und seine Zunge,
Sein Donner und sein Blitz zugleich,
Und triff vor ihrem letzten Mördersprunge
Die Höllenkatze mit dem Todesstreich.

Die Häresie mit immer kühnern Sätzen
Springt durch die Welt; erwache deinen Pflichten!
Du fängst sie nimmermehr mit Liebesnetzen,
Soll sie zur Ruhe, mußt du sie vernichten!"
So Fulco sprach, des Hasses Feuer schürend,
Der einst von Liebe sang so süß und rührend.

Er schweigt und harrt des Papstes Wort entgegen;
Doch dieser spricht erst seinen Morgensegen;
In seinen Zügen ist es fest und stille,
Wie Steingepräg' in jedem Zuge steht
Entschluß und unerschütterlicher Wille;
Und ausgesprochen hat er sein Gebet.

Von Innocenz wird Fulco angeblickt,
Daß der, so kühn er ist, ins Herz erschrickt.
Bezwungen ist er von der Macht des Bannes
Im Zornblick eines großen Mannes.
Es ist derselbe Blick, der schon so lang
Als Herr die Wirren einer Welt durchdrang,
Der tausend Feinde in den Staub gestochen,
Vor dem sich zitternd Könige verkrochen.

Nun spricht der Papst: „Ha! welcher Wahnsinn lieh
Dir seine Rede, daß du so vermessen
Des Amts mich mahnst, als hätt' ich sein vergessen,
Zu züchtigen mit Macht die Häresie?

Als ich den schlimmen Mord durch dich vernommen,
Stand mein Entschluß geharnischt und in Waffen,
Zur That bereit, ganz fertig und vollkommen:
Die Ketzer von der Erde fortzuschaffen.
Getödtet haben sie den Friedensboten,
Und also selbst zerhau'n den finstern Knoten."

Die Höhle.

Im Wald ist eine Höhle tief und still,
Wohin kein Strahl gelangt, kein Windhauch streicht,
Wohin das matte greise Wild sich schleicht,
Wenn es im Dunkeln heimlich sterben will.

Dort steht ein Mönch, den Blick zum Boden senkend,
Wo Knochen viel zerstreut, und also denkend:
Ist's Reinlichkeit und angeborne Zucht,
Daß sterben geht das Wild in dunkle Schlucht?
Und möchte nicht die Seele die sich trennt,
Verscharren gern die Leich', ihr Excrement?

Schämt sich das Wild des Tods? ein Ahnungsschein,
Daß Tod nicht war im Paradieseshain,
Als es gewandelt noch in Gottes Huld,
Und dämmert traurig ihm die Erdenschuld? —
Es wäre mehr vielleicht als von den Sternen,
Vom Thier in seiner Todesnoth zu lernen.

Dominicus, der strengste Mönch von allen,
Die mit der Welt und ihrer Lust zerfallen,
Von heiliger Askese bleich und hager,
Sucht für die Nacht im Walde sich ein Lager.

Er zog von Ort zu Ort, wo Ketzer weilen,
Bemüht zu seinem Glauben sie zu heilen,
Viel Tage lang, viel schlummerlose Nächte
Hielt er mit ihnen heiße Wortgefechte;
Bei Manchem ist dem Mönch ein Sieg gelungen,
Die Meisten blieben starr und unbezwungen.

Nun ziehn den Müden endlich seine Glieder
Erschöpft zum langentbehrten Schlafe nieder.
Doch dünket ihm des Waldes Moos zu weich,
Der Vöglein Schlummerlied zu wonnereich;
Erst in der Höhl', auf harten Thiergebeinen
Streckt er zu kurzer Ruhe hin die seinen.

Er gönnt die Ruhe nur dem armen Leibe,
Daß er ihn bald zu neuen Qualen treibe;
Und darf sein dürrer Mund zum Quell sich senken,
So will er nur den Schmerz des Leibes tränken;
Die karge Kost soll die Entsagung stärken,
Und rüsten nur zu neuen Kampfeswerken.
So drückt er seinen Leib als ein Tyrann,
Und nährt ihn doch, daß er nicht sterben kann.

Kaum aber war der finstre Mönch entschlafen,
Als weckend ihn verworrne Töne trafen;
Er fährt empor, es murmeln dumpfe Stimmen,
Er sieht im Grund der Höhle mattes Glimmen,
Und leise schleicht er nach dem Licht, dem Schalle,
Und steht am Eingang einer weiten Halle.

Die Hall' erleuchtet heller Fackelbrand,
Inmitten ist ein hoher Greis zu schauen,
Der hält die Bibel hoch in seiner Hand,
Und ihn umlauschen Männer rings und Frauen.

Er spricht: „In diesen Blättern ist enthalten
Des Heiles viel und manche Gotteskunde.
Nicht am Altar sollt ihr die Hände falten,
Die Predigt höret nicht aus Sünders Munde,
Ihr sollet keine Kirche mehr betreten,
Nicht trinkt das Wort aus schmutzigen Geschirren.
Der helle Glockenschall darf euch nicht kirren,
Die Glocken sind des Teufels Felddrommeten."

So klang die Rede aus des Greises Munde,
Da stürzt der Mönch gewaltig in die Runde,
Er streckt sein Crucifix empor und ruft:
„Der führte mich in eure finstre Schluft,
Wenn ihr ihn ehrt, so folget seinem Licht!"
Und jeder lauscht dem Mönche wie er spricht:

„Ging ein Mann allein zur Morgenzeit
Tief und tiefer in den Wald; die Glocken
Hört er fernher in die Kirche locken,
Doch er flieht zur tiefsten Dunkelheit.

Sonntag war's, zur Kirche rief das Erz,
Doch er schlug, die Glocken nicht zu hören,
Mit dem Stabe mächtig an die Föhren,
Laute Flüche donnerte sein Herz.
Fromm war sonst des Mannes That und Spruch,
Doch die Priester haßt' er, weil in Sünden
Sie dem Volk das Wort des Herrn verkünden,
Ihrer Predigt sandt' er seinen Fluch.

Als er umirrt in der Waldesnacht,
Als im fernen Dickicht seinen Ohren
Ging der letzte Glockenlaut verloren,
Ueberfällt ihn heißer Durst mit Macht.
Brennend, glühend ist des Durstes Qual,
Im bekannten Forst nach allen Winden
Ist kein Bächlein nirgendwo zu finden;
Horch! da rauscht es doch mit einemmal!

„Wunderbar!" — so ruft er — „ist's ein Quell?"
Und er folgt mit sehnsuchtsvollem Lauschen
Eilig nach dem wonniglichen Rauschen;
Sieh! da springt ein Bächlein silberhell.

Seine Seele spricht ein Dankgebet,
Schmachtend ist er an den Quell gesunken,
Und er hat sich freudig satt getrunken,
Als vor ihm ein schöner Jüngling steht.

Himmlisch ist des Jünglings Angesicht,
Und er winkt dem Mann, ihm nachzuschreiten,
Von woher die Wellen niedergleiten;
Endlich hält der Jüngling still und spricht:
„Sieh ein Aas hier liegen in der Flut;
Durch das Aas kam dir der Quell gegangen,
Doch du hast ihn freudenvoll empfangen,
Und er kühlte deines Herzens Glut."

Fließt für uns des Heilands Wort zu Thal,
Geht ihm durch die Sünder und die Thoren
Doch die Gottesfrische nicht verloren,
Und die Kühlung heißer Erdenqual.
Staunend blickt der Mann zur Flut hinein,
Dann empor, den Jüngling zu erkunden,
Doch schon ist der Engel ihm verschwunden,
Sammt dem Aas und Bächlein hell und rein!"

Betroffen läßt der Greis die Bibel sinken:
„Weh uns! die letzte Zuflucht ist verrathen;
Doch wisse, Mönch, und sag' es den Prälaten:
Wir wollen oberhalb des Aases trinken!

Gerad ins Herz will unser Gott uns fließen,
Nicht durch den Mund des Lasters sich ergießen."

Da murmelt's in der Menge: „Bindet ihn!
Er liefert uns zum Tod, erschlagt den Pfaffen!"
Gewaltig ruft der Alte: „Laßt ihn ziehn,
Befleckt euch nicht, wir haben andre Waffen!"

Dominicus fanatisch niederkniet,
Zerreißt, die Brust entblößend, sein Habit
Und ruft: „Gebt mir den Tod! o laßt mich sterben!
Hier einsam, nur im Angesicht der Feinde,
Und unbejubelt von des Herrn Gemeinde,
Will ich den höchsten Kranz erwerben!"
Er ruft's und seine Augen schießen Blitze
Und suchen rollend eines Dolches Spitze.

Umsonst! sein heißes Blut bleibt unvergossen,
Nur in den Winkel wird der Mönch gestoßen;
Und wieder schließt der Kreis sich um den Alten,
Und ruhig wird die Feier abgehalten.

Zum Greise jetzo tritt der „ältre Sohn" sich neigend.
Darauf der „jüngre Sohn," gebückt, ehrfürchtig, schweigend.

„Der Helfer" naht zuletzt und führt an seiner Hand
Zur Weih' den Schüler ein, der trägt ein schwarz Gewand.

Dem hält der Greis aufs Haupt das Neue Teſtament,
Und mahnt ihn feierlich: ſprich was dein Herz bekennt! *

Wer iſt der Grund der Welt? kannſt du die Frage löſen?
„Die Geiſter ſind von Gott; die Körper ſind vom Böſen."

Glaubſt du ein Auferſtehn? — „Wenn's Holz geſchlagen worden,
So wie es fällt, ſo liegt's, nach Süden oder Norden."

Was iſt der Seelen Loos? — „Sie ſind von Gott gefallen,
Und müſſen ihren Weg durch Noth und Sehnſucht wallen,

Bis ſie der Heiland läßt die Luft der Heimath trinken,
Und ſelbſt vergeſſend ſich, in Gottes Herz verſinken."

Bekenne noch, eh wir die Weih' an dir vollenden,
Wie du die Kirche ſiehſt und ihre Gnadenſpenden?

„Der Kirche ſey der Geiſt entgegen und zuwider,
Sie läutet ihm zu Grab und ſingt ihm Sterbelieder.

Der Kirche Abendmahl iſt nur gebacken Brod,
Die letzte Oelung kann nichts ändern an dem Tod.

* Der Name Albigenſer war ein gemeinſamer, unter welchem die katholiſche Kirche jener Zeit die verſchiedenartigſten, moraliſch und dogmatiſch divergirendſten Ketzerſecten zuſammenbegriff. Sie glaubten nicht Alle einen Dualism; auch ſollen überhaupt durch das nachſtehende Bekenntniß nur ungefähr die äußerſten Linien ihrer Abweichung vom kirchlichen Dogma angedeutet werden.

Das Sacrament der Eh ist meist nur Buhlerei,
Wenn sie auch vor der Welt hingeht der Schande frei;

Denn selten einmal blüht die Liebe den Genossen,
Die Himmelsblüthe noch, wenn schon die Früchte sprossen.

Die Taufe netzt das Kind, — den Pflanzenkeim der Regen, —
Sie mahnt uns, der Natur das Kind ans Herz zu legen.

Ich schwöre keinen Eid, denn nichtig sind die Schwüre,
Im Zeitenwetter bald zermorschen solche Schnüre;

Verachte jeglich Bild, zumeist das Kreuzeszeichen,
Das uns nicht frommt, noch Gott zur Ehre kann gereichen.

Gott gleicht nicht einem Knecht, der, kundig nicht der Schrift,
Statt seines Namens malt ein Kreuzlein mit dem Stift. —

Nach langem Schlafe regt sich forschend der Gedanke,
Doch trübt ihn noch und hemmt die Zeit und ihre Schranke.

Mag, was wir meinen, auch sich spalten noch und trennen,
Die freie Forschung ist's, wozu wir uns bekennen.

Wir lassen uns den Geist nicht hemmen mehr und knechten;
Es gilt, das höchste Recht auf Erden zu verfechten.

Auf! wecken wir vom Tod die heilige Geschichte,
Die erst lebendig wird im Geist und seinem Lichte;

Mit dieser Leuchte soll der Mensch den wunderbaren
Und heilig tiefen Schacht, des Heilands Herz, befahren.

Der volle Christus ist erschienen nicht auf Erden,
Sein göttlich Menschenbild muß noch vollendet werden.

Einst wird das Heil der Welt, Erlösung sich vollbringen,
Wenn Gott und Mensch im Geist lebendig sich durchdringen.

Mag auch das Jesusbild, der Wiederschein der Sinnen,
Im regen Strom der Zeit verzittern und zerrinnen;

Wenn alle Zeugnisse von Jesus auch zerschellten,
Der Gottmensch ist der Kern, das Herzlicht aller Welten.

So nehmet mich nun auf in euren Bund, ihr Freien!
Ich lasse mich von euch, sey's auch zum Tode weihen!" —

So sprach der Neophyt; der Greis in Freuden stand,
Und gab die „Tröstung" ihm mit aufgehobner Hand;

Und siebenmal er spricht mit feierlichem Sinn
Vom Evangelium Johannis den Beginn;

Und siebenmal der Greis das Vaterunser spricht
Und hauchet ihm dazu den Odem ins Gesicht.

Indeß Dominicus im Winkel qualvoll steht
Und auf die Schaar von Gott den Blitz herunterfleht.

Wer nahm hier Ketzerweih'? wer sprach der Kirche Hohn?
Es ist ein Troubadour, der Mönch von Montaudon.

Die Harfe jetzo nimmt, die Feier zu beschließen,
Der Sänger, läßt sein Herz in Reimen überfließen:

„Um euch das Pfaffenthum, das Höllending zu schildern,
Muß ich nach Indien ziehn, nach grausen Schreckensbildern.

Mit schwarzem Angesicht, mit Augen aufgerissen,
Die selbst sich leuchten wild in öden Finsternissen,

Bewaffnet mit dem Schwert, Dreizack und Blutgeschirre,
Die Schlangen um den Leib, ein wallendes Gewirre,

So fliegt die Göttin hin mit tödtlicher Geberde,
Die Amadurga heißt, auf einem Höllenpferde.

Die große Göttin ist's der mörderischen Zeiten,
Seht ihr sie zornig dort durchs Erdenleben reiten?

Wohin der Göttin Roß mit seinen Hufen haut,
Dort bricht der Boden ein, worauf der Mensch gebaut;

Wohin den Sturmeshauch des Rosses Nüstern wehn,
Da muß die grüne Saat der Hoffnungen vergehn.

Die Menschen sterben rings, die Sünder und die Reinen,
Mit Greisen Kinder früh, noch eh sie konnten weinen;

Eh sie den Tag begrüßt mit freudigen Gesängen,
Eh sie der Sonne zu die Gangesfluten sprengen.

Die Göttin reitet fort; vom scharfen Ritt geschüttelt,
Ward eine Schlange los aus ihrem Gurt gerüttelt;

Die Schlange fiel zur Erd' und kriecht durch weite Strecken,
Als Pest mit leisem Biß zu tödten und zu schrecken.

Und eine zweite sank, gelöst vom Gürtelbund,
Die richtet dort ein Volk als Hungersnoth zu Grund;

Und eine dritte ward geschleudert, zischt und fährt
Durch Menschenheere fort, die sie als Krieg verzehrt.

Die vierte aber fiel, die allerschlimmste Schlange,
Und zog vom Morgenland nach Sonnenuntergange;

Sie heißet Pfaffentrug und sticht auf ihrer Bahn
Der freien Lust an Gott ins Herz den gift'gen Zahn.

Dominicus enteilet, wuthzerrissen,
Und sinkt zur Erd' in Waldesfinsternissen.
Er klagt dem dunkeln Wald sein Leid mit Macht,
Und klagt nicht irr, sein Leid gehört der Nacht.

Sein Herz erfüllt ein namenloses Grollen,
Und heiße Thränen auf den Boden rollen.
Die Tropfen sind dem Unheil nicht verloren,
Ein schwarzes Unthier ward daraus geboren.

Aus seinen Zornesthränen ward ein Molch,
Wogegen hold wie Engel Gift und Dolch,
Wogegen Liebesketten alle Schlangen,
Die aus dem Gurt der Amaburga sprangen.
Gottlob! es lebt nicht mehr, es ward zunichte;
Doch dem Entsetzen zeigt noch die Geschichte
Sein Bild, des Unthiers Bau, Gestalt und Glieder;
Die Menschheit schlägt davor die Augen nieder;
Vergessen möchte sie den Schreckenston,
Des Molches Namen: Inquisition.

Das Interdict.

Nach heißem Weg ein Trunk aus frischer Quelle,
Im Schatten Ruh thut Jedem wohl zur Stelle;
Der Wiesen Grün ist jedem Wandrer hold,
Und im Gebirg ein sanftes Abendgold;
Wohl jeder spürt die süße Lebensmacht
Des Blüthenhauchs in einer Frühlingsnacht;
Selbst Gram gesteht: es ist ein lieblich Klingen,
Wenn ungestört im Wald die Vöglein singen.

Und wenn vor ihm die Donner niederschlagen,
Wer ist so stark, daß er nicht müßte zagen?
Und wer sich hingestellt zu einer Leiche
Und fest ihr schaut ins blasse Angesicht,
Wer ist so elend und betrübt, daß nicht
Ein Schauer vor dem Tod sein Herz beschleiche?

Was uns die Erde beut an Lieblichkeiten,
An Schmerz — darüber mag der Mensch nicht streiten;
Doch wenn von seinem Himmel ist die Rede,
Erwachen Zwietracht, Haß und wilde Fehde.

Wo selig schwelgt ein Herz in Himmelsschätzen,
Dort fühlt ein andres Abscheu und Entsetzen;
Noch fand ein jedes Heiligthum Verächter;
Vor Gottes Strafe zittern hier die Einen,
Die Andern schlagen höhnisches Gelächter,
Und möchten über solchen Wahnsinn weinen.

Toulouse ist vom Interdict getroffen;
Zum letztenmale stehn die Kirchen offen.
Der Bischof Fulco eilt, dem Volk der Sünden
Den Zorn der Kirche donnernd zu verkünden.
Er wirft hinab zur gläubigen Gemeine
Mit Flammenblicken von der Kanzel Steine
Und ruft: „so hat der Herr im Strafgerichte
Verworfen euch von seinem Angesichte!“

Die Kerzen, die am Hochaltare brannten,
Sie werden ausgelöscht mit Klaggeberden;
Die Bilder, die dem Herzen Tröstung sandten,
Sind schwarzverschleiert hingelegt zur Erden;
Die Trauer theilend, jedem Blick verschlossen
Sind die Reliquien in ihren Särgen,
Als möchten sie sich vor dem Volke bergen,
Das Gott aus seinem Angesicht verstoßen;
Das Bild des Herrn umhüllt der tiefste Schleier;
Erschüttert schaut das Volk des Fluches Feier;

Hinausgetrieben wird's mit grauſen Worten,
Und donnernd ſchließen hinter ihm die Pforten.

Die Pforten bleiben zu. Wer ſeinen Gram
Sonſt am Altare auszuweinen kam,
Wer kam für einen lieben Wunſch zu flehen,
Mag lauſchend an geſperrter Thüre ſtehen;
Er hört die Orgel nicht, nun iſt ſie ſtumm,
Es tönt kein Wort im todten Heiligthum,
Er hört, wo freudig ſonſt Geſänge ſchallten,
Einſam den Zugwind wimmern durch die Spalten;
Die Prieſter, feiernd, leſen keine Meſſen,
Den Schall der Glocken hat die Luft vergeſſen.

Nur ſelten wird ein Ton vom Schlaf geweckt,
Wenn Stürme jagen durch die Glockenſtube;
Und wenn ein Kloſterbruder ſtirbt, ſo ſchreckt
Die Glocke, langſam mahnend an die Grube;
Doch an ein Grab, nicht im geweihten Grunde,
Wo ſtill die unvergeſſnen Freunde liegen,
Wo Kinder ſich zu ihren Eltern ſchmiegen;
Nein! wo die Pferde modern und die Hunde.

O trübe Hochzeit ohne Blumenkranz!
In Trauerkleidern ohne Luſt und Glanz!
Im Kirchhof werden Liebende getraut,
Auf einem Hügel kniet die bange Braut,

Und senkt das Haupt des Myrtenschmuckes baar,
In Grabeslüften flattert ihr das Haar,
In Todesschauern ihre Seele zittert,
Erschreckt sieht sie der Bräutigam erbleichen;
Vom Eindruck der Verwesung wird verbittert
Die Stund', in der sie sich die Hände reichen. —
Die Kirche weiß die Schmerzen zu verwalten,
Das Herz bis in die Wurzel aufzuspalten.

Das Vorgemach.

Ein Ritter harrt auf Einlaß vor der Pforte,
Und murmelt, Seufzer gähnend, herbe Worte:
„Unſelig Vorgemach der hohen Herren,
Du Folterbank der flüchtigen Minuten,
Wo man ſie weiß zu ſtrecken und zu zerren,
Zu quälen bis ſie langſam ſich verbluten;
Wem du behagſt, der niedrige Geſelle
Soll einſt dafür im Haus der Hölle büßen:
Ein Kämmerling ſoll ihn an beiden Füßen
Feſtnageln dort auf eine Fürſtenſchwelle!“
Im Vorgemach des Papſtes harren Viele,
Prälaten, Königsboten, edle Ritter;
Doch Zweien wird zumal das Harren bitter,
Sie ſcharren ungeduldig an der Diele.
Zwei Mönche ſind's; wo mag das Kloſter ſtehen,
Dem ſie gehören? fremd ſind ihre Launen,
Dieß kecke Blinzen und verſtohlne Raunen,
Und wie ſie lauernd ſcharf im Kreiſe ſpähen.

Der eine Mönch iſt hager wie ein Speer,
Und holder auch dem Leben nicht als der;

Ein finsterer Asket, wildfremd auf Erden,
Nur heimisch im Entsagen, in Beschwerden,
Nie trank er Wein, hat nie ein Weib umfangen,
Des Jenseits Bläße ruht auf seinen Wangen.

Und läg' im Wald er unter einem Baume,
Der Welt entrückt in einem frommen Traume,
Still contemplirend mit geschloßnen Blicken,
Bald käm' ein Rab, für todt ihn anzupicken.

Der Andre, reich an Leib, stattlich gerundet,
Verschmäht nicht, wie sein heitres Lächeln kündet,
Manchmal mit süßer Erdenluft zu kosen;
Wie glänzen seiner Wangen fette Rosen!

Doch trifft ihr Blick den Heiland an der Wand,
Fährt plötzlich über's Angesicht die Hand,
Als wollten schnell verwischen sie das Bild,
Vielleicht die Miene decken mit dem Schild?

Von Ungeduld mag Manchen los hier kaufen
Neugier: woher die Mönche wohl gelaufen?
Der Ritter, der sie mustert, und zum Glücke,
Was Blick und Miene schreiben, meint zu lesen,
Bekämpft die Langeweil' und ihre Tücke
Mit einem Spiel verwegner Hypothesen;

Und flüſternd hebt er an, in tollen Mähren
Die Mönche ſeinem Nachbar zu erklären:

„Jüngſt hielt der Böſe Rath mit ſeinen Söhnen
Und alſo ließ er ſeine Stimme tönen:
Der Teufel mag ſich immer mühn und plagen;
Wenn ſeine Saaten ſchon zur Ernte reifen,
Und drüber luſtig ſeine Lerchen pfeifen,
Wird ihm die Senſe aus der Hand geſchlagen;
Die Garbe fällt in frommer Schnitter Hände,
Des Teufels Thun wird Gottesdienſt am Ende.

Ein harter Satz, ein ſchwerer Satz, Geſellen!
Wir woll'n den Block 'mal drehen und verſchieben:
Die Kirche ſoll mit frommbethörten Trieben
Als wackre Magd des Teufels Haus beſtellen.
Im Dienſte meiner ſcharfen Repreſſalien
Entſend' ich meine Leute nach Italien.

Zwei flinke Burſche aus der Höllenbande
Verkappten ſich in braune Mönchsgewande;
Schon ſind ſie da in Papſtes Vorgemach,
Und ſinnen jetzt der Langeweile nach,
Um ein paar Studien und Marterſkizzen
Beiher ſich in's Gedächtniß einzuritzen.

Ich will dich im Vertrauen auch beſcheiden,
Was Satan auftrug jedem von den Beiden.

Ihr tretet — so gebot er — vor den Frommen,
Verneigt euch tief und sprecht bewegt, beklommen:

„O heil'ger Vater, spricht der Eine, sieh
Den Staub vom Grab des Herrn an unsern Füßen;
Jerusalem erblickten wir zwar nie,
Doch läßt Sein Grab mit diesem Staub dich grüßen.
Gewachsen ist dieß Grab, wächst fort und fort,
Bald ist die ganze Erde so zu nennen;
Wir brauchen nicht in's Morgenland zu rennen,
Stehn bald in Jesu Gruft an jedem Ort;
Als hundertblätterige Grabesrose
Blüht frisch und lustig drauf die Heidengnose.

Berauschend zieht die Strömung ihrer Düfte
Durch alle Welt, betäubend alle Lüfte.
Ein wunderlicher Frühling will sich regen;
Ja! Christus, den die Kirche ausgeboten,
Man fand ihn schal und legt' ihn zu den Todten;
Und einem Namen seufzt die Welt entgegen."

„O heil'ger Vater — spricht der Andre — trage,
Daß ich ein Wörtlein Wahres auch dir sage.
Betritt ein Erdenfürst des Bauern Haus,
So treibt der Wirth die lauten Kinder aus,
Daß sie dem hohen Gast nicht lästig werden
Mit Schreien und unziemlichen Geberden;

Wer aber Christum will bei sich empfangen,
Zeigt sich an Art und feiner Sitte minder,
Weil er Gedanken, seine Geisteskinder,
Hinaus nicht wirft, die ungeschlachten Rangen;
Und soll's dem Herrn der Welt im Haus behagen,
So muß er mit den Jungens sich vertragen.
Ach, Pontifex! und darf man so gering
Behandeln deinen einz'gen Herrn und Hort?
Du stehst dabei, sprichst kaum ein strafend Wort,
Sein Feldhauptmann zugleich und Kämmerling! —
Vergib, daß ich des Worts mich unterstanden,
Allein so zischt der Spott in allen Landen."

So wird der Hauch von diesen Mönchen klingen,
Er wird als Sturm in die Provence dringen,
Und dort die Flammen in die Burgen jagen;
Das Land der Freude wird ein Land der Klagen!"

Der Andre spricht: „Wie weit dein Wort ein wahres,
Ich weiß es nicht, die Hölle mag's entscheiden;
Denn einen Mönch doch kenn' ich von den beiden,
Dominicus, den Kämpfer des Altares;
Wenn der die Hand vor's Auge sich geschlagen,
Den Blick auf's Kreuz unfähig zu ertragen,
So war's die Scham, für Innocenz empfunden,
Daß er die Ketzer noch nicht überwunden."

Die Führer.

Das sehnlichste, das quälendste Verlangen,
Das schuldbewußte Seelen weichrer Art
Ergreift auf ihrer dunklen Erdenfahrt,
Ist der Gedanke: hätt' ich's nie begangen!

Der Qualgedanke: wär' ich rein geblieben!
Verfinstert ihnen jeden holden Stern,
Vergällt der Freude innerlichsten Kern,
Hat manchen schon in frühen Tod getrieben.

Nur selten mag ein Traum die stillen Wunden
Wie Morgenluft, die einst gefächelt, kühlen,
Daß sie für wenig täuschende Sekunden
Das himmlisch leichte Loos der Unschuld fühlen.
Wie eine Mutter, die vom Schlaf erwacht,
Nach ihrem Kind im Dunkeln streckt die Arme,
So greift, geweckt aus Träumen in der Nacht,
Das kranke Herz sogleich nach seinem Harme.

Ein festes Männerherz, das Frevel that,
Will nichts von Reu und trüben Bußgeschäften;

Mit ſeiner eignen Stärke ſchafft es Rath,
Vertraut des Willens ewig reinen Kräften,
Woran kein Makel klebt, wenn ſie ſich regen,
Den Wuſt vergangner Tage fortzufegen,
Wie von den Bergen bläst die Nebelhauben
Ein friſch lebendiges Gewitterſchnauben.

Der trübe Kranke, deſſen Leid und Klage
Den Aerzten eine unlösbare Frage,
Mag zauberkund'gen Hirten, alten Frauen
Sein Leben abergläubiſch anvertrauen.
Dort ſteht ein ungezähltes Heer in Waffen:
Der römiſche Hirte läßt den Ablaß glänzen,
Die Altfrau Kirche weiß mit Indulgenzen
Von jeder Schuld Gewiſſen rein zu ſchaffen.

Viel Ritterſchaaren und viel Pilgerhorden
Vereint der abenteuerliche Glauben:
Wenn ſie durch vierzig Tage Ketzer morden,
Die Saaten tilgen, ſengen rings und rauben,
Daß Gott auf ſie die volle Gnadenflut
Ausſtröme und den gleichen Segensbronnen,
Als hätten ſie das heil'ge Grab gewonnen,
Worin der Leib des Heilands hat geruht.

Und Andre hören goldne Glocken läuten:
Herbei! herbei! hier fallen gute Beuten!

Noch Andre lassen ihre Banner wehen,
Für ihre Macht auf Erden einzustehen.

Wagt über seinen Gott der Mensch zu denken,
So wird er's auch an seinem Fürsten wagen,
Er wird nicht blind sich ihm zu Füßen senken;
Woher dein Recht? und gilt es? wird er fragen.

Das fühlen tief und bang die Krongeschmückten,
Das trieb, daß sie so rasch die Schwerter zückten,
Mehr als der Reue Schmerz und Ungeduld,
Im Ablaß rein zu werden jeder Schuld.

Zwei Männer an der Heeresspitze reiten:
Abt Arnald, den der Papst zum Haupt gesandt,
Graf Simon, den die Ritterschaft ernannt,
Dem Kreuzeszug als Feldherr vorzustreiten.
Ein schrecklich Paar! der Eine kalt und klug,
Der Andre rasch wie sturmgejagte Flammen,
So reiten Arnald und Simon zusammen,
Gesellig wie Gedanke und Vollzug.

Oft trug das Roß Verderben, oft Beglücken,
Das Schicksal einer Welt auf seinem Rücken;
Wohin die Rosse jener Beiden traten,
Gefolgt vom ungestümen Ritterschock,
Vergeht nicht nur das Gras von Languedok,
Vergehen auch der Zukunft Freudensaaten.

Der Rosenkranz.

Im Schlosse Brom verschanzt und fest verhauen
Sind tapfre Ritter, banngetroffne Ketzer,
Und rings die Burg umlagernd ist zu schauen
Das Kreuzesheer, die Schaar der grimmen Hetzer.

Die Sonne neigt sich; ihr dort in der Veste,
Freut euch nochmals an ihrem holden Schimmer;
Er schwindet euch vielleicht schon heut auf immer,
Genießet froh die letzten Strahlenreste!
Doch glänzen sie von Waffen und beleuchten,
Was bald sich soll mit eurem Blute feuchten.

Der Schiffer, rings vom weiten Meer umflossen,
Der Krieger in der Burg, vom Feind umschlossen,
Sie sollen scheiden sehn den Abendstrahl
Nicht ohne Gruß — vielleicht zum letztenmal.

Der Feldherr Simon durch das Lager reitet,
Das weithin seine bunten Zelte breitet;

Er prüft die Schleuderthürme und durchspäht
Die Mauerbrecher, jeglich Sturmgeräth,
Und er befiehlt zur nächsten Morgenwacht
Den Sturm und mahnt: seyd tapfer in der Schlacht!

Jetzt winkt er den Legaten sich heran
Und scherzt: „Wenn wir das Schlößlein abgethan,
Will ich den Grafen Foix, den frevelnd kecken,
Mit einem Rosenkranz zur Kurzweil necken,
Den send' ich ihm, dran soll er Buße beten,
Bis wir ihm auf den stolzen Nacken treten."

Das Lager rauscht von wildverworrnen Tönen:
Hier Aexte zimmernd an Maschinen dröhnen,
Am Schleuderwerk die starken Seile knarren,
Dort zankt ein Trupp sich um den Futterkarren,
Wo Jeder nach dem besten Stücke trachtet,
Dort Wehgeschrei, es ist ein Faß zersprungen,
Geblök von Thieren, die das Messer schlachtet,
Geschwätz von heimischen und fremden Zungen,
Den Ketzern Flüche, pöbliſches Gelächter,
In schwerer Rüstung rasseln edle Fechter,
Die Rosse wiehern und die Mönche singen,
Bis Alles mag die stumme Nacht verschlingen.

Das Schloß vertheidigt Hugo von Alfar
Mit seiner tapfern Albigenserschaar.

Der Sturm beginnt beim Morgendämmern,
Steinblöcke stürzen donnernd an die Mauern,
Die Pfeile auf die Feinde niederschauern,
Und Schwert und Axt auf Eisenhelme hämmern.
Die Mauer bricht, sie sind hineingedrungen,
Reich strömt das Blut, schon ist die Burg bezwungen.

Die Leichen liegen Feind und Feind beisammen,
Wie sie die Schlacht geworfen hier und dort,
Drauf tritt der Haß und schreitet drüber fort,
Und kühlt an ihrer Kühle nicht die Flammen.

An Zeit gebricht's, zu zählen und zu fragen:
Wie viel der Unsern, Euren sind erschlagen?
Von Herzen gönnt dem Tode man sein Theil,
Man zählt ihm nicht die Bissen in den Rachen.
Balist und Bogen, Kolben, Schwert und Beil
Arbeiten rastlos, Leichen viel zu machen.

Wohl euch, ihr Freien! daß ihr fielt zur Stunde!
Erstarrt sind eure Augen, wie sie rollten,
Und abgebrochne Flüche noch am Munde,
Als ob sie jenseits noch ausklingen sollten.

Zu sterben rasch im männlichen Gefecht,
Und in des Hasses Flammen zu verbrennen,
Wenn frei das Herz und wenn sein Haß gerecht,
Das ist ein schöner Tod zu nennen!

Die Helden aber sind nicht alle todt.
Gefangen und gefesselt, trotzig stumm,
Erwarten hundert Simons Machtgebot;
Die Priester ordnen sich im Kreis herum,
Und jubelnd singen alle Priester Chor:
„Te Deum laudamus!“ — Schergen winkt hervor
Graf Simon, die mit fluchverfallnen Händen
Sofort die hundert Helden blenden.
Nur Einer wird geschont an einem Auge,
Daß er den Uebrigen zum Führer tauge.

Und blutend sind die treuen Kampfgenossen
Aus dieser Welt in Nacht hinausgestoßen.
Schwarz ist die Nacht der Blindheit, die sie schreckt,
Die Seele schwärzre Nacht des Hasses deckt.

Simon gebeut in herrischem Belieben:
Man bringt ein Seil, deß Ende reicht man dar
Zu Hand dem Ritter Hugo von Alfar,
Dem seiner Augen eines ist geblieben.
Die Blinden Mann an Mann die Leine fassen,
Daß sie sich dran des Weges führen lassen,
Und Simon ruft: „Nun mögt ihr euch entfernen,
Ihr Ketzer, und katholisch wandeln lernen,
Blind folgsam und gehorsam nur dem Einen,
Dem noch in's Aug' die Himmelslichter scheinen.

Dem Grafen Foix verbringet meinen Gruß,
Sagt ihm, daß sein Verderben mein Beschluß,
Wenn er nicht tief zerknirscht, zermürbet ganz,
Der heiligen Kirche schwört den Treueschwur.

Für ihn zu einem seltnen Rosenkranz,
Hab' ich gefädelt euch an diese Schnur,
Dran mag der stolze Ketzer Buße beten,
Bis wir ihm auf den starren Nacken treten."

Die Blinden ziehn des Wegs durch grüne Felder,
Sie wandeln ihre Bahn durch kühle Wälder;
Doch sind für sie die Felder nicht mehr grün,
Nicht kühlt der frische Wald des Schmerzes Glühn.

Wie sie hinziehn durch einen dichten Wald,
Mahnt Hugo sie zur Rast, sie machen Halt
Und lagern sich an moosbewachsnem Ort,
Und Balduin, ein Greis, erhebt sein Wort:
„Ich höre über mir die Bäume sausen,
Doch meine Kinder werd' ich nicht mehr sehen;
Hör' immer noch den Sang der Schergen brausen,
Doch seh' ich keinen Pfaffen mehr vergehen.

Hugo! wie steht die Sonn'? ein Priester fiel
Von meiner Hand in heller Abendglut,

Der Sonne, wie sie sank, ein Widerspiel
War jener Tolle, sinkend in sein Blut.
Da küßte, als der Pfaffe sterbend sank,
Die Sonne freudig mir das Schwert zum Dank,
Daß ich der Nacht, dem kreuzbesäten Drachen,
Geschlagen einen Zahn aus ihrem Rachen.
Was half's? die Nacht schlug mir nun in's Gesicht,
Nun bin ich todt für's goldne Sonnenlicht.

O daß wir Augen brauchen um zu schauen!
Die ganze Welt zwei Punkten anvertrauen!
Warum ist nicht dem süßen Lichte offen
Der ganze Leib? er athmet noch die Luft,
Und ist doch schon so finster wie die Gruft.
Wär's Innocenz, den dort mein Schwert getroffen!
Wär's Innocenz, den ich dort umgebracht!
Er ist die Seele und das Herz der Nacht.

Was flüstert hier so klug in diesem Strauch?
Bist du ein Dämon, Wind, so komm und höre
Und stärke dich an meinem warmen Hauch
Und richt' es aus, was ich dich heiß beschwöre:
Komm, spinne Zauber dir aus meinem Fluch
Und webe dir daraus ein Schleiertuch,
Das wirf behende um ein jeglich Ding,
Wornach sich dreht des Papstes Augenring!

Ist es ein Priester, so verwisch' die Lüge
Im Angesicht, gib ihm die wahren Züge,
Entreiß' der Seele ihr verstecktes Zeichen,
Laß ihn dem Fuchs, dem Schwein, dem Tiger gleichen!
Beschaut sein Antlitz Innocenz im Spiegel,
Erschein' ihm drauf das schwarze Mördersiegel!
Blickt er auf's Kreuz, so schau' er wie es wankt,
Zeig' ihm die Schlange du, die es umrankt,
Die sie Hierarchia nennen;
Weh mir, wie meine Wunden brennen!

Hör', Dämon, hör'! die ganze Welt
Sey ihm von deinem Rachedienst entstellt!
Hör', Dämon, hör'! die Rosen tunk' ihm ein
In Ketzerblut, und schmier' ihm Ketzerblut
In's Morgenroth und in den Abendschein,
Und spritz' ihm's in die Träume, wenn er ruht!"

Ein Andrer spricht: „Der Papst hat's nicht gethan,
Daß wir geblendet stolpern unsre Bahn;
Dem Simon Fluch! dem ritterlichen Vieh!
Ein schlechtrer Mann trug noch den Harnisch nie.

Er scheint so fromm der Kirche nur zu dienen,
Und läßt mit reichen Landen sich bezahlen,
Und baut sein warmes Nest sich in Ruinen,
Kocht sich sein Süppchen bei den Bannesstrahlen.

Aus Habgier keusch, fromm, tapfer, unbescholten,
Pflegt er die Tugenden als fette Pfründen;
Und würden Laster ihm so reich vergolten,
Er wär' ein Held in jeder Art von Sünden.
Ich fluche nicht dem Papst, dem heiligen Narren,
Dem seine Gräuel doch von Herzen kommen;
Dem Simon fluch' ich, der das Kreuz genommen,
Aus Blut und Schutt sich schnödes Gold zu scharren."

Ein Dritter spricht: „Ich aber fluche Beiden,
Was jeder denkt, ich mag's nicht unterscheiden,
Es gilt mir gleich; mein Augenlicht verloren
Hab' ich durch Simons schergisches Gelüsten,
Der Andre hat das Heer herbeibeschworen,
Die herrliche Provence zu verwüsten.

Doch leichter kann ich jetzt mein Schicksal tragen,
Als ich's genommen hätt' in bessern Tagen,
Da meine Heimath schön und glücklich war.
O blühend Land, voll Freude und Gesang,
Dein Leben ist dahin auf immerdar!
Ich schaue nicht mehr deinen Untergang!"

Drauf Balduin der Alte spricht:
„Die Blindheit schärft mein Unglück, lindert's nicht.
Es muß in's Herz mir noch viel tiefer schneiden,
Wenn ich nicht seh', nur höre wie sie leiden.

Wenn mir in's Ohr Verzweiflung gellt,
Ist's wie ein Ruf aus einer andern Welt,
Als ob aus unsichtbaren Höllentiefen
Die Stimmen meiner Brüder riefen."

Und jetzt erhebt sich Hugo von Alfar
Und ruft, zum Aufbruch mahnend seine Schaar:
„Dem Papst nicht fluch' ich, der bekreuzte Horden
Getrieben, unser Liebstes hinzumorden;
Er that's im Wahn, zum Heile sey das recht;
Auch Simon fluch' ich nicht, dem Pfaffenknecht,
Der, selbst vor Rache blind, uns hat geblendet;
Doch groll' ich ihm, der auf dem Kreuz geendet.

Inbrünstig küßt ihm Innocenz die Wunden,
Ein zahmer Leu, der seinen Herrn beleckt;
Doch hat die scharfe Zunge Blut geschmeckt,
Und seine Wuth ist losgebunden;
Der Leu brüllt auf, und hat mit seinen Krallen
Wuthblind den alten Meister angefallen,
Er hat sein Bild schon halb zerrissen,
Und meint es immer noch zu küssen.

Vom Blute seines Herrn berauscht,
Durchtobt die Welt der grimme Leu;
Wohin das Ohr des Wandrers lauscht,
Hört er der Opfer Wehgeschrei.

Die Klage zieht mit allen Winden
In der Provence fern und nah;
Es ist im Land kein Kind zu finden,
Das nicht schon einen Todten sah."

Weithin verhallt der Ruf der rauhen Kehle
Im Waldgewölb, mit Schrecken drang und Grausen
Der Fluch Alfars den Freunden in die Seele,
Und Alle schweigen, nur die Bäume sausen.
Den Wald verlassen haben jetzt die Blinden;
Daß sie den Wald um offnes Feld getauscht,
Gewahren sie nur an den freien Winden,
Und daß kein Laub sie mehr umrauscht.

Ein Schlachtfeld.

Ein weites Feld, mit Leichen überſät,
Still — Alles todt — verſtummt das letzte Aechzen;
Verklungen auch der Prieſter Dankgebet,
Te Deum laudamus nur die Geier krächzen.

Was einſt Heſekiel verhieß den Geiern:
„Der Herr wird laſſen euch die Mahlzeit feiern
Auf ſeinem Tiſch und Roß und Reiter freſſen!“
Die Geier haben's heut noch nicht vergeſſen.

Ein Geier nur den andern Geier hört,
Neidlos, denn reiches Mahl iſt hier geboten,
Die Fliegenſchwärme ſummen um die Todten,
Und ſonſt kein fremder Laut die Gäſte ſtört.

Der Klageruf verlaſſner Mütter, Bräute,
Ertönt zu ferne vom Gefild der Schlacht;
Das Raubthier kann bei ungeſtörter Nacht
Einſchlafen, wenn es mag, auf ſeiner Beute.

Im Osten kommt der Mond heraufgezogen,
Und Schatten gaukeln um die Angesichter,
Und um die Todten schleichen irre Lichter.
O Mensch, wie bist du um dein Glück betrogen! —

„Hat Gott der Herr den Körperstoff erschaffen?
Hat ihn hervorgebracht ein böser Geist?"
Darüber stritten sie mit allen Waffen,
Und werden von den Vögeln nun gespeist,
Die, ohne ihrem Ursprung nachzufragen,
Die Körper da sich lassen wohl behagen.

„War Christi Leib ächt, menschlich und gediegen?
Für Schmerz und Tod wie unserer empfänglich?
Half ihm ein Scheinleib Schmerz und Tod besiegen
Und steigen aus dem Grabe unvergänglich?"
Die Frage war so heiß und ernst gemeint,
Daß jetzt der Mond auf ihre Leichen scheint;
Die sind gediegen, ächt, das ist gewiß,
Wie durch die Welt der tiefe Wundenriß.
O Gott, wie du auch heißen magst, es bleibt
Ein Schmerz, daß Glauben solche Früchte treibt!

Da liegen sie zu Tausenden, kalt, bleich;
Das Blut kann nicht mehr in den Boden sinken,
Der Erde ekelt schon es aufzutrinken,
Dort in der Niedrung steht's, ein rother Teich.

Weil Tausende gethan den letzten Hauch,
Meint Innocenz, der Zweifel that ihn auch?
Nein! durch das Walgefild Alfar dort schreitet,
Und kummervoll sein Blick darüber gleitet,
Und er gelangt dem Blutteich in die Näh';
Da springen die Gedanken ihm hinein,
Wie aufgeschreckte Unken in den See,
Und singen ihm betrübte Melodei'n.
Sie rufen über's weite Schlachtgefild
Das Unkenlied des Zweifels dumpf und wild:

Was soll das ewig antwortlose Fragen,
In dessen Ungeduld sie sich erschlagen?
Warum das Schicksal so viel Schmerz verschwendet?
Zu neuem Schreck an Leichen sich erfrischt?
Und ist ein Bild der Menschheit halb vollendet,
Den blut'gen Schwamm ergreift und es verwischt?

Ob das ein Gott, ein kranker, ist zu nennen,
Der eine Welt in Fieberglut errichtet,
Und bald im Frost des Fiebers sie vernichtet?
Ist Weltgeschick sein Frieren nur und Brennen?

Ist's nur ein Götterkind, dem diese Welt
Als buntes Spielgeräthe zugefallen,
Das bald sich dran ergötzt, bald es zerschellt,
Und seine Wünsche nur vermag zu lallen?

Was ist's? — und Christus? — wunderliche Mähre!
Daß er für uns sich kümmert, zeigt uns nicht
Dieß todte Durcheinander zweier Heere,
Wo jedes fiel im Wahn der Christenpflicht.

Wird er bei uns bis an das Ende bleiben,
So lang die Zeit was findet aufzureiben?
Vielleicht daß Wahnsinn auf der Menschheit lastet,
Daß Christus als ein fixer Irrgedanke
Sie nicht verläßt, die unheilbare Kranke,
Bevor das letzte Herz im Tode rastet?

Da liegen sie; — wann klingen die Posaunen,
Die weckenden? — und gibt's ein solches Klingen?
Die Fliegen wissen nichts davon zu raunen,
Und auch die Geier keine Kunde bringen,
Wenn sie dort ungeduldig mit dem Schnabel
Auf Panzer und auf Eisenhelme pochen,
Ob nicht Unsterblichkeit die schlimmste Fabel,
Die je ein Mensch dem andern vorgesprochen?
Ein Wahn, der Herzen plündert, und ein Trug,
Der frech dem Elend sagt: hast Freude g'nug!
Hier ist dein Loos zu dulden und zu darben,
In andern Welten reifen deine Garben;
Der Sensenmann wird kommen, sie zu schneiden,
Dir tausendfach vergeltend alle Leiden,

Und Ernte wirst du feiern mit den Engeln;
Sey froh, wenn du ihn hörst sein Eisen dengeln!? — —

Hörst, Innocenz? — in also düstern Weisen
Beginnt das Herz des Zweifels Lied zu singen,
Weil du es willst zu deinem Gotte zwingen,
Ihm seinen Himmel mit dem Schwert beweisen!

Der Morgen graut, die Sonne kommt, doch nicht
Begrüßt die Lerche hier das Morgenlicht.
Zertreten sind die Saaten auf den Fluren,
Die Lerchen flohen mit den Troubadouren.

Die heitern Vögel werden wiederkommen;
Ist aber einem Volk die Freude fort,
Und aus dem Herzen ihm das Lied genommen,
So kehrt ihm nie zurück das schöne Wort.

Das Vogelneſt.

An eine Kirche kam ich einſt zu wallen,
Mit Kloſterzellen, längſtverlaſſnen Hallen;
Ich trat hinein, und fühlte ſchier Bedauern,
Und wie geheime Scheu vor den Erbauern,
Daß mir in ihrem Haus der Glaube fehlte,
Der ſie ſo fromm zum ſchönen Werk beſeelte.

Wo waren ſie? — ich trat auf ihre Grüfte;
Gemähtes Gras auf allen Hügeln lag,
Zum Abend neigte ſich der Sommertag,
Die Luft war lieblich von dem Heugedüfte.
Ein zitternd Spiel ergriff das Laub der Linde,
Ganz ruhig lag das Heu im Abendwinde,
Da war kein leichtes Schwanken mehr und Beben,
Still drunter das gemähte Menſchenleben.

Der Kirchhof iſt vom Kreuzgang eingeſchloſſen,
Wo Epheuranken an den Fenſtern ſproſſen;
Die ſchlanken Pfeiler ſind ſo feſt geſtellt,
Die Bögen leicht und kühn emporgeſchnellt,

Hoch, luftig ragt der fromme Bau noch spät,
Die Mönche einst in keuscher Himmelskühle
Bewahrend vor der dumpfen Erdenschwüle:
Der Geist der so gebaut, ist längst verweht.

An spitzgebognen Fenstern ist zu schauen
Laubwerk und manche Blum' in Stein gehauen;
Vor allen Bildern zierlich, wahr und lebend
Ein steinern Vogelnest am Aste schwebend.
Der Jungen Schnäblein heischend aufgerissen,
Die Mutter sie zu atzen hold beflissen,
Sie wärmend mit den aufgespreizten Schwingen;
Die Kleinen werden fliegen bald und singen.

Ich stand gefesselt von des Meisters Macht,
Und sann gerührt, was er sich wohl gedacht.
Hat er im Bild die Kirche still verehrt,
Wie sie getreu die Kinder schützt und nährt?
Wollt' er vielleicht die Mönche traulich necken
Mit einem Bild der Liebe, Sehnsucht wecken? —
Da kam ein Hauch vom Bildner mir gesendet:
Sein klagendes Gewissen hat's vollendet.

Es hat ein Mönch gelebt in jenen Tagen,
Wo glauben hieß den Zweifelnden erschlagen;
Er aber war noch einer von den alten,
Von jenen frommen, rührenden Gestalten.

Rein, wie die Luft nach letztem Wetterstreiche,
Keusch, wie das Auge ruht auf einer Leiche,
Und Alle segnend, Allen mild und gut,
Wie Frühlingswärme auf den Saaten ruht,
So war sein Herz, so lebten seine Sitten,
Er kränkte Niemand und verletzte Keinen,
Und flossen Thränen ihm, so sind's die seinen,
Die nächtlich von der bleichen Wange glitten.

In Schreck und Mitleid zitterte sein Herz,
Frohlockten die Kreuzpilger mit der Kunde,
Wie überall die Ketzer gehn zu Grunde,
Wie jetzt die Welt so voll von Haß und Schmerz.

Ein Ungeist kam, daß er die Welt verderbe,
Die Menschheit tränkend mit dem Kelch der Leiden,
Den er gefüllt so kraftgedrang und herbe,
So rasend in den tiefsten Eingeweiden,
So reich an Qual, eh' eine Stund' entrückt,
Als hätt' er ein Jahrhundert ausgedrückt,
Und alle Bitterkeiten ohne Rest
Auf seiner blut'gen Kelter ausgepreßt.

Die Kreuzgeschmückten brachen und zerstörten
So manche Burg; der Freiheit kühne Fechter
Zu tausenden verbrannten und sie hörten
Im Tode noch der Feinde Lustgelächter.

Den Mönch erfaßt ein ſchauderndes Erſtaunen
Bei ſolchen Thaten, mörderiſchen Launen.
Ein banges Grübeln quält ihn zu ergründen:
„Iſt, was ich ſeh', des Frevels ganze Völle?
O Menſch, wo ſteht die Gränze deiner Sünden?
Kommt, wer ſie ſucht, bis in das Herz der Hölle?"

Die Sünde tobt in jauchzenden Gewittern,
Und vor ſich ſelbſt muß dieſer Fromme zittern;
Der Name Menſch, aus welchem kein Erlöſen,
Scheint ihm ein tiefer Abgrund alles Böſen,
Er lauſcht in ſeine Bruſt, ob nicht verſtohlen
Hier gleiche Ungeheuer Athem holen?

Mit alten Tagen geht er zu Gerichte,
Und vorwurfsvoll erſchreckt ihn die Geſchichte,
Wie er ein Knabe einſt den Wald durchzogen,
Und ſah ein Vöglein heim in's Neſt geflogen.

An hohen Zweigen hing die Frühlingsbrut,
Das grüne Laub hielt ſie in dunkler Hut;
Doch ſtrich der Wind, den grünen Schleier hebend,
Der Knabe ſah das Neſt am Wipfel ſchwebend.

Da hob er einen Stein und warf empor,
Zerſtört hinfiel die Brut, und ihn ergriff,
Daß er es heut noch hört, der Klagepfiff,
Womit im Wald die Mutter ſich verlor.

War's nicht derselbe Drang, nur noch im Kleinen,
Der dort ein Nest, hier Burgen wirft mit Steinen?
Der düstre Groll, der gern den Bau vernichtet,
Wo sich ein Glück auf Erden eingerichtet?
So klagt der Mönch und kann sich's nicht vergeben,
Daß er den Vöglein brach ihr junges Leben.

Und das Zerstörte wieder aufzubauen,
Hat er das Nest im Felsen ausgehauen.
Oft sah man ihn zu seinem Bilde kehren,
Um seine stille Wehmuth dran zu nähren.

Jacques.

Wer weilt auf ſtiller Walſtatt noch allein
Und lugt herum bei hellem Mondenſchein,
Und bückt zu Dieſem ſich, zu Jenem nieder,
Seltſam hantirend um die todten Glieder,
Und zwiſchendurch ſich wiſchend eine Zähre?
Ein Schneider iſt's mit Ellenſtab und Scheere.

Der arme Jacques! ein Wahnwitz iſt ſein Leiden,
Nie toller war ein Schneiderhirn verdreht,
Er meint: der Antichriſt kann nicht verſcheiden,
Bis er den Sterbekittel ihm genäht.

Er ſucht nach Stoff und ſchneidet dort und hier
Vom Körper eines Ritters, eines Pfaffen
Ein Stück Gewands mit emſiger Begier,
Um für den Rieſenkittel Zeug zu ſchaffen.

Beladen trollt er heim dann manche Stunde,
Anſpringen bellend ihn des Dorfes Hunde;
Doch wend't er ſich, ſo weichen ſie, geſchreckt
Vom Fetzenthurm, der ihm das Haupt bedeckt.

Im Stüblein sitzt nun Jacques beim Lampenlicht
Und sichtet seine Lappen, fügt und sticht;
In bunter Eintracht binden sich zum Kleide
Des Antichrist Tuch, Sammt und Pelz und Seide,
Was über's Meer an Pracht der Osten sandte,
Und was im fernen Wald des Nordens rannte.

Stoff und Gewebe vielfach und verschieden,
Wie Herz und Glaube derer, die sie trugen,
Und die darum sich haßten und sich schlugen,
Bis alle hüllt der gleiche Todesfrieden.

In Müh' und Hast ist schon sein Leib geschwunden,
Doch kleckt die Arbeit nimmer für den Kunden;
Ein Theil nur ist vom Aermel seiner Rechten,
Was Meister Jacques genäht in hundert Nächten.

Er sieht manchmal die Riesenhand des Recken
Weit über's ganze Land hinaus sich strecken,
Und auf dem weiten Feld der Hand umfahren
Wie Mücken, ohne Zahl bekreuzte Schaaren.

Wie zittert Jacques, wenn Sturmwind heult und kreischt,
Und wenn die sommerlichen Donner rollen;
Dann hört er seinen Kunden seufzen, grollen,
Der dringend seinen Sterbemantel heischt.

Wenn ihm an's Fensterlein die Schloßen klopfen,
So ist's der Todesschweiß in kalten Tropfen,
Den ihm der Antichrist an's Fenster schleudert,
Und Jacques fährt auf und schneidert fort, und schneidert,
Daß glühend seine Nadel sich erhitzt,
Und Schweiß und Blut aus Stirn und Fingern spritzt.

Umsonst! er kann den Riesenwuchs nicht kleiden,
Der arme Antichrist kann nicht verscheiden;
Doch kann's ein Schneiderlein behend und frisch,
Des Morgens lag er todt auf seinem Tisch.

Zur rechten Stund' nahm Jacques die stille Flucht,
Denn Simon zieht durch's Dorf mit seinem Heere,
Er hört vom Jacques die wunderliche Mähre,
Und tritt in's Haus und forscht umher und sucht.
Der Aermel, drauf der Meister lag, der bleiche,
Wird ausgebreitet und genau durchspäht!
Da sind viel rothe Kreuze drein genäht,
„Jacques war ein Ketzer, auf! verbrennt die Leiche!"

Man wirft ihn auf die angesteckte Scheuer,
Nachfliegen seine Lappen ihm in's Feuer:
Von dannen zieht das Heer, rückblickend sehen
Sie schon das Dorf in hellen Flammen stehen.

Zwei Troubadours.

„Wir ziehn zu Fuß in freudenloser Irre;
Die schönen Zelter sind entschwundne Träume,
Die weichen Sättel und die Prachtgeschirre,
Die Silberschellen und vergoldten Zäume.

Die frohen Tage sind für uns verloren.
Im freien Feld, in kühler Waldesnacht,
Wenn reitend wir ein neues Lied erdacht,
Wie gaben wir vergnügt dem Roß die Sporen!
Wenn sonst nach einer Burg die Sänger zogen,
Wie gastlich war und jubelnd der Empfang,
Wie rasch die Pforte aus dem Riegel sprang;
Den Sängern war ein jedes Herz gewogen.
Wie dort die edlen Ritter, holde Damen
Jed' Wörtlein lauschend in die Seele nahmen!
Willkommner ist der Frühling nicht im Thale,
Als einst der Sänger im geschmückten Saale.

Das ist vorbei und wird nicht wiederkehren.
Nun rauscht die bange Welt von Kriegesheeren;

Die Pfeile finden jetzt den Weg zum Herzen,
Die Lieder nicht, mit Luſt und ſüßen Schmerzen.
O ſchöne Zeit, die wir verloren haben!
O trübe Zeit, die den Geſang begraben!

Wenn ſonſt auch war ein wilder Streit entzündet,
War doch dem Leid die Freude ſtets verbündet;
Da tobte minder grimmig das Gefecht
Um ein Stück Land, um ein gekränktes Recht.
Da mochte noch in ſeinem Lagerzelte,
Als Noth ihn und die Kampfgenoſſen quälte,
Der Troubadour von ſeiner Dame ſingen;
Vergeſſen ward der Hunger wie der Zorn,
Denn alſo lieblich ließ Bertrand de Born
Im Lied die Reize ſeiner Dame klingen,
Daß Sehnſucht ſüß in aller Bruſt erwachte,
Und Jeder träumeriſch der Fernen dachte.

Nun aber iſt's ein Krieg um Himmel, Hölle;
Den ewigen Mächten iſt ſein Dienſt geweiht,
Und fühllos tritt er, wie die Ewigkeit,
Der Leichen ſtarres, blutiges Gerölle.

Der Krieg wird nicht beruhigt und verſöhnt,
Wenn er das Land erſiegt, die Burgen bricht;
Und wenn der letzte Feind im Tode ſtöhnt,
Und ſtille ſenkt das bleiche Angeſicht,

So ist kein Friedensschimmer sein Erbleichen,
Wie Mondenlicht nach Sturm und Wetterstreichen.
Mag jeder Stein vom Tritt des Krieges beben,
Noch immer ist es nicht das rechte Land,
Die rechte Burg nicht, die er überwand,
Und nicht der rechte Tod, den er gegeben.

Was soll ein Minnelied bei Rachechören?
Wer mag in solchem Sturm den Sänger hören?
Die Vögel schweigen, wenn die Bäume krachen,
Die Nachtigall ist fremd im Lenz der Drachen.

Sie freveln hart; ich soll es weich beweinen?
Vielleicht mit einem Streitgedicht erscheinen?
Ha! lieber soll mein Schwert in Schlachten singen,
Als je mein Lied mit rohen Knechten ringen.

Ich lasse ruhen hier an diesem Ast
Mein Saitenspiel, den sonst so werthen Gast;
Und wird fortan der Wind die Saiten rühren,
Wird Niemand doch den neuen Meister spüren,
Wenn eilig Wandrer ziehn vorüber hier,
Das Herz voll Unglück oder Kampfbegier.

In's Lager fort des Grafen von Toulouse!
Nicht taug' ich zum Gemahl in diesen Tagen
Für eine königliche Frau, die Muse;
Sie soll mir nicht den Bettlerbündel tragen.

Komm, folge mir und ſey mein Kampfgefährte!
Wir wollen dort den Feinden unſrer Lieder
Eindringlich in's Geſicht und in die Glieder
Gewalt'ge Reime ſchlagen mit dem Schwerte."

Doch andern Sinns, antwortet der Genoſſe;
„Ich ſehne mich nach keinem Edelroſſe,
Nach Prachtgeſchirren nicht, nach Prunkgewanden,
Was ich bedarf, iſt wenig und zu Handen.

Ich ſchände nicht mein Herz mit wildem Haſſe;
Dem Unglück bringt, wenn nur für Augenblicke,
Ein Lied des Friedens Traum; und ich verlaſſe
Die Muſe nicht in ihrem Mißgeſchicke.

Ich will den armen Menſchen Lieder ſingen
Und Wohlklang in geſtörte Seelen bringen:
Von tapfern Thaten ſing' ich dem Bedrohten,
Und dem Betrübten lob' ich ſeine Todten.
Ziehſt du dein Schwert zum unheilvollen Streite,
War dieß mein letzter Schritt an deiner Seite."

Und wieder ſpricht der kriegeriſch Entbrannte:
„Die Zeit iſt hin, die Harf' und Herz beſpannte;
Wo willſt du ſingen, Ruhm und Lieb' erwerben?
Nur einen Schluck vom Trank der edlen Trauben?

Die Einen morden und die Andern sterben,
Die Einen betteln und die Andern rauben;
So singe denn, dir ist die Wahl geboten,
Vor Bettlern, Mördern, Räubern oder Todten.
Sie haben Ruh' zu wenig und zu viel,
Um aufzuhorchen deinem Saitenspiel.

Von Burg und Hütte wird man fort dich fluchen,
Und Herberg wirst du in den Wäldern suchen.
So hungre denn im Grünen, und beneide
Singvögelein, die reichversorgten Gäste,
Und hol' dir ihre Eier aus dem Neste,
Schling' künft'gen Waldgesang in's Eingeweide!
Nebst Hunger wird dich dann noch Zweifel plagen,
Wer wohl von beiden mehr beneidenswerth:
Der Sänger, der am Ast den Wurm verzehrt?
Der Sänger, den im Grab die Würmer nagen?

Fahr wohl! Wenn doch einmal in frohem Zelt
Die alte Lust zu singen mich befällt,
Wenn ich nach guter Schlacht, beim Becherklang,
Zur Kurzweil schallen lasse Spottgesang,
Und einen feigen Burschen Glied für Glied
Zusammenblas' in meinem scharfen Lied,
Und durch ihn geißle mit belachten Schwänken:
Dann will ich deiner Zug für Zug gedenken!"

Mehr ſchallt kein Wort; doch klirren ihre Degen,
Fern tönt der Wald von ihren harten Schlägen.
Die Sänger reimen gut mit ihren Klingen,
Für jede Wunde, die den Einen traf,
Muß neu hervor das Blut des Andern ſpringen,
Und beide ſinken in den gleichen Schlaf,
Beim ſanften Rieſeln ihrer Purpurquellen,
Wo, weiches Moos, die Sterbekiſſen ſchwellen.
Sie liegen todt in tiefen Waldesgründen;
So leicht kann Unmuth wilden Streit entzünden.

Wie manches Lied in ihrem Herzen ruhte,
Ob ſich's verliert im Moos mit ihrem Blute,
Ob es verkläng' an ſturmbetäubten Ohren,
Gleichviel, es wäre immerhin verloren.

Am Baume liegen ihre Harfen beide,
Bis ſie vermorſchen einſam und verwittern;
Im Windeshauch die Saiten leiſe zittern,
Und flatternd ſpielt das Band von bunter Seide.

Der Büßer.

Wer iſt ein wahrhaft armer Mann?
Iſt's der in hoffnungsloſer Kerkernacht?
Wer bei der ſterbenden Geliebten wacht?
Wer auf dem Balken treibt im Ocean?
Iſt's wer von Zweifeln ewig wird zerriſſen?
Wer eine Schuld beherbergt im Gewiſſen?
Wem ſeine Tochter rohe Krieger ſchänden?
Wer auf dem Hochgericht den Sohn ſieht enden?

Nein! wer den Jammer trinkt bis auf die Neige
Und wahrhaft elend iſt allein der Feige;
Ein Feiger, hoch vom Schickſal hingeſtellt
Und ausgeſetzt den Blicken einer Welt,
Die alle fragen, ob er kühn ſich ſtemme
Anſtürmenden Gefahren oder nicht?
Ob er ein Mann ſoll heißen oder Memme?
Wenn bleich und zitternd er zuſammenbricht.

Wie schmeckt die Ruthe, Herzog von Narbonne,
Graf von Toulouf' und Markgraf von Provence?
Da stehst du, nackt von deinem Fürstenglanze,
Im Büßerhemd ein Fürst, o Priesterwonne!

Rings in unübersehlichen Geschwadern
Gafft Volk; thut nichts! der Abt weiß bleiche Linnen
Zum rothen Fürstenmantel umzuspinnen,
Er haut den Purpur dir aus deinen Adern.

Die Stole ist dir um den Hals gebunden,
Dran zieht der Abt den stolzen Fürsten jetzt,
So geht am Strick der Farre, müd' gehetzt,
Mit Lustgebell umtanzt von Metzgerhunden,
Wie du dem Priester folgst in's Gotteshaus,
Indeß die Mönche jauchzend dich umschwärmen
Und dankend für das Fest Gebete lärmen,
Und Glocken schallen in des Volks Gebraus.
Des Abtes Linke hält der Stola Enden,
Die Rechte peitscht dem Fürsten in die Lenden.

Das Volk erschien zum unerhörten Fest,
Die Schmach Raimunds der Nachwelt zu verbürgen:
Es murrt, daß er vom Mönch sich schlagen läßt,
Daß er den Muth nicht hat ihn zu erwürgen.

Hin ist sein Muth, den manche Schlacht erprobte,
Der Trotz, der gegen Rom so feurig tobte,

Seit er, um Frieden flehend für sein Land,
Vor Innocenz und seinem Zorne stand.

Der Büßer wird gestellt zum Hochaltar:
Man reicht ihm Hostie und Reliquien dar,
Drauf muß er schwören nach des Mönchs Befehle,
Mit bleichen Lippen und gebrochner Seele,
Daß er gehorsam, treu, und heiß ergeben
Der Kirche dienen wolle all sein Leben,
Nach ihrem Wink zu leben und zu sterben,
Und bald sein Schwert mit Ketzerblut zu färben.

O Fürst, an Leib und Seele wund geschlagen,
Was freut auf Erden dich so unermeßlich?
Daß du nicht lieber stirbst wie Schande tragen,
Was lockt hienieden dich so unvergeßlich?
Die Erde ist und was sie hat nicht werth,
Daß sich ein Mann, um drauf zu seyn, entehrt.

Viel hundert Knecht' und lumpichte Gesellen
Stehn da und bohren dir Verachtungsblicke
In deines Leibes ruthenwunde Stellen;
Sie schauen ihre niedrigen Geschicke
Mit deinem Loose prachtvoll ausgeglichen,
Da also schnöd der Muth von dir gewichen.

Wohl brennen dich die Blicke deiner Knechte;
Die Blicke auch der Treuen, die dich lieben,

Denn jeder wünſcht: o wär' er todt geblieben
Im matteſten, unrühmlichſten Gefechte!
O hätt' er Gift geſchluckt in ſeinem Schrecken,
Das Zittern ſeiner Glieder zu verſtecken!

Sie ſtaunen ſchmerzlich, daß du ſie verlaſſen,
Und ſchwörſt, bis zur Vertilgung ſie zu haſſen. —
Wer untergehn im Strome den Genoſſen
Unrettbar ſah und ſchaudernd auf die Stelle
Vom Ufer hingeſtarrt, wo ihn die Welle
Verſchlungen und ſich über ihm geſchloſſen,
Der hat gefühlt verwandten Schmerz des Leides,
Das Raimunds Freunden in die Herzen ſtach,
Als über ihm zuſammenſchlug die Schmach,
Als ſie die Worte hörten ſeines Eides. —

Drauf ſchwört Graf Raimund: daß er nie und nimmer
Den Mord Pierre's von Caſtelnau geboten;
Er ſchwört's bei Gottes letztem Gnadenſchimmer
Und betet knieend für den frommen Todten.

Wie wahren Eid Graf Raimund hier geſchworen,
Weiß jener Mann, der dort am Rhoneſtrand
Dem Mönch den Tod, dem Roſſe gab die Sporen,
Und ohne Spur verſchwunden aus dem Land.

Der Abbas ſpricht: „Des Bannes ſchwere Bürde
Heb' ich von deinem Haupt und jede Schuld;

Die Kirche nimmt dich auf in ihre Huld,
Sie schenkt zurück dir jede Macht und Würde.
Nimm hin das Kreuz, ihr heiliges Geschenk,
Trag's auf der Brust und rüste Tag und Nacht,
Brich auf zu Christi Heer mit ganzer Macht,
Sey deines Eids, der Ruthe sey gedenk!"

Vorüber ist die qualenvolle Stunde;
Schamflüchtig vor des Volkes dichtem Schwalle,
Mit wundem Leib und tiefrer Seelenwunde,
Enteilt Raimund durch eine Seitenhalle;
Und muß, ob's Zufall, ob Vergeltung sey,
Am Grab Pierre's von Castelnau vorbei.
Er hätte gern sein Loos zum Tausch geboten
Dem ruhigen und hochgeehrten Todten.

Und traun! er läge besser auf der Bahre,
Als noch die bangen, ruhmenterbten Jahre,
Die Kraft in Scherben, und den Muth in Splittern,
Umherzuschwanken in den Kampfgewittern,
Bald diesem Heer, bald jenem zugesellt,
Bis er verstechend auf das Lager fällt,
Und da ihn lange Niemand will bestatten,
Sein Leib zuletzt zur Speise wird den Ratten.

Der Besuch.

Einsam in weithin unwirthbaren Gauen
Im Wald wird eine Herberg angetroffen,
Des müden Wandrers stundenlanges Hoffen,
Wie freut er sich, wenn endlich sie zu schauen!

Schon ist es Nacht, das Haus umsaust der Wind,
Drin sitzen Vater, Mutter, Ahn und Kind,
Und Knecht und Dirne am Kamin beisammen,
Und werfen derbe Scheiter in die Flammen,
In kalter Winternacht geborgen heiter,
Denn willig brennen fort die harz'gen Scheiter.

Die Mutter bringt manch Mährlein auf die Bahn,
Von Fee und Ritter, Glück und Abenteuer,
Die Andern horchen auf, nur nicht der Ahn,
Der kauert dicht und sinnet still am Feuer,
Umstörend in Erinnerungen, alten,
Ob er schon einen Winter solcher Art
Erlebt, wie dieser jetzt auf Frankreich starrt;
Doch keinen denkt er je so grimmig kalten.

Horch! noch so spät, bei solchem Frost, Besuch?
Es pocht an unsre Thür, was mag es geben?
Verrath und Häscher, um uns aufzuheben?
Ist's Theodor, der Meister, mit dem Buch?

Er ist's, er tritt herein in's warme Zimmer,
Doch grüßt er nicht, verstört, so scheint's, vom Leid;
Er setzet sich, da thaut des Reifes Schimmer
Und fließt herab von seinem Winterkleid.
Das Eis von Bart und Wangen niederfeuchtet,
In's Antlitz scheint das Feuer und beleuchtet
Abscheu und Zorn, entsetzenvolle Trauer;
Und Alle faßt um ihn ein banger Schauer,
Wie er in's Feuer starrt, vom Frost gerüttelt,
Vom Aufruhr in der Seele wild geschüttelt.

Lang saß er schweigend so, in sich versunken;
Da plötzlich greift er in die Brust und nimmt
Das Buch und wirft es in die Glut ergrimmt,
Daß in die Stube spritzen helle Funken,
Und ruft: „Unselig Buch! du magst verbrennen!
Aus dir die Menschen eine Bosheit holen,
Wie nicht die Tiger in der Wüste kennen;
Sammt meinem Glauben magst du hier verkohlen!
's ist aus! nie ist ein Gott gewallt auf Erden,
Der Mensch im Zorn muß selbst Messias werden!"

Er ſchweigt und ſtarrt; der Ahn, der greiſe, frägt:
„Was wirfſt du, Thor, die Bibel in die Glut,
Die du ſo oft, ſo gern uns ausgelegt?
Was hat ſo ſchlimm verwandelt deinen Muth?“

Und Theodor entgegnet: „Alter, höre!
Vergib, wenn ich den letzten Traum dir ſtöre.
Es iſt ſo furchtbar kalt ſeit dreien Tagen,
Daß todt die Vögel fallen aus den Lüften
Und auf den Schnee wie Steine niederſchlagen,
Es frieren ſchier die Todten in den Grüften,
Was noch lebendig iſt, das flieht und haſtet
Und keinen Augenblick im Freien raſtet;
In's Herz hinunter ſtockt der Brunnenquell,
Die Wölfe heulen um ein zweites Fell,
Aufberſtend kracht die eisgeſprengte Kiefer;
Hart hat der Tod die Erde angepackt;
Zu zittern ſchien mir Chriſt am Kreuz, ſo nackt,
Zur Hölle kriecht hinein der Teufel tiefer.
Er mag's; hat er doch manchen Pfaffenmann,
Auf den er ſich indeß verlaſſen kann.

Bei ſolchem Froſt hat man — wem ſey's geklagt? —
Verbannt die Unſern und hinausgejagt.
Der Biſchof ließ ſie ſpüren, ließ ſie greifen,
Die Häuſer, drin ſie übernachtet, ſchleifen.

Der edle Meister Gerhard sprach in Mitte
Der Priester laut: schuldlos ist unsre Sitte!
Er sprach im Richtersaal, nein, Tigerstalle:
Ich bin Apostel, Christen sind wir Alle!
Das frommte nichts; hinaus in Sturm und Schnee,
Und schweigend trugen sie das bittre Weh.

Hülflose Nacht, es drückt das bange Weib
Umsonst ihr Kindlein an den armen Leib;
Nicht kleckt der Mutterhauch, es warm zu halten,
Verzweifelnd fühlt sie's an der Brust erkalten.

Sie irren in der Schneenacht hin und wieder,
Und sinken endlich müde, schläfrig nieder!
Sie schlafen ein, und stille wird ihr Schmerz„
Erbarmend legt die Nacht sich an ihr Herz,
Und saugt ihm leis unspürbar aus der Wunde
Das Leben aus, wie Gift, mit kaltem Munde.
Ich habe schaudernd im Vorübergehen
Sie dort beisammen liegen sehen."

Foix.

Wo der Held die Bande des Geiſtes bricht,
Fehlt auch der Thor, der frevelnde, nicht,
Der von der Feſſel zwar los ſich reißt,
Doch mit der Feſſel zugleich vom Geiſt;
Wie der Fuchs in der Eiſenfalle verzagt,
Und weil er ſie nicht kann brechen entzwei,
Das gefeſſelte Glied vom Leibe ſich nagt,
Um zu verbluten im Walde frei.

Der Graf von Foix will nur genießen
Die Freuden, die irdiſch auf Erden ſprießen;
Ungläubig verhöhnt er und verachtet,
Was über die Erde hinübertrachtet.

Ihm iſt das Grab wahrhaftiges Grab,
Der Tod ein hoffnungsloſes Hinab.
Er lacht der Einen, die für die Lehren
Der Kirche ſich rotten zu grimmigen Heeren,
Er lacht der Andern, die frommen Witzen
Zu lieb ihr köſtliches Blut verſpritzen.

Das Alles nennt er ein ſtrittiges Meinen,
Indeß man über des Weibes Küſſe,
Des Weines Freudengewittergüſſe
Schon ſeit Jahrtauſenden iſt im Reinen.

Mit Roſſen, Gauklern, Dirnen und Jägern,
Stoßvögeln, Hunden und Lautenſchlägern,
Mit vollem Rüſtzeug der Luſt umgeben,
Zu genießen raſch ein verfehmtes Leben,
Braust Graf von Foix durch die Felder hin
Zum Kloſter des heiligen Antonin.

Ein Mönch, die Lämmer des Kloſters weidend,
Und eben ein Rohr zur Flöte ſich ſchneidend,
Sieht's, taucht in's Gebüſch vor ſolchem Zug
Und ſchlägt erſchrockene Kreuze g'nug.
Er hört Geplauder, Wiehern, Gelächter,
Gebell und Vogelkreiſchen dazwiſchen,
Drein klägliches Blöken die Lämmer miſchen;
Ach, in die Heerde ſtürzen die Schlächter.

Sie kommen den Hügel heraufgezogen,
Gleich ſteigenden Ueberſchwemmungswogen,
Sie ſtoßen in's Horn, Einlaß verlangend,
Der Pförtner gehorcht dem Rufe bangend,
Der Schlüſſel irrt in zitternder Haſt,
Bis drehend im Schloß den Riegel er faßt,

Auf geht die Pforte zur ſchlimmen Stunde,
Des friedlichen Kloſters klaffende Wunde.

Foix führt in die Kirche, die Mönche zu necken,
Sein Roß und tränkt es im Weihebecken;
Der eiſenbeſchlagne Gaul betrat
Die Marmorglätte mit zögernder Scheu,
Gleich weiß der frevelnde Reiter Rath,
Wirft Meßgewänder ihm vor zur Streu.

Er ſchüttet ſeinem geliebten Traber
In's Tabernakel den Zehenthaber,
Und ſpricht mit ſpöttiſch verzogner Lippe:
„Das heilige Kindlein von Bethlehem
Lag dort ſo ärmlich und unbequem,
Hier ſchläft es nun wieder in einer Krippe;
Doch Gold nicht und Myrrhen, noch Weihrauch läßt
Mein Hengſt ihm fallen zum Wiegenfeſt.“

Er ſcherzt, indem er den Falken wiegt:
„Sieh, ſieh! dort über dem Altar fliegt
Der weißgefiederte Köhlerglaube,
Der heilige Geiſt im Flaumenkleide;
Auf, auf, mein Falke, du luſtiger Heide,
Und beize herab mir die zierliche Taube!“

Die Gnadenmutter der gläubigen Seelen
Steht zierlich geschnitzt und strahlt in Juwelen;
Die losen Dirnen, zum Tanz sich schmückend,
Umringen die Jungfrau Maria pflückend;
Sie rauben der Stirne den Blumenkranz,
Vom Hals das goldgestickte Gekröse,
Die Perlen, der funkelnden Steine Glanz,
Und streicheln das Kinn ihr: „O sey nicht böse!"

Indessen die Köche was nöthig fodern,
Am Herde gewaltige Scheiter lodern,
Und im Takte provençalischer Weisen
Am Spieße, sich bräunend, die Lämmer kreisen.

Die Knechte bringen den Wein in Mulden,
Rasch wandeln die Becher im lustigen Kreise,
Zum Prior der Graf spricht, schelmisch leise:
„Ei! gebt mir Bescheid und sagt mir in Hulden,
Braucht ihr das Alles zum Opfer der Messe?
Ist alle der Wein nur Blut des Herrn?
An seine Größe glaubt' ich wohl gern,
Verträgt er so reichliche Aderlässe."

Der Graf ermuntert das wüste Toben;
Ein Schalksnarr steht auf der Kanzel oben,
Mit tollen Geberden, mit scharfem Gekreisch,
Er predigt: „Im Anfang war das Fleisch;

Und Gott war das Fleisch, und dieses war
Bei ihm beständig und immerdar;
Und das Fleisch ist Wort geworden und Licht;
Johannes schrieb verkehrten Bericht.
Drum sollen das Fleisch wir halten in Ehren,
Seyd lustig, ihr Kinder, und laßt es gewähren."

Er springt von der Kanzel und sinkt auf's Knie
Vor einer Dirne mit Courtoisie:
„Komm, schönste der Damen, die Geigen locken,
O tanze mit mir! die Stunden rennen,
Wer weiß, wie bald wir beide verbrennen
Und tanzen im Wind als graue Flocken.
Ach, Aschenflocken dein blühender Leib!
Komm, hänge dich fest, du süßes Weib,
An mich, und liebe mich wild und zart,
Eh' du hangen bleibst an des Pfaffen Bart!"

Und Foix lacht auf und schmettert in's Horn,
Die Mönche zittern vor Angst und Zorn.
Der Reigen ist los, ein brausendes Jagen,
Die Tänzer fliegen in grimmiger Lust,
Als fühlten sie alle doch in der Brust
Das unbetäubte Verhängniß schlagen.

Carcassonne.

Simon mit seiner ganzen Heeresmacht
Belagert Carcassonne Tag und Nacht.
Drin schützt Roger sein Volk und lenkt den Streit;
Die Männer sind zu jedem Tod bereit.
Der Frauen manche schnitt ihr schönes Haar,
Und gerne bringt sie es zum Opfer dar,
Froh, daß sie kann mit ihrer Zierde nützen,
Flicht sie die Bogensehne draus dem Schützen;
Die Kinder zitternd ihre Hände falten
Und beten zu den Mauern, daß sie halten.

O daß sie hielten! draußen aber stürmen
Beschwingte Felsen von den Schleuderthürmen;
Schon brechen hier und dort die Quaderstücke,
Den Feinden lacht die offne Mauerlücke.
Ingrimmig in die Mauern schlägt „die Katze"
Mit Eisenkrallen ihre Eichentatze;
Sie schlägt die Takte zu den frommen Sängen,
Womit die Priester helfen ihren Streitern,

Die sie wie weiches Oel in's Feuer sprengen;
Simon gebeut den Sturm, man stellt die Leitern.

Hinan! sie klettern hastig und verwegen,
Und Andre stürzen von den höchsten Sprossen
Den Klimmenden entgegen schon, erschossen,
Es fällt ohn' Unterlaß ein Leichenregen.
Die Krieger mengen sich im Steigen, Fallen,
Wie eines Springquells Auf- und Niederwallen.

Graf Simon lenkt mit donnernden Geboten
Den Sturm: „Hinan! erschreckt nicht vor den Todten;
Sie fraßen viel vorweg euch von den Pfeilen,
Mit ihnen müßt ihr nicht die Beute theilen,
Im Namen Jesu Christi, drauf und drein!"
Die Schwärme stürmen durch das Mauerloch,
Das von der Katze schütterndem Gepoch
Aufklafft, die Stücke brechen Stein auf Stein.

Doch bricht kein Stück von jenem Heldenherzen,
Das, groß genährt von seines Volkes Schmerzen,
Das Leid und Schicksal all der Seinen trägt;
Seht ihr Roger den Helden, wie er schlägt!
Dort an dem Thurm, drauf seine Fahne weht,
Vicomte Roger mit breitem Schwerte mäht
Wie Halme die bekreuzten Männer nieder;
Nie grüßt, wer ihn nicht flieht, die Heimath wieder.

An seiner Seite ficht Graf Foix, der kecke,
Und ihm zu Füßen wächst die Leichenstrecke;
Und die von ihren scharfen Klingen starben,
Läßt Foix mit Schnüren binden jetzt in Garben;
Dem Grafen Simon stürzen sie zu Füßen,
Für jenen Rosenkranz ein Gegengrüßen.

Nachdem er hundert Herzen Halt geboten,
Ist nun auch Foix gesunken zu den Todten.

Im Sturm hat Simon jetzt den Wall erklettert,
Und manchen Feind sich aus der Bahn geschmettert,
Indem er durch zu jener Stelle bricht,
Wo Held Roger die hellen Wunder ficht.
Die Besten sind zu jenem Ort gedrungen,
Und heißer ward auf Erden nie gerungen.

Die Sage spricht: dort ballte das Verderben
Im Kampfe sich, dort war so dichtes Sterben,
Daß irr die Seelen, die von dannen wallten,
Im wilden Kampfgewühl zusammenprallten,
Und dann, noch krank von ihres Hasses Toben,
Mit Grauen weithin auseinander stoben.

Wie Liebesluft, wenn schon ihr Drang gebüßt,
Nachschwelgend noch mit trunknen Lippen küßt,

So zückt, nicht satt von ihrem Todesstreiche,
Die Hassesluſt den Stahl noch auf die Leiche.

„Hinab!“ so schallt nun Simons mächt'ge Stimme,
Er weicht dem Schwert Rogers mit Scham und Grimme;
Die überwundnen Kreuzeskrieger jagen
Hinab, zurück, der Sturm ist abgeschlagen.

Beziers.

Es läßt die Sanduhr Korn an Korn verrinnen,
Und fällt das letzte, ist die Stund' von hinnen;
Also mit jedem Augenblicke fällt
Ein Todter in Beziers zum blut'gen Grunde;
Ein Dämon hat die Leichenuhr bestellt,
Daran zu messen eine Menschenstunde.
Das wilde Kreuzesheer ist eingedrungen,
Und alles Leben wird hinabgerungen.

Simon voran, der harte Todesdegen,
Und fallen muß, wer sich ihm wagt entgegen.
Nicht rühmt das Lied den Tapfern nach Gebühren,
Weil es vom Wirbel bis zur Ferse nieder
Ihn haßt und jedes Zücken seiner Glieder
Und Schild und Speer und alles, was sie führen.

Abt Arnald ruft in's Fechten, wo es stockt:
„Haut ein! der Ablaß und die Beute lockt!"
Den Priester reitet Simon an, zu fragen:
„Herr, sollen wir auch Katholiken schlagen?

Der Unsern viele sind in diesen Mauern,
Ist hier gestattet Mitleid und Bedauern?"

Der Abt entgegnet: „Dessen ist nicht Noth,
Schlagt Ketzer, Katholiken, Alle todt!
Wenn sie gemengt auch durcheinander liegen,
Gott weiß die Seinen schon herauszukriegen."

Wenn still und lautlos ginge dieß Zerstören,
Man müßte aus den Wunden hier das Blut
Gleich einem Bach im Walde rauschen hören,
Doch wie ein Meer im Sturme schreit die Wuth;
Es brennt die Stadt, die Flamme hilft den Waffen;
Wenn Tiger nach Beziers herzögen lüstern,
Den Rauch des Blutes in den heißen Nüstern,
Sie würden müßig hier, bewundernd gaffen.

Dort flüchten Tausende zur Kathedrale,
Nachjauchzt der Mord mit hochgeschwungnem Stahle;
In allen Gassen, Häusern und Gemächern,
In jedem Sparrenwinkel unter Dächern,
In jedem tiefen dunklen Kellerbogen
Wird nachgesucht und wilden Mords gepflogen.

Vom Giebel wird ein Ketzer dort geschleift,
Wie sonst in's Taubennest der Marder greift;

Hier pocht der Scherge an des Fasses Dauben,
Und tönt es dumpf, so wird es aufgebrochen,
Ob nicht ein Ketzer sich hineinverkrochen,
Sein Blut gilt werther als das Blut der Trauben.

„Komm, heil'ger Geist," die Priester alle singen.
Kein Gräuel kann wie der das Herz empören;
Der Opfer viele in die Flamme springen,
Um nur die Mörder singen nicht zu hören.
Doch Tausende sind jener auch gefallen,
Für welche süß der Lobsang würde schallen.
Die Stund' ist aus, nichts gibt es mehr zu morden,
Hoch brennt die Stadt, und weiter ziehn die Horden.

Roger, Vicomte von Beziers.

Roger, der junge Held, im Kerkerthurm;
Kein Blitz so stark, daß er die Nacht durchdränge,
So heftig tobt auf Erden nie ein Sturm,
Daß nur ein Laut davon hinunter klänge.
Verlöre jetzt die Sonne ihren Schimmer,
Dem Glühwurm gleich, der sterbend sich verdunkelt,
Wie von Beziers die letzte Kohle funkelt
Und Asche wird beim letzten Sterbgewimmer,
Roger erführe das in seiner Gruft
Nur am Erkalten seiner Kerkerluft;
Die Nacht in diesen festen Quaderschichten
Kann sich zu tiefrer Schwärze nicht verdichten.

Fiel je auf diesen Fleck der Sonne Schein?
Der moderfeuchte hat es längst vergessen;
Hier mag Roger, wie viel an Land noch sein,
Im steten Hin- und Wiedergange messen.

Sein Lebensglück ist ihm verweht zur Sage,
Die er sich selbst erzählt; sie klingt so traurig!

Ihm ist der helle Strom der Jugendtage
Gestockt zu einem Sumpfe, schwarz und schaurig.
O Fürstenglanz! wie bald bist du verblichen!
O Waffenglück! wie treulos du gewichen!

Verrathen und gefangen mußt' er werden
Von Simon, dem Verhaßtesten auf Erden.
Mit Ritterwort ward Freigeleit gelobet,
Dem Ketzer wird die Treue nicht erprobet. —
Um Frieden wollt' er dingen für die Seinen,
Die nun verwaist um ihren Retter weinen;
Sie flohn aus Carcassonne still und sacht
Durch ein geheimes Pförtlein in der Nacht.

Auf's Halmenlager wirft Roger sich hin,
Und läßt Vergangenheit vorüberziehn.
Vorüberträumt an seinem Gram und Zorne
Sein Jugendglück: wie er zur Morgenstunde
Die Sonne aufgeweckt mit seinem Horne,
Den Jägertroß und die erfreuten Hunde.
Wie sie lustlärmend durch die Wälder eilten
Und wacker Hirsch' und Rehlein niederpfeilten;
Frisch auf! Ha! Ho! die starken Keuler brechen;
Er schwingt den breiten Spieß zum Bärenstechen;
Wie dann beim frohen Mahl die Becher klangen,
Und Troubadours das Lied der Liebe sangen.

Wohl bitter ist's, in Kerkerfinsternissen
Den Sonnenschein, den Strahl der Sterne missen,
Gebirg und Wald und hellen Vogelsang,
Der Wasser Rauschen und der Donner Klang;
Doch bittrer ist's, den Blick des Freundes meiden,
In dessen Strahl entschlummern unsre Leiden,
Gleichwie im warmen Frühlingssonnenschein
Die Nattern süß ermüdet schlafen ein;
Doch bittrer ist's, des Freundes Wort entbehren,
Dem selbst das Elend glaubt die holden Mähren,
Daß Alles noch sich werde fröhlich wenden,
Und jeder Gram in Ruh' und Freuden enden.

Kein Frühling weiß so traut und wohl zu klingen,
Als wenn zum Herzen Freundesworte dringen;
So tönt kein Lied in kummervollen Stunden,
Wie wenn der Freund das rechte Wort gefunden.
Roger gedenkt an seinen Freund Alfar,
Den liebsten aus der kühnen Männerschaar. —

Dann fährt er auf im schmerzlichsten Ergrimmen,
Wenn er zu hören meint die fernen Stimmen
Der Seinigen, die unter Rosseshufen
Und auf den Scheitern ihn um Hülfe rufen.

Wohl ihm, wenn ihn ergreift Erinnerung,
Wenn ihm ertönt das Feldgeschrei: „zu Waffen!"

Die Rosse wiehern im beherzten Sprung,
Die Schwerter schallen und die Wunden klaffen,
Die Kolben krachen und die Lanzen splittern,
Die Rosse stürzen sammt den Kreuzesrittern;
Die Pfeile schwirren, tausend Wunden stechend,
Als Mücken dieser heißen Abendzeit,
Und Held Alfar, den Feindesschwarm durchbrechend,
Erglänzt, ein Stern im Strahl der Tapferkeit,
Ein Nachtgestirn, das in dem Kampfgewühle
Ringsum den Feinden sendet Todeskühle.

Abrede hat mit ihm Roger genommen:
Von Osten ist der Eine zugefahren,
Der Andre haut von Westen in die Schaaren,
Und mittens wollen sie zusammenkommen.
Und jeder führt sein Häuflein Kampfgenossen,
Sie stürmen auf den schlachtberauschten Rossen
Einander zu, zur Rechten und zur Linken
Im Lückenbruch erschlagne Feinde sinken.
Und Jeder freut sich, trifft er im Gefecht
Den Gegner kriegserfahren, kampfgerecht,
Wenn seine Kunst, das Roß im Kreis zu schwenken,
Die Art, im Anlauf seinen Speer zu senken,
Von ferne schon den edlen Helden loben,
Was Stich und Hieb in harter Näh' erproben.
An seinem Harnisch ist der Speer zersprungen,

Doch hat Roger, Alfar sein Schwert geschwungen,
Dann muß der Held des Siegens sich entwöhnen,
Und, hingestreckt, Lebwohl der Erde stöhnen;
Die matte Hand greift irr und ungewiß
Umher schon in der Todesfinsterniß.

Nun sieht der Freund des Freundes Helmbusch wallen,
Er kennt ihn an des Schwertes lautem Schallen;
Der roth' und schwarze Busch begegnen sich,
Wie Blut und Tod, wo dieß Gefieder strich. —
Schon sind sie durch — es fiel der letzte Schlag —
Sie wünschen sich gar fröhlich: „Guten Tag."

Roger ist aus dem schönen Traum erwacht,
Still wünscht sein Feind dafür ihm „gute Nacht,"
Denn durstend greift er nach dem Krug
Und trinkt den herben Tod mit einem Zug.

Das Mädchen von Lavaur.

Nach langem Kampfe iſt die Burg genommen;
Wie ſchwelgt das Kreuzesheer in Rachewonnen!
„Komm', heil'ger Geiſt!" ſo ſingt der Prieſter Chor,
Und was da lebt muß ſterben in Lavor.
Nur eine Jungfrau überlebt den Tag,
Die ſcheintodt ſtill in ihrem Sarge lag.
Sie hörte nichts vom Lärm des letzten Sturmes,
Und nichts vom Niederkrach des feſten Thurmes;
Wie alles fiel, was ſie geliebt hienieden,
Verhüllte ihr ein falſcher Todesfrieden.

Nun wacht ſie auf; wie ſtille! nicht ein Laut!
Der Jungfrau, daß ſie taub geworden, graut;
Sie prüft mit einem Schrei ihr Ohr,
Sie hört — erſchreckt von ihrem eignen Schalle,
Denn ſich nur hört ſie; — bin ich in Lavor?
Herbei! weh mir! o Gott, wo ſeyd ihr Alle?"

Sie ſtürzt hinaus und ſieht entſetzt, warum
Rings Alles in der Burg ſo grabesſtumm.

Da liegen sie umher,
Das Mädchen ruft: weh mir! lebt Keines mehr?
Doch Niemand hört sie, Niemand wird gewahr
Und freut sich, daß entstiegen sie der Bahr.

Sie sucht am Grund die Eltern, find't sie nicht,
Und jedem Todten schaut sie in's Gesicht.
Sie sucht den höchsten Schreck an jeder Stelle
Und findet ihn zuletzt in der Kapelle,
Als hätte, wählend, jegliche Prachtblume
Der Tod gespart zum Schmuck dem Heiligthume.

Dem Greise, der an Krücken sich geschleift,
Ist schnell das Kind zum Sterben nachgereift;
Dort ist die Brust der Jungfrau unverwehrt
Vom Haupt des rohen Waffenknechts beschwert;
Ein Reiter dort, im Antlitz bleichen Zorn,
In's Auge eines Mönchs gedrückt den Sporn.

Wie sind die theuren Züge, ach! entstellt,
Auf welche jetzt der Blick des Mädchens fällt;
Doch kennt das Herz die ihm die Nächsten waren,
Am Kleid, am Wuchs, am Finger, an den Haaren.

Die Jungfrau weint, nicht jene milden Zähren,
Die uns ein Unglück lindern und verklären,

Dem Mädchen, wie's die Elternleichen schaut,
Des Irrsinns Nebel von den Wimpern thaut.

Sie springt an's Christusbild dort am Altar
Und ruft! „Du Armer! möchtest fort, nicht wahr?
Wie quälst du dich, hinaufzuziehn die Füße,
Daß sie das Blut, das steigende, nicht küsse!
Sie sind genagelt; — reut es dich? dich reut's,
Daß du gekommen bist an's Kreuz!
Das Alles, Alles ist um dich geschehen!
Wie bang sich deine Augen drehen!
Hoch steigt das Blut, das bald den Fuß dir näßt,
Ich zerr' umsonst, der Nagel steckt zu fest,
Er haftet immer noch;
Maria! hilf! Johannes, helft mir doch!
Du armer Menschensohn,
Wie sträuben sich die Dornen deiner Kron'!
Wie wild die Angst um deine Lippen zückt!
Ich fürchte mich vor dir, du wirst verrückt!"

Sie flieht hinaus, da schrei'n die Raben
Sie an: willst du was uns gehört, begraben?
Sie flieht und weint, und Jedem nah und fern
Klagt sie das traurige Geschick des Herrn.
So klagend irrt durch Dörfer, Wald und Moor,
Und weckt Mitleid das Mädchen von Lavor.

Des Wandrers Gruß.

Sein Feld beſät mit Körnern dort ein Bauer,
Verdroſſen thut er's, in verzagter Trauer.

Wird ſeiner Senſe ſprießen einſt die Aehre,
Und nicht den Roſſeshufen wilder Heere?

Wer mag getroſt die Zukunft noch beſchicken,
Sieht er den Sturm ſchon kommen, ſie zu knicken?

Mit läſſiger Hand den Samen wirft der Alte
Und wenig hoffend in die Furchenſpalte,

Sein Söhnlein aber ſtreut mit hellem Singen,
Weil Jugend freudig hofft: es wird gelingen!

Dort flattert nieder eine Taubenſchaar,
Und pickend ſchmälert ſie das künft'ge Jahr.

Die Diebe ſieht der Landmann ſonder Grollen
Mit ſchwanken Köpflein ſchreiten durch die Schollen:

„Ei! Tauben, laßt gefallen euch die Kerne;
Der Feind iſt nah, die Ernte noch ſo ferne!

Du weiße dort! hat dich ein Pfeil geſchreckt,
Daß alſo roth die Bruſt dir iſt gefleckt?

Doch nein! wer hat Geschosse zu verschwenden?
Wer möchte jetzt den Pfeil nach Tauben senden?

Täublein, bist von Lavor? und traf dich Blut,
Als du in's Nest heimflogst zu deiner Brut?

Barg ein Verfolgter sich am Tag der Rache,
Und ward ergriffen unter deinem Dache?

O trübe Zeit, wann Tauben am Gefieder
Das Blut des Menschen tragen hin und wieder!"

Der Alte hat der Taube Loos errathen,
Und trauernd streut er wieder seine Saaten.

Ein Wandrer, einsam wallend durch das Land;
Des Bauern Wort belauschend stille stand;

Und freundlich spricht er, eh er weiter zieht:
„Hörst du der Lerche helles Morgenlied?

Vom Liede einer Lerche ist umher
Der ganze Himmel voll, nicht klage mehr!

So tönt fernhin der Freiheit Morgenruf,
Zerstampft dir auch die Saaten Rosseshuf.

Es klingt ihr Ruf je heller in die Weiten,
Je mehr die Feinde stillen Tod verbreiten."

Alfar.

Alfar der Held in seinem Leben
Hat Priestern nie Gehör gegeben;
Und was die Albigenser sprechen,
Ist ihm nicht minder fremd geworden
Seit jenem unvergessnen Morden
Zu Brom, seit jenem Augenstechen.

Gern mag er die Erinnrung fragen
Nach seinen goldnen Jugendtagen;
Und was ihm ohne Spur entschwunden,
Sucht er bei Kindern zu erkunden.
Auch dem von Schuld und Schicksal Kranken,
Gewährt oft flüchtiges Genesen
Bei frohen Kindern der Gedanken:
So bin ich einmal auch gewesen.

Wer seine Jugend überlebt,
Wen unvergeßlich Leid getroffen,
Wem schaal geworden jedes Hoffen,
Für das er sehnlich einst gestrebt,

Und wenn er kalt für Ruhm und Ehren,
Kein Kuß ihm zündet mehr am Munde;
O könnt' ein Zauber ihm gewähren,
Ein Kind zu seyn nur eine Stunde,
Könnt' er die Welt mit frischen Blicken
Nur einmal noch und freudig sehen,
Es würd' ihn stärken und erquicken,
Bis das Geschick ihn heißt vergehen.

Der Trübe spricht: „Wohl euch, ihr Kleinen,
Daß ihr vom Glauben unvergällt
Noch treulich spüren könnt die Welt,
Und mit euch selbst es redlich meinen!"
Der Trübe spricht: „Doch währt's nicht lange,
So seyd auch ihr ein Raub der Schlange;
Denn wem in dieser Zeit die Kunde
Des Glaubens naht, der geht zu Grunde.

Glaubt er, so ist's um die Natur gethan,
Die er hinopfert seinem Wahn;
Und siegt Vernunft, so muß der sterben,
Und dem wird Haß die Welt verderben.
Der Mensch mag glauben, zweifeln, wissen,
Sein Leben ist vergällt, zerrissen." —

Ein Schreck ergreift die Leichenwacht,
Wenn auf der Bahr' in stiller Nacht

Vom Scheintod wach, ein Menſch ſich regt,
Den ſie zu früh dahin gelegt;
Und faßt euch nicht ein tiefres Grauen,
Läßt ſich vor euch ein Todter ſchauen
Mit ſcheinlebendiger Geberde,
Der beſſer läg' im Schooß der Erde,
Weil jede Glut in ihm verlodert,
Und längſt ſein beſtes Leben modert?
Der Todeskenner nur erſchrickt,
Wenn er ein ſolch Geſpenſt erblickt.

So haust Alfar auf ſeinem Schloſſe,
Nichts kann ihm Leid noch Freude ſchaffen,
Im Stalle feiern ſeine Roſſe,
Und Roſt verdunkelt ſeine Waffen:
Das Wild im Forſt mag ruhig ſchreiten,
Er jagt nicht mehr in dieſen Zeiten,
Seit auf ſein Kind geſchah ein Jagen,
Und Prieſter ihm den Sohn erſchlagen.

Der Schmerz, die Wuth, die Rache tobten
In ſeiner Bruſt und in der Schlacht,
Und Feinde ſtarben, Freunde lobten,
So flog ein Jahr wie eine Sturmesnacht.
Dann war es ſtill und ausgeſtorben
In ſeiner Bruſt und jedes Glück verdorben.

Wie nach Gewittern wilde Bäche
Auf grün lebend'ger Wieſenfläche
Nur Steingeröll zurücke laſſen,
Ließ ihm den Tod zurück ſein wildes Haſſen.

Er wandelt einſam, kalt und wüſt;
Wenn freundlich ihn die Sonne grüßt;
Er dankt ihr nicht; er wünſcht im Hain,
Wenn alles grünt und ſchallt von Liedern,
Es möchte dürr und ſtille ſeyn;
Er fühlt nur noch ein kühles Widern.

Zur Abendzeit der Ritter ſtand
An ſeines Schloſſes Felſenrand.
Die Sonne leuchtet in das Thal,
Und lächelnd ſchaut er ihren Strahl,
Indem er ihr die Worte ſpricht:
„Es iſt umſonſt, bemüh' dich nicht,
Die Flur zu ſchmücken und zu nähren,
Die ſie vielleicht noch heut' verheeren!

Und doch warum? — weil die verneinen,
Was die vielleicht zu glauben meinen.
Auf ſeines Herzens tiefſtem Grund
Sitzt auch dem gläubigſten Geſellen
Der Zweifel als ein wacher Hund,
Den Nazarener anzubellen.

Ja! Innocenz Iſcharioth
Hat auch verrathen ſeinen Gott
An ſeine Furcht und banges Zagen,
Daß Ketzer Chriſtum noch verjagen;
Er traut nicht ſeinem Machtbeſtand,
Drum dient er ihm mit Schwert und Brand;
Schon ſieht er ihn hinausgeſtoßen,
Der Götterwandrung angeſchloſſen.

Was ſelbſt er nur mit halben Kräften
Vermag zu glauben und zu halten,
Sucht er mit herriſch frechem Schalten
Der Welt gewaltſam anzuheften.

Wenn ich es höre, wie ſie reden
Von Gott und ihren Glaubensfehden,
Wie Haß und Wahn die Welt entzweiten,
Wie Fabeln gegen Mährchen ſtreiten;
O grauſer Abſcheu, tödtlich kalt,
Der mir die Bruſt zuſammenkrallt!“

So ſprach der Wilde vor ſich hin,
Und ſieht im Thal zwei Wandrer ziehn,
Und jetzt den Pfad der Burg erklimmen,
Laut ſtreitend mit erhitzten Stimmen.
Sie fegen rüſtig mit den Händen,
Um ihren Worten Kraft zu ſpenden,

Und auf dem Steilpfad mit den Füßen
Das Gleichgewicht nicht einzubüßen.
Der Eine — Mönch, der Andre — Krieger,
Will jeder seyn im Streite Sieger;
Was Christus mit dem Felsgesteine,
Worauf sein Bau gegründet, meine? —

Alfar aus kalter Seele lacht
Und ruft hinunter: „Habet Acht!
Dieß ist der einzige Felsen, traun!
Worauf sich läßt auf Erden baun!
Mit leichtem Tritte stoßt der Heide,
Zu schlichten ihren lauten Hader,
Hinunter einen losen Quader,
Und in den Abgrund stürzen Beide.

Das Gelage.

In einer Laube an der Seine trinken
Drei Freunde ihren Becher aus Burgund;
In warmer Freude überſtrömt der Mund,
Die Hecken blühn, die goldnen Sterne blinken.

Nicht ſicher iſt es heutzutag auf Erden,
Schwer im Verhängniß athmen dieſe Zeiten,
Im Garten hier auch leiſe Horcher ſchreiten,
Die frohen Zecher lauernd zu gefährden.

Die Freunde aber trinken froh und ſprechen,
Wie die Gedanken auf im Herzen brechen,
Sie laſſen frei die Herzensblume düften,
Kein Rückhalt ſey in ſolchen Frühlingslüften.

Sie ſprechen von den höchſten, letzten Dingen,
Und ihre Becher hell zuſammenklingen.
Zum Sternenhimmel weist empor der Eine
Und redet laut bei hochgeſchwungnem Weine:

„Seht, Brüder, seht, wie uns die Sterne strahlen!
Als böten Herberg sie zu tausendmalen,
Wenn man von dieser Erde uns vertriebe.
Doch höher ist die Heimath, die uns bliebe.
Laßt uns das Herz mit Muth und Freude tränken:
Zu Almerichs von Bene Angedenken!
Ein freier Mann! ein Forscher ohne Zagen!"
Und ihre Becher hell zusammenschlagen.

Seht, wie der Frühling uns den Trunk gesegnet
Und in den Becher seine Blüthen regnet!
O spielten doch in den Pokal die Weste
Uns Flocken von des Freundes Aschenreste,
Daß wir sie an die Lippen heben dürften,
Und liebend mit dem Wein hinunterschlürften!"

Zerstreut an hundert Tischen in dem Garten,
Bei Wein und leckern Speisen aller Arten,
Studenten sitzen aus der hohen Schule
Paris, genannt die Leuchte dieser Welt,
Und, allzufreien Künsten zugesellt,
Bewirthet Mancher neben sich die Buhle.
Von Schweden, Deutschen, Polen und Franzosen,
Von Italienern, Ungern, Engelländern,
Vielfach an Sprache, Sitten und Gewändern,
Die lauten Stimmen durcheinandertosen.

Hier halten Theologen Wortgefechte,
Spitzfindig dialektisch; blanke Waffen
Muß Aristoteles, der Heide, schaffen;
Juristen zanken dort um Römerrechte.
Die Aerzte lachen ob den Wortverdrehern,
Und lehren, wie sich Elixire brauen;
Sprachwurzeln werden lärmend ausgehauen
Von Philologen, Griechen und Hebräern.

Die Astronomen schelten sich um Zahlen;
Dort singt ein Trupp vergnügter Provençalen
Den tapfern Troubadour Bertrand de Born,
Sein Minneleid und seinen Heldenzorn.
Goldstücke rollen dort, die Würfel dröhnen;
Gelächter schallt zu jugendlichen Possen,
Und Jedes wird mit edlem Wein begossen;
So lustig werd' es allen Musensöhnen!

Und wieder spricht ein Andrer in der Laube,
Indem er schwingt den rothen Saft der Traube:
„Von Almerichs von Bene theuren Lehren
Blieb eine unvergeßlich mir vor allen;
Sie wird noch spät auf Erden wiederhallen,
Wenn wir schon längst sind fort und nimmer kehren.
In dieser sternenhellen Frühlingsstunde
Sey sie uns wiederholt aus meinem Munde:

Was wir mit dunklem Worte nennen
Die göttliche Dreifaltigkeit,
Das sind drei Stufen in der Zeit,
Wie wir den einen Gott erkennen.

Den Vater glaubte den Gewittern
Der Mensch und dem Prophetenmund,
Vor Gottes Willen mocht' er zittern;
Und solches hieß der alte Bund.

Jehovahs Tage mußten schwinden,
Der dunkle Donnernebel floh;
Wir lernten Gott als Sohn empfinden,
Und wurden seiner Liebe froh.

Auch Christi Zeit, die Gott verschleiert,
Vergeht, der neue Bund zerreißt,
Dann denken Gott wir als den Geist,
Dann wird der ewige Bund gefeiert.

So wird in Dreien Eins genommen,
Und Gott von uns in seiner Macht
Geglaubt, empfunden und gedacht;
Es will die Zeit des Geistes kommen.

Die Zeit, in der mit seinen Strahlen
Der Menschengeist zusammentrifft
In Eines, ohne Kreuz und Schrift,
Und selig ruht nach langen Qualen." —

„Auf Almerichs von Bene Angedenken!“ —
Das ist zum Theologentisch gedrungen,
Sie horchen auf von ihren Schulgezänken,
Und ein Lombard' ist auf den Tisch gesprungen:
„Die neue Lehre soll die Welt besiegen!
Der Geist ist Gott!“ so ruft er in die Schaaren,
Und Alle auf von ihren Bänken fahren
Und nach den Sternen ihre Mützen fliegen.

Von Tisch zu Tisch hineilt das große Wort
Und reißt die jungen Herzen mit sich fort;
„Der Geist ist Gott!“ so schallt es hin mit Macht,
Ein Freudendonner durch die Frühlingsnacht.

Der Brunnen.

Das Gras im Burghof zu Lavor
Wuchs einsam, ungestört empor,
Schon überhüllt es und umschattet
Gebein, zerstreut und unbestattet;
Raubvögel, die an's Licht es zogen,
Umfliegen hoch im stillen Bogen
Die brandgeschwärzten alten Mauern,
Der dunkle Himmel scheint zu trauern.

Am Brunnen steht sie noch, die Linde,
Die Zeugin einst so schöner Zeiten,
Sie läßt, bewegt vom Herbsteswinde,
Die Blätter leis hinuntergleiten;
Die Sträucher drängen mit Verlangen
Zum Brunnen, Disteln selbst, die rauhen,
Den Rand von Marmor überhangen,
Als möchten sie hinunterschauen.
Ein Sänger steht am tiefen Bronnen,
Sein letztes Lied hinabzuweinen,
Ach, wo versenkt mit allen Wonnen,
Giralda ruht, bedeckt von Steinen.

„Der Himmel hat kein Wort geboren,
Wie hold du warst, wie schön, zu sagen;
Die Hölle hat nicht herbre Klagen
Als meine, daß ich dich verloren!

Kein Trost kann mit dem Schmerze ringen;
Du wirst nicht wieder auferstehen,
Wenn Gott dich einmal ließ vergehen,
Kann er dich so nicht wiederbringen.

Da unten mein' ich dich zu hören;
Wie deine Lippen traulich flüstern,
Hinabzustürzen werd' ich lüstern;
Doch soll ich auch dein Bild zerstören?

Es taucht mir auf mit allen Zügen,
Mit jeder Schönheit unvergessen;
Wie deine Reize unermessen,
Kann auch mein Schmerz sich nie genügen.

Sie senkten in den Schacht dich nieder,
Und eine Welt von Freudenschimmer,
Was einmal todt, ist todt für immer;
Die Schönheit, Liebe, und die Lieder!"

Entgeltung.

Vorüber sind die schönen Frühlingsnächte;
Der Sommer hat geglüht und Saat gereift,
Der Herbst die Blätter von den Bäumen streift,
O daß er auch den Haß zur Ruhe brächte!
Der überwintert grüner als Cypressen,
Und jene Nacht, er hat sie nicht vergessen;
Was dort von Freiheit in der Gartenlaube
Erscholl, es ward den Winden nicht zum Raube.

Gegraben wird nach Almerichs Gebeinen,
Im Feuer sie den Schülern zu vereinen.
Die Feinde, könnten sie in ihrem Hassen
Den Hingeschiednen selbst, ihn selbst ergreifen,
Sie würden ihn herab vom Himmel schleifen;
Und, ist er dort, auch nicht der Hölle lassen.

Dem Tode zürnen sie, daß er so frühe
Den Feind entführte und auf eigne Hand
Ihn sanft entrückte jeder Erdenmühe,
Und nur die Knochen ließ dem Rachebrand.

Sie möchten ſchier vor Wuth ſich ſelber äffen,
Mit Bann den Tod, den alten Ketzer treffen,
Deß Rieſenhand, trotz allen Widerſchlägen,
Die Macht des Wahnes wird zur Ruhe legen.

Doch ihre Zeit iſt noch nicht abgefloſſen;
Indeſſen wird ein Feuer angezündet,
Und jetzo haben Almerichs Genoſſen
Sein kühnes Wort zum letztenmal verkündet.

Der eine von den Prieſtern am Schaffot
Hat Haß genug zu einem letzten Spott:
„Nun mögt ihr euren Herzenswunſch erreichen,
Den ihr verlauten ließt ſo unerſchrocken,
Nach eures theuren Meiſters Aſchenflocken;
Ihr dürft mit ihnen ſeyn als ihresgleichen.
Nehmt jetzt die Sterne, die ſo freundlich lachten,
Beim Wort; ſie haben Herberg' angetragen;
Die Erde muß ſie euch fortan verſagen,
So mögt ihr heut auf Sternen übernachten!"

Umsonst!

„Mein guter Degen, wie du voll Verdruß
Im Winkel ruhst, schier wie der Hecht im Dürren;
Du Eisenfisch, sollst bald vor Freude schwirren
Und lustig tanzen mir im rothen Fluß.

Ei! Rößlein feurig, tummelnd auf der Weide,
Sollst glänzen bald im blanken Harnischkleide,
Zum Sporenhieb und Klange der Drommeten
Den schönen Kampfritt über Leichen treten."

Schon reitet er bewaffnet, kreuzgeschmückt,
Der Fahne nach, die dort zu Felde rückt.
Wie Otto von Burgund und all' die Edeln
Der Kirche schmeichelnd mit dem Banner wedeln!
Wie rasch doch Fürsten ihre Fahnen schwingen,
Wenn es der Freiheit gilt den Tod zu bringen!

Es gilt den auferstehenden Gedanken,
Von dessen Tritt die sieben Hügel schwanken,
Den Starken gilt's zum Tod zu ringen nieder,
Den Riesen mit den rauschenden Gewändern,
Der seines Leibes unermessne Glieder
Zugleich erhebt in weitentlegnen Ländern. —

Was soll der Rößlein Wiehern hier und Springen?
Was wollen hier die ausgereckten Klingen?

O Fürsten übermüthig, wahnverloren,
Blickt auf zur Nacht, wenn ihre Sterne flammen,
Und schaut den Feind, dem ihr den Tod geschworen,
Und zittert schaudernd in euch selbst zusammen!

Gedanke heißt der Heilige, der Held,
Der im Urkampf ersiegt dieß weite Feld;
Er hat getaucht die Sterne in sein Licht,
Er gab den Stand den Sternen und die Flucht,
Hält ewig fest die strenge Sternenzucht;
Sein ist die ganze Welt und ihr Gericht.

Ihn wollt ihr hemmen, wenn er sichtbar werden
In menschlicher Gestaltung will auf Erden?
Haut alle grünen Sprossen ab zur Stunde,
Reißt alle Wurzeln aus dem Muttergrunde,
Und schießt die Vögel aus den Lüften nieder,
Wenn ihr das Grünen hasset und die Lieder,
Ihr könnt den Drang nicht hemmen und nicht stillen
Den unaufhaltsam starken Frühlingswillen.
O glaubet, Fürsten, minder noch zu zwingen
Ist der Gedanke je mit euren Waffen,
Wenn er der Menschheit will die Freiheit schaffen,
Und will durch die Geschichte blühn und singen.

Simon Montfort.

Die Burgen und die Dörfer brennen,
So helle Flamm' ist angefacht:
Man kann in mondverlassner Nacht
Die Todten auf dem Feld erkennen.
Der Krieg, der wilde, rennt und schnaubt
Durch's Land, die blutig rothe Pfütze,
Er hat den Himmel sich auf's Haupt
Gesetzt als eine Scharlachmütze.

Graf Montfort nach Toulouse reitet
Mit seinen kreuzgeschmückten Schaaren,
Von seiner holden Frau begleitet,
Durch rauhe Mühsal' und Gefahren.

Er spricht zu ihr, wie reich mit Segen
Die Kirche seine Fahrt belohne,
Es blinke strahlend schon entgegen
Ihm von Toulous' die Fürstenkrone,
Wie Beziers ihm zugefallen
Mit Burgen, Städten und Vasallen,

Wie Carcaſſonne, Conſerans,
Albi und Foix ihm unterthan.

Doch ſchweigend reitet ſein Gemahl,
Weil Athem ihr und Sprechen ſchwer
Im Wind, der von den Feuern her
Rauchwolken jagt in's enge Thal.

„Wenn auch die Aeuglein überfließen,
Laß, Kind, den Rauch dich nicht verdrießen;
Bald folgt den Zeiten rauher Kämpfe
Ein glanz- und ehrenreicher Friede;
Bedenk', es kommen dieſe Dämpfe
Aus unſres Glückes Flammenſchmiede.

Bald ſteht, mein letztes, ſchönſtes Hoffen,
Mir huldigend Toloſa offen!"

Sie ſchweigt, nicht bloß der ſcharfe Rauch
Hat Stimm' und Rede ihr benommen;
Ein ſchweres, banges Ahnden auch
Hält traurig ihr das Herz beklommen.

Auch Montfort ſchweigt, und die Gedanken
Beginnen zweifelnd ihm zu ſchwanken.

Der Tritt von zwanzig tauſend Pferden
Erdröhnt, und durch des Rauches Flor

Bricht dunkelroth der Mond hervor,
Wie Wiederschein des Bluts auf Erden.

Sie ziehn hindan die ganze Nacht,
Und als der Morgenschein erwacht,
Umlagern sie zu Roß, zu Fuß,
Ein breites Heer, die Stadt Toulouf'.

Graf Montfort kniet in seinem Zelt
Anbetend vor dem Herrn der Welt,
Er beichtet Fulco und bekennt
Die Sünden, die sein Herz beschweren,
Er hört die Mess' in Reuezähren,
Und nimmt das heil'ge Sakrament,
Daß Christi Leib und Blut ihm stärke
Mit Muth den Leib zum blut'gen Werke.

Die Mönch' im Chore singen wieder
Weithin erschallend fromme Lieder,
Harmonisch durch die Lüfte ziehen
Der wilden Zwietracht Melodieen.

Wie Montfort jetzt, der kühne Fechter,
Sein Roß besteigt, da bäumt und prallt
Der Gaul, und von den Mauern schallt
Tolosa's jauchzendes Gelächter.

Doch Montfort ſchwingt ſich auf im Zorn,
Haut tief in's Roß den ſcharfen Sporn;
Hinſpringt er an des Walles Rand,
Und droht mit Schwert und Blick, da fällt
Ein Stein, der ihm das Haupt zerſchellt,
Und ſterbend ſinkt er in den Sand.
Fahr' wohl! o Glück und Fürſtenmacht! —
Noch treffen Simon im Verſcheiden
Fünf Pfeile, die den Stein beneiden,
Er hört noch, wie Toloſa lacht.

Nun ſchallt das Feld von Schmerz und Klage;
Die weit das Lied von hinnen ſtören,
Weil es, gedenkend früh'rer Tage,
Und Simon nicht will weinen hören.

Ritter und Mönch.

Die Schlacht verrauſcht, die Sieger ziehn von hinnen;
Ein Ritter bleibt zurück bei ſeinem Roß,
Das ihm durchſtach ein irrer Lanzenſtoß;
Ihm galt's, er ſieht des Roſſes Blut verrinnen.

Des treuen Thiers kann er ſich ſchwer entwöhnen;
Er ſchaut es an mit einem Blick voll Leid,
Schnallt ihm den Sattel ab, das Panzerkleid,
Erleichtern will er ihm das letzte Stöhnen.

Zum Abzug wird das Schlachthorn dort geblaſen,
Da zuckt dem Gaul die Seele noch hervor,
Da ſpitzt er müd' und langſam noch das Ohr,
Nun ſtreckt er todt die Glieder auf den Raſen.

„Wo iſt dein tapfrer Sprung, o mein Geſelle?
Und wo dein feurig Wiehern, edles Thier?
So herrlich klang's, das liebſte Schlachthorn mir;
Wohin dein Muth, die Kraft, die Windesſchnelle?

Sey nun ein Mahl, mein Roß, den Geierſchaaren!
Sie haben nie geſchmeckt ſo edles Blut!
Zu koſtbar iſt dein Fleiſch für Würmerbrut,
In Geiern ſoll es gegen Himmel fahren.

Den Aaren ſoll dein Blut im Herzen kochen,
Daß ſie betrunken taumeln in der Luft,
Dann ſingen ſie dein Lob durch Berg und Kluft:
Das beſte Roß ward bei Montjoyr' erſtochen."

Er lagert ſich am Waldſaum hoher Eichen,
Die Walſtatt ruht im Abendlichte klar,
Und vor dem Anblick dieſer Leichenſchaar
Muß ſeinem Schmerz des Roſſes Bild entweichen.

Die bleichen, wildentſtellten Angeſichter
Ergrimmter Feinde liegen hier vereint,
Gleichmäßig auf die Todten alle ſcheint
Der Friedensgruß der ſanften Abendlichter.

O hätte ſo geſtrahlt in die Gemüther,
Klar und verſöhnend, ein Gedankenſtrahl,
Ein himmliſch Licht in dunkler Seelenqual,
Sie lebten — froh der holden Erdengüter.

Was raſchelt in des Eichwalds dürrem Laube?
Ihm naht ein Mönch und ſpricht: „Gott tröſte dich!"

Und blickt so frei und fest, als ob er sich
Im Schutze dieser Todten sicher glaube.

Ihm schmückt die Brust ein Kreuz von rother Seide,
Die Waffen warf er weg; daß er sie trug
An diesem Tag des Kampfs und Wunden schlug,
Zeigt manche Spur des Bluts an seinem Kleide.

Der Klosterbruder lagert sich zum Reiter,
Der einen Gruß dem Waffenlosen nickt,
Dann wieder auf das Feld hinüberblickt;
Sie starren Beide auf die todten Streiter.

Der Herbstwind jagt die Blätter von den Bäumen
Hin über's Feld, sie wirbeln und sie fliehn
Den Todten um die stillen Häupter hin,
Wie Schatten von verlornen Lebensträumen.

Das sieht sich traurig an; das Abendscheinen
Floh mit dem dürren Laub den bangen Ort,
Der Herbstwind führt allein das ernste Wort,
Die Beiden still — der Mönch beginnt zu weinen.

Doch plötzlich fährt er auf, sich zu ermannen,
Das rothe Kreuz, der Kirche Angebind,
Er reißt es von der Brust und gibt's dem Wind,
Es flattert wie das dürre Laub von dannen.

Befremdet ſchaut der Ritter den Genoſſen
Und fragt: „Was willſt? was ſoll dein ſeltſam Thun?“
Doch näher rückt der Mönch dem Ketzer nun,
Hat liebvoll in die Arme ihn geſchloſſen.

„Nicht folg' ich mehr der Kirche blut'gen Fahnen,
Im Hinblick auf das ſtumme Leichenfeld
Hat Friede wunderbar mein Herz erhellt,
Des tiefen Sinns ward mir ein freudig Ahnen.

Gottmenſch, Erlöſer, Chriſtus iſt die Seele
Der Welt, der Menſchheit innerſtes Geſchick;
Doch Dunkel hüllt es noch vor unſerm Blick!
Kein Buch erklärt's; es klang aus keiner Kehle.

Das Leben bricht der Kirche düſtre Schranke;
Die heilige Geſchichte iſt geſchehn,
Doch war auch ſie nur Abglanz und Vergehn;
Vollenden wird Erlöſung der Gedanke.“

Der Ritter reicht zum Bund ihm ſeine Rechte
Und ſpricht: „O Mönch, geehret ſey dein Mund!
Komm auf mein Schloß, und geh mit mir zu Grund!
Die Nachwelt blüht, wir fallen im Gefechte.

Doch eh' die Welt gelangt zu ihrem Heile,
Erhebt der Kampf ſich erſt mit neuem Muth,

Wenn er auf unſern Gräbern ausgeruht,
Und ſtill geſonnen eine trübe Weile.

Die Schaar der kühnen Streiter ſchwand zuſammen,
Schon wird es ſtill; der Geiſt, der ſie gelenkt,
Er liebt, zu ſinnen bald, in ſich verſenkt,
Und bald in Kämpfen herrlich aufzuflammen."

Es dämmert ſchon das Thal in Nebelſchleiern,
Die Beiden wandeln fort, der Ritter kehrt
Noch einmal ſcheidend ſich nach ſeinem Pferd,
Und in den Lüften ſchallt der Ruf von Geiern.

Ein Greis.

„Sturm der Urwelt, habe Dank,
Daß du, ſchleudernd Felſenklötze,
Bauteſt die granitne Bank,
Drauf ich lagernd mich ergötze!

Unter mir in wilder Flucht
Braust der Strom und ſtürzt von hinnen;
Starrend in die rege Schlucht,
Seh' ich 's Leben mitverrinnen.

Raſch hinab und nie zurück!
Selbſt die Sehnſucht nach dem Alten;
Theure Leiden, ſchönes Glück,
Leicht zerſtiebende Geſtalten!

Käm' ein Gott und ſchöpfte mir
Einen Becher aus dem Quelle,
Spräche: „Trink'! ich reiche dir
Noch einmal die beſte Welle!"

Spräch' ich: „Nein, ich trinke nicht;
Was vorüber, sey verloren!
Was die Stunde bringt und bricht,
Werde nicht zurück beschworen!"

Von dem Sturzbach, windverstreut,
Tropfen mir in's Antlitz dringen;
Will mir die Vergangenheit
Meine Thränen wiederbringen?

Rausche, Zeit, vorbei, vorbei!
Deine Opfer hab' sie alle!
Auch dein eigner Sterbeschrei
Tönt mir zu im Wasserfalle.

Ewiger Geist! auf flücht'gen Tand
Schau' ich fest vom Felsenblocke,
Den ich meistre im Bestand,
Wie Granit die Aschenflocke.

Drüben dort ein Geier streicht,
Hoch und still mit wildem Lauern;
O wie diesem Vogel gleicht
Um der Menschheit Loos mein Trauern!

Rauhe Krallen führt mein Schmerz,
Scharfe Augen, rasch Gefieder,

Heißes Blut wie Geiers Herz,
Plötzlich ſtoßt er auf mich nieder.

Ringsum iſt die Welt verheert,
Alles öd und ſtill geworden,
Düſter ſchweigt, in ſich gekehrt,
Wer entronnen dieſem Morden.

Hundert Burgen ſanken hin,
Ungezählter Leichen Grüfte,
Mit der Menſchenaſche ziehn
Ueber's wüſte Feld die Lüfte. — —

Noch die Freiheit war es nicht;
Dunklen Gruß, verworrne Kunde
Brachte nur von ihrem Licht
Die vorausgeeilte Stunde;

Wie ein Bote liebend eilt,
Mit der Freudenpoſt zu kommen,
Und vor Ungeduld nicht weilt,
Bis ihr Wort er ganz vernommen.

Ach! es war ein ſchöner Klang,
Dem die Welt ſo ſehnend lauſchte;
Wie ein himmliſcher Geſang,
Der im Schlachtgefild verrauſchte.

Manche, krank, in's tiefſte Mark,
Selbſt am ewigen Geiſt verzagen,
Andre haben, ſtill und ſtark,
Ihren Gott hindurchgetragen.

Tiefer ſchmerzt, als das Geroll
Zeit und Tod zu meinen Füßen,
Daß ich nicht erleben ſoll,
Wie ſich Welt und Freiheit grüßen.

Doch der Geiſt, der bald den Riß
Enden wird durch dieſe Hülle,
Lebt in Andern einſt gewiß
Seine Freiheit, Macht und Fülle."

Das Geſicht.

Am Crucifix das Lampenlicht
Beſcheint ſein ſterbend Angeſicht;
Durch's Fenſter weht die Luft herein
Und ſtört die Ruh' dem Ampelſchein,
Daß um die heilige Geſtalt
Unſteter Schein und Schatten wallt.

Und wie die Lichter ſich bewegen,
Scheint leiſe ſich das Bild zu regen:
Des Dulders letzte Miene bebt,
Mit einem Lächeln ſich zu ſchließen,
Das Auge bricht, die Thräne ſchwebt,
Des Blutes heil'ge Tropfen fließen.
Noch einmal hebt wie Athemzug
Die Bruſt, die ſo viel Liebe trug.

Am Chriſtusbild in ſtiller Nacht
Kniet Innocenz und betet laut;
Vielleicht ihm vor der Stille graut,
Seit er die Welt ſo ſtill gemacht?

Er blickt empor zum Gottesbilde,
Ihn ſchreckt die Liebe und die Milde,
Indem er ſeiner That gedenkt,
Wie blutig er die Welt gelenkt.

Er ragt ſo hoch und feſt am Tage,
Sein Wille ſtarrt, ein Wall von Erz;
Nun wecken Nacht und Bild ſein Herz,
Er ruft an ſeinen Gott die Frage:
„Herr! ſieh mich hold und gnädig an,
Laß meiner Bruſt den Muth nicht weichen,
Gib deines Beifalls mir ein Zeichen,
Daß ich der Welt ſo weh gethan!
O, nicke, daß du mir's geboten,
Daß dir willkommen meine Todten!

Im Thale von Gethſemane
Ergriff dein Herz ein banges Weh,
Hoch ſchlug es auf in Kampf und Qual,
Die Waſſer rauſchten durch das Thal:
Und Bäche Blutes ließ ich fließen,
Die Todeswellen brauſend ſchießen
Durch jene unheilvollen Gründe,
Durch manche finſtre Schlucht der Sünde,
Wo du mit Feinden heiß gerungen;
Sie hätten ſonſt dein Reich bezwungen.

Mein Heiland! ſieh mich gnädig an!
Und winke: hab' ich recht gethan?"

Er ſtarrt dem Bild in's Angeſicht,
Da löſcht ein Falter ihm das Licht,
Und finſter iſt es um ihn her,
Und ſtill; er fragt das Bild nicht mehr.

Bald ſieht er andre Lichter ſteigen,
Und andre Kreuze ſich nicht bergen,
Die Flammen der Provence zeigen
Die Kreuze auf der Bruſt der Schergen.
Die Trümmer ſtürzen, Waffen raſſeln,
Und aus dem wilden Feuerpraſſeln
Hört er verfluchen ſeinen Namen: —
Als ihn das Schreckgeſicht umbraust,
Nimmt er 's Gewiſſen in die Fauſt
Und ſpricht gelaſſen: „Amen! Amen!"

Schlußgesang.

Wofür sie muthig alle Waffen schwangen,
Und singend in die Todesfeuer sprangen,
Was war es? trotzte hier ein klarer Blick
In's Herz der Freiheit jedem Mißgeschick?
War's Liebe für die heilige, erkannte,
Die heißer als die Scheiterhaufen brannte?
War's von der Freiheit nur ein dunkles Ahnen,
Dem sie gefolgt auf allen Schreckensbahnen?
Mehr nicht! — doch soll die Edlen darum eben
Bewunderung und Wehmuth überleben.
O ernste Lieb' zur Freiheit, schönes Werben,
Wenn ihre Spur genügt, dafür zu sterben! —

Und bringt die Frage weiter in mein Lied,
Warum es nicht so wilden Graus vermied,
Warum es ruft nach jenes Gräuels Schatten,
Den die Geschichte froh war zu bestatten?
Wozu begrabnes Leid lebendig singen,
Und gegen Todte Haß dem Herzen bringen?

Hat unsre Zeit nicht Leids genug für Klagen?
Hat Haß nicht Manchen, der da lebt, zu schlagen?

Doch weile auf der Vorwelt unser Blick,
Die Vorwelt soll uns tief im Herzen wühlen,
Daß wir uns recht mit ihr zusammenfühlen
In ein Geschlecht, ein Leben, ein Geschick.

Der Wandrer gibt dem Freund, der nach ihm schreitet,
Wo sich der Scheideweg im Walde spreitet,
Den Weg, den er gewandelt, treulich kund,
Er streut ihm grüne Reiser auf den Grund;
So ließen uns die alten Kämpfer Zeichen:
Die Trümmer ihres Glücks und ihrer Leichen.

Getheiltes Loos mit längstentschwundnen Streitern
Wird für die Nachwelt unsre Brust erweitern,
Daß wir im Unglück uns prophetisch freuen,
Und Kampf und Schmerz, sieglosen Tod nicht scheuen.
So wird dereinst in viel beglücktern Tagen
Die Nachwelt auch nach unserm Leide fragen.

Woher der düstre Unmuth unsrer Zeit,
Der Groll, die Eile, die Zerrissenheit? —
Das Sterben in der Dämmerung ist schuld
An dieser freudenarmen Ungeduld;

Herb ist's, das langersehnte Licht nicht schauen,
Zu Grabe gehn in seinem Morgengrauen.
Und müssen wir vor Tag zu Asche sinken,
Mit heißen Wünschen, unvergoltnen Qualen,
So wird doch in der Freiheit goldnen Strahlen
Erinnerung an uns als Thräne blinken.

Nicht meint das Lied auf Todte abzulenken
Den Haß von solchen, die uns heute kränken;
Doch vor den schwächern, spätgezeugten Kindern
Des Nachtgeists wird die scheue Furcht sich mindern,
Wenn ihr die Schrumpfgestalten der Despoten
Vergleicht mit Innocenz, dem großen Todten,
Der doch der Menschheit Herz nicht still gezwungen,
Und den Gedanken nicht hinabgerungen.

Das Licht vom Himmel läßt sich nicht versprengen,
Noch läßt der Sonnenaufgang sich verhängen
Mit Purpurmänteln oder dunklen Kutten;
Den Albigensern folgen die Hussiten
Und zahlen blutig heim, was jene litten;
Nach Huß und Ziska kommen Luther, Hutten,
Die dreißig Jahre, die Cevennenstreiter,
Die Stürmer der Bastille, und so weiter.

Faust.

Ein Gedicht

von

Nicolaus Lenau.

Stuttgart und Augsburg.

J. G. Cotta'scher Verlag.

1858.

Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und Augsburg.

Inhalt.

	Seite
Der Morgengang	3
Der Besuch	7
Die Verschreibung	16
Der Jugendfreund	33
Der Teufel	43
Der Tanz	46
Das arme Pfäfflein	52
Die Lection	58
Das Lied	71
Die Schmiede	73
Der nächtliche Zug	91
Der See	95
Maria	98
Der Maler	100
Die Warnung	104
Der Mord	106

Seite

Der Abendgang 115
Der Abschied 127
Das Waldgespräch 131
Die Reise 138
Der Traum 149
Der Sturm 159
Görg 167
Faust's Tod 184

Faust.

Der Morgengang.

Ein hoher Berg, vom Morgen angeglüht,
Der hell und froh herauf im Osten sprüht;
Ein Wandrer kühn, der dort zum Gipfel strebt,
Von Fels zu Fels im raschen Fluge schwebt.
Was willst du, Faust, auf diesen Bergeszinnen?
Den Nebeln und den Zweifeln dort entrinnen?
Des Abgrunds Nebel werden nach dir schleichen,
Auch dort dir Zweifel an die Stirne streichen.
O freue dich am hellen Sonnenglanze,
Freu' dich an seinem Kind, der stillen Pflanze,
Der Alpenlerche, die sich einsam schwingt,
Am Schneegebirg, das durch den Himmel dringt!
Laß Bergeslüfte froh dein Herz durchschauern,
Und sie verwehn dein ungerechtes Trauern;

Laß nicht den Flammenwunsch im Herzen lodern,
Der Schöpfung ihr Geheimniß abzufodern;
O wolle nicht mit Gott zusammenfallen,
So lang dein Loos auf Erden ist zu wallen.
Das Land der Sehnsucht ist die Erde nur;
Was Gott dir liebend in die Seele schwur,
Empfängst du erst im Lande der Verheißung,
Nach deiner Hülle fröhlicher Zerreißung! —
Umsonst, umsonst! Die ungestümen Fragen
Ihn ohne Rast von Fels zu Felsen jagen.
Viel Pflanzen hat er schon entpflückt dem Grund,
Und, kaum besehn, geworfen in den Schlund;
Viel Steine schon hat dringend aufgerafft,
Am Fels zerschmettert seine Leidenschaft;
Und manch Insekt zerknickt des Forschers Hand,
Weil's ihm von seiner Schöpfung nichts gestand.
Nun bleibt er stehn und lauscht dem Glockenklang
Vom Thal herauf, und fernem Kirchensang;
Der Glockenruf — die Lieder — mit den Winden
Dem Ohr des Wandrers schwellen und verschwinden;
Und wechselnd horcht er auf der Töne Flucht,
Und spricht hinab in eine tiefe Schlucht:

„Wie wird mir nun zu Muth mit einemmal!
Wie faßt mich plötzlich ungekannte Qual!
Ich fühl's: des Glaubens letzter Faden reißt,
Anweht mein Herz ein kalter, finstrer Geist.
O, daß die Töne, die vom Thal sich schwingen,
Mich wie ein Aufschrei bittrer Noth durchdringen!
Da unten Wandrer durch die Wüste ziehn,
Und jetzt im Nothgezelt, dem Kirchlein, knien,
Und die Verlass'nen rufen sehnsuchtsvoll
Dem Führer, daß er endlich kommen soll.
Ob eure Sehnsucht betet, fluchet, weint,
Der Führer nirgends, nirgends euch erscheint!"
Und weiter, höher, steiler treibt die Hast,
Der Unmuth fort der Berge trüben Gast,
Auf Klippen, wo den Pfad die Furcht verschlingt,
Wohin verzweifelnd nur die Gemse springt.
Schon kann der Klang vom Thal ihn nicht erreichen;
Doch fernher tönt's von dumpfen Donnerstreichen.
Zu Füßen jetzt dem ungestümen Frager
Erbraust ein sturmversammelt Wolkenlager,
Und wilder stets das Wetter blitzt und kracht;
Er ruft hinab frohlockend in die Nacht:

„Die Wetterwolken hab' ich übersprungen,
Daß sie vergebens mir zu Füßen klaffen,
Nach mir ausstreckend ihre Feuerzungen:
So will ich mich der Geistesnacht entraffen!"
Da plötzlich wankt und weicht von seinem Tritt
Ein Stein und reißt ihn jach zum Abgrund mit;
Doch faßt ihn rettend eine starke Hand
Und stellt ihn ruhig auf den Felsenrand;
Ein finstrer Jäger blickt in's Aug' ihm stumm,
Und schwindet um das Felseneck hinum.

Der Beſuch.

Fauſt und ſein Famulus **Wagner** im anatomiſchen Theater an einer Leiche.

Fauſt.

Wenn dieſe Leiche lachen könnte, traun!
Sie würde plötzlich ein Gelächter ſchlagen,
Daß wir ſie ſo zerſchneiden und beſchaun,
Daß wir die Todten um das Leben fragen.
Mein Freund, das plumpe Meſſer tappt vergebens
Verlaſſ'nen Spuren nach des flücht'gen Lebens.
Längſt iſt das ſcheue Wild auf und davon;
Es ſetzte flüchtig durch den Acheron,
Drin ſich dem Jäger ſeine Spur verloren.
Ich will's nicht länger hier im Walde ſuchen.
Mir dünkt das Loos des blödgeäfften Thoren,
Das Loos des Forſchers wahrlich zu verfluchen.

Wagner.

Mir aber dünkt das stille Loos des Weisen
Vor jedem andern glücklich und zu preisen.
Und schreiten wir auch ferne noch vom Ziel,
So wissen wir des Wahren doch schon viel.

Faust.

Du weißt nicht mehr vom Leben, als das Vieh,
Trotz deiner sämmtlichen Anatomie.

Wagner.

Ihr scherzet, Meister; welch ein Hochvergnügen,
An dieser frischen Leiche zu erfahren,
Wie all' die feingewebten, wunderbaren
Gebilde sich so schön zusammenfügen;
Wie sein Geschäft ein jegliches Organ
Einträchtig übt, dem Ganzen unterthan.

Faust.

Dich mag beglücken, Freund, das tiefe Wissen,
Daß dieser Todte, als er war gesund,
Das Futter hat gesteckt in seinen Mund,
Und daß er mit den Zähnen es zerbissen.
Auch ist zu deinem Glücke nicht erdichtet,
Der Magen war zum Dauen eingerichtet,

Und daß dazu in dem erwähnten Falle
Getröpfelt aus der Leber kam die Galle,
Und daß die Säfte durch's Geäder kreiſen,
Und was noch ſchlau der Forſcher ſonſt erfrug;
Doch iſt die ganze Weisheit nicht genug,
Auch nur den kleinſten Zweifel ſatt zu ſpeiſen.

Wagner.

Ich ehre die Natur in ihrem Schweigen;
Erfreut ſie mich mit noch ſo leiſer Kunde,
So dank' ich ihr aus tiefem Herzensgrunde.
Seht nur, wie dieſe Nerven ſich verzweigen,
Durch die die ew'ge Seele fühlt und denkt,
Gebieteriſch des Leibes Glieder lenkt.

Fauſt.

Oft, wenn ich ſo die langen Forſchernächte
Einſam mit ſtillen Leichen nur verkehrte,
Und in der Nerven ſinnigem Geflechte
Eifrig verfolgt des Lebens dunkle Fährte;
Wenn meinem Blicke dann ſich aufgeſchloſſen
Der Nerven Stamm mit ſeinen Zweigen, Sproſſen —
Da rief mein Wahn, entzückt ob ſolchem Funde:
Hier ſeh' ich deutlich den Erkenntnißbaum,

Von dem die Bibel spricht im alten Bunde;
Hier träumt die Seele ihren Kindestraum,
Süßschlummernd noch im Schatten dieser Aeste,
Durch die sich Paradieseslüfte drängen,
Und Vögel ziehn mit wonnigen Gesängen,
Aus andern Welten lieblich fremde Gäste.
Kaum aber ist vom Traum die Seel' erwacht,
Wird glühend ihre Sehnsucht angefacht,
Die süße Frucht den Zweigen zu entpflücken,
Unheilbar ihren Frieden zu zerstücken.
Ich will, so rief ich, diese Frucht genießen,
Und wenn die Götter ewig mich verstießen!

Mephistopheles

(als fahrender Scholast plötzlich zur Thür herein).

Ha! ha! Herr Anatom, recht fein und zierlich!
Des Baumes vom verlornen Paradiese
Steckt die fatale Wurzel euch possierlich
Im Schädel eingepflanzt als Zirbeldrüse!

Faust.

Wer ist es, der so spät hier ein sich findet,
Da schon die Glocke zählte Mitternacht?
Der da so laut herein zur Thüre lacht,

Und mein zu ſpotten frech ſich unterwindet?
Ich ſprach von einem Traum aus frühern Tagen; —
Verloren iſt zuſammt dem Paradies
Der Baum der Wahrheit;

Mephiſtopheles.

wenn nicht all' die Sagen
Die Lüg' aus alter Zeit herüberblies.
Verzeiht, daß ich ſo ſpät mich eingedrungen.
Auch ich bin Arzt, deß Kuren oft gelungen.
Es macht mir Spaß, des Nachts mit klugen Leuten
Das Menſchenloos zu prüfen und zu deuten.

Fauſt.

O unglückſelig Wort: das Menſchenloos!
Ich fühl's in ſeiner ganzen Bitterkeit.
Vom Schooß der Mutter in den Grabesſchooß
Jagt mich die ernſte, tiefvermummte Zeit,
Die dunkle Sklavin unbekannter Mächte.
Sie ſpricht kein Wort auf alle meine Fragen,
Gleichgültig meinem Fluchen und Verzagen,
Stoßt ſie mich weiter durch des Lebens Nächte.
In meinem Innern iſt ein Heer von Kräften,
Unheimlich eigenmächtig, raſtlos heiß,

Entbrannt zu tief geheimnißvoll'n Geschäften,
Von welchen all' mein Geist nichts will und weiß.
So bin ich aus mir selbst hinausgesperrt,
Und stets geneckt von Zweifeln und gezerrt,
Ein Fremdling ohne Ziel und Vaterland,
Indem ich schwindelnd, strauchelnd fort mich quäle
Zwischen dem dunkeln Abgrund meiner Seele
Und dieser Welt verschloss'ner Felsenwand,
Auf des Bewußtseyns schmalem, schwankem Stege,
So lang dem Herz belieben seine Schläge.

Mephistopheles.

Euch grämt, daß Kräfte rüstig in euch schaffen,
Und euch nicht lassen in die Werkstatt gaffen!
Was kümmert's euch, woher's die Kräfte geben
Und wie bereiten, was ihr braucht zum Leben?
Der Geist soll einem Cavaliere gleichen,
Dem, was er braucht, die Unterthanen reichen,
Der aber nicht begierig ist zu schauen,
Wie sie viehzüchten und die Felder bauen.
Doch ist vergeblich Forschen euch verleidet,
Wie kommt's, daß ihr an dieser Leiche schneidet?

Fauſt.

Wer was Verlegtes ſucht in ſeinem Zimmer,
Kehrt wieder an die alte Stelle immer,
Wo er ſchon oft vergebens hat geſucht;
So zog mich ſtets mit kläglichem Betrug
Zu Leichen ein geheimer Hoffnungszug.
Nun aber ſey die Stunde mir verflucht,
Die je mich äfft' hier am verſtockten Naſe!

Mephiſtopheles.

Die Wiſſenſchaft, die ſich von Leichen nährt,
Da habt ihr Recht, iſt nicht der Mühe werth,
Daß ihr damit behelligt eure Naſe.

Fauſt.

Warum doch muß in meiner Seele brennen
Die unlöſchbare Sehnſucht nach Erkennen!
Nichts iſt die Wiſſenſchaft; doch wo iſt Rettung
Aus meiner Zweifel peinlicher Verkettung?

Mephiſtopheles.

Mein wackrer Mann, ich find' an dir Behagen,
Drum will ich dir ein Wort des Troſtes ſagen:
Dein Schöpfer iſt dein Feind, geſteh' dir's keck,
Weil grauſam er in dieſe Nacht dich ſchuf,

Und weil er deinen bangen Hülferuf
Verhöhnt in seinem heimlichen Versteck.
Du mußt, soll sich dein Feind dir offenbaren,
Einbrechen plötzlich als ein kühner Frager
In sein geheimnißvoll verschanztes Lager,
Mußt angriffsweise gegen ihn verfahren.
Willst du in deines Feinds Entwürfe dringen,
So mußt du ihn durch tapfern Angriff zwingen,
Daß er die stumme, starre Stellung bricht,
Und, aufgereizt, sich endlich rührt und spricht.
Du mußt entweder dieses Erdenleben
Vertaumeln dumpf, in viehischer Geduld;
Wo nicht, dich als entschloss'ner Mann erheben
Und kühn zur Wahrheit dringen durch die Schuld.
Wer glaubt, gehorcht, des Fragens sich bescheidet,
Als frommes Rind sein Plätzchen Wiese weidet,
Dem wird wohl nimmer mit dem Futtergrase
Die Wahrheit freundlich wachsen vor die Nase.
Den Menschen gab der ewige Despot
Für ihr Geschick ein räthselhaft Gebot;
Nur dem Verbrecher, der es überschritten,
Wird's klar und lesbar in das Herz geschnitten.

Haſt du den Muth, um dieſen Preis zu wetten,
So kann dich dieß mein Wort vom Zweifel retten.

(Er verſchwindet.)

Wagner.

Gott ſey mit uns! — wer war der fremde Mann?
Wo iſt er hin? mir graut vor ſeinem Worte,
Daß ich das Meſſer nimmer halten kann.
Er kam und ging durch die verſchloſſ'ne Pforte.
Welch ein Geſicht, ſo fahl und grimmig kalt!
Wie hat ſein Blick ſo ſchrecklich mir geſtrahlt!
Verſuch' uns nicht, o Himmel, und erlöſe
Vom Uebel uns; ich mein', es war der Böſe.

(Er bekreuzt ſich.)

Die Verschreibung.

In eines Urwalds nie durchdrungner Nacht
Saß Faust auf einem Stamm, bemoost, vermodert;
Wildhastig gräbt sein Geist, der Wahrheit fodert,
Im labyrinthischen Gedankenschacht.
Das Auge zu; die festgeballten Hände
Sind an die Stirn gepreßt mit starrem Krampfe,
Als wollten helfen sie dem Geist im Kampfe,
Eindrücken seines Kerkers Knochenwände.
So saß der dumpfe Forscher manche Stunde,
Von seinen Zweifelsqualen stets betäubter;
Bedenklich schütteln über ihm die Häupter
Die alten Eichen in verschwiegner Runde.
Nun springt er plötzlich auf von seinem Sitze,
Sein Aug' durchstarrt die öden Waldesräume

Und schießt umher im Dunkel Zornesblitze,
Und also fährt er scheltend an die Bäume:
„So sprich, so sprich, verfluchte Säuselbrut!
Sag an: was ist der Tod? was ist das Leben?
Ich find' es nicht; mein Geist will Antwort geben,
Doch sie ersauft sogleich in meinem Blut.
Ihr Bäume haftet an der Mutter Brust,
Woraus hervorquillt der Geheimnißwust,
Ihr lauschet mit den Wurzeln in den Grund,
Doch gebt ihr nichts aus seiner Tiefe kund.
Steht ihr im Blätterschmuck, ist euer Rauschen
Ein dummbehaglich Durcheinanderplappern;
Zu Winterszeit vernimmt mein gierig Lauschen
Von euren Aesten nur sinnloses Klappern.
Ihr kommt, das Wachsthum in die Luft zu strecken,
Mit eurem stillen Glück mein Herz zu necken;
In Ast und Krone, Rindenriß und Knorren,
In eurem Blühen, Rauschen und Verdorren,
In Weisen mannigfalt, je nach den Zeiten,
Den alten Räthselkram mir auszubreiten.
Schweigsam verstockt ist alle Creatur,
Sie weiset und verschlingt der Wahrheit Spur;

Den holden Flüchtling selbst, den räthselhaften,
Der leise nur berührt die Erd' im Fluge,
Ihn können auch die Steine nicht verhaften
In dauernd starrender Krystallenfuge;
Und bei dem Thier ein Narr um Kunde wirbt,
Das frißt und sprießt, das zeugt und säugt, und stirbt,
Ich kann mich nicht vom heißen Wunsche trennen,
Den schöpferischen Urgeist zu erkennen,
Mein innerst Wesen ist darauf gestellt,
In meiner ewigen Wurzel mich zu fassen;
Doch ist's versagt, und Sehnsucht wird zum Hassen,
Daß mich die Endlichkeit gefangen hält.
Furchtbarer Zwiespalt ist's und tödtlich bitter,
Wenn innen tobt von Fragen ein Gewitter,
Und außen antwortlose Todtenstille,
Und ein verweigernd ewig starrer Wille.

Ein Mönch

(aus dem Waldesdunkel hervortretend).

Nicht wende an die Creatur dein Fragen,
Sie weiß, wornach du dürstest, nicht zu sagen.
Was soll dein herber Groll und die Empörung?
Wer betend fragt, gewinnt allein Erhörung.

Dein Donnern weht wie Zirpen der Cicade
Vorüber an dem großen Gott der Gnade.
Willst du den Heiligen schauen und erkennen,
Muß erst sein Licht in deine Seele brennen,
Durch seine Kraft allein kannst du ihn denken;
O möchte segnend sie zu dir sich senken!

Faust.

Wenn Er der Angeschaute ist,
Und Aug' und Licht zu gleicher Frist,
So sieht doch nur Er selber sich
In meinem Haus, nicht aber ich.
Verworrne Demuth ist das Beten;
Ich will Ihm gegenüber treten,
Beglücken kann mich nur ein Wissen,
Das mein ist und von seinem losgerissen.
Ich will mich immer als mich selber fühlen:
Nicht soll aus meinem festen Mauerring
Die heilige Meereswoge fort mich spülen
Wie Thau, der leicht am Ufergrase hing.

Mönch.

Durch Seine Kraft allein kannst du ihn finden,
Und mit der Kirche sollst du dich verbinden.

Faust.

Was bist du, Mönch, zu stören mich, gekommen?
Ich kenn' euch wohl und hass' euch längst, ihr Frommen!
Willst du um's Haupt dein Cingulum verstohlen
Mir werfen, wie die Schlinge einem Fohlen?
Ich lache dein und spotte ganz gewaltig
Der Metze Babels, alt und mißgestaltig.

Mönch.

Zur Kirche, wüstes Weltkind! sollst du kehren,
Daß mütterlich sie dir die bittern Zähren
Des Zweifels trockne, der Verlassenheit,
Die, unbewußt dir selbst, um Hülfe schreit.
O kehre heim zur gläubigen Gemeinde,
Und laß von ihr das kranke Herz dir pflegen!
Rings steht um dich der brüderliche Segen
Und wird dich schützen vor dem wilden Feinde;
Erlösen wird dich im geweihten Bunde
Der Geist des Herrn, lebendige Liebeskunde.

Faust.

Ohnmächtig ist und elend auch die Schaar,
Wenn jeder Einzle aller Weisheit baar.
Die Kunde, die mir Einsamen geschwiegen,

Mit Vielen würd' ich sie zu hören kriegen?
Zur Kirche, meinst du, daß ich flüchten soll?
Ei! wartet Gott, gleich einem Bänkelsänger,
Mit seiner Stimme, bis die Stube voll?
Mönch, hebe dich und laste mir nicht länger!

(Wieder allein.)

Ist diese Welt dadurch entstanden,
Daß Gott sich selber kam abhanden?
Ist Göttliches von Gotte abgefallen,
Um wieder gottwärts heimzuwallen? —
Ist aus urdunkeln Ahnungstiefen,
Worin die Gotteskeime schliefen,
Das Göttliche zuerst erwacht,
Und stieg es auf zur Geistesmacht?
So daß Natur in Haß und Lieben
Als ihre Blüthe Gott getrieben? —
An dieser Frage hängt die Welt,
Doch hab' ich immer sie umsonst gestellt.
Ja! ob die Welt mit ihrem Lauf
Zu nennen ein Hinab? Hinauf?
Ist wohl der ernsten Frage werth;
Wie aber, wenn es ein Hinaus?

Des vollen Gottes Ausſtrom, Ueberbraus,
Der nie zurück zu ſeinem Quelle kehrt?
Ob alles Leben ein Verſchwenden
Des unerſchöpflich Reichen iſt,
Das nie mehr wird von ihm vermißt,
Und bald wie ein vergeſſ'nes Spiel muß enden?
Wenn ich vorbei an einem Kirchhof geh',
Und Gräber mit den Leichenſteinen ſeh',
Und mir das Wechſelſpiel bedenke,
Das mit den hier Vergeſſ'nen ward getrieben,
Iſt's wie ein Blick in eine leere Schenke,
Wo auf dem Tiſch die Karten liegen blieben.
Was iſt's? — Man ſpricht von unglücklicher Liebe,
Wie ſie manch armes Herz zu Staub zerriebe;
Ich habe dieſe Liebe nie gekannt,
Für's Erdenweib war nie mein Herz entbrannt;
Die unglücklichſte, ewig hoffnungsloſe,
Die Liebe für die Wahrheit iſt mein Schmerz.
Vom Himmel fallen nicht Erhörungsloose,
So ſchreit' ich, ſie zu ſuchen, höllenwärts."
Fauſt ſprach es aus, das grauſenvolle Wort,
Riß aus der Bruſt ein Buch und warf es fort,

Und eine Rolle rafft er nun dafür
Aus abgebleichtem Schriftenhauf herfür,
Und liest daraus ein dringendes Beschwören,
Daß rauschend sich des Waldes Haar' empören.
Er blickt umher im öden Waldesraume,
Ob er nicht seh' den schauerlich Ersehnten.
Was knistert hinter jenem alten Baume,
Dem sturmgebrochnen, traurig hingelehnten?
Er ist's! am Baum hervor, aus Moos und Moder,
Mit seiner Augen finsterem Gelober,
Der Teufel blickt gewärtig und bereit,
Und streckt sein Haupt in Faustens Einsamkeit.

Mephistopheles.

Faust, kennst du noch den Medicus,
Der an der Leich' um Mitternacht
Dich überrascht mit seinem Gruß,
Und dir ein Wörtlein Trost gebracht?
Faust, kennst du mich, den Jäger, noch,
Der dich auf jenem Berge hoch,
Als du geglitscht vom steilen Rand,
Ergriff und hielt mit fester Hand,

Und stehen ließ verblüfft im Schrecke,
Hinumschwand um die Felsenecke?

Faust.

Ich kenne dich, doch ohne Dank;
Mir wäre besser, wenn ich dort versank.

Mephistopheles.

Freund, mir gefiel die Leidenschaft,
Die dich hoch über Blitz und Sturm
Von Fels zu Fels emporgerafft
Nach Stein und Blume, Kraut und Wurm;
Wie du in heißer Lieb' entflammt
Für deine räthselhafte Braut,
Die noch dein Auge nie geschaut,
Wie du am Stein dich festgeklammt,
Wie an der Eiswand, ohne Halt,
Du fest und keck die Hand geballt,
Sie blutig schlugst, im tollen Schweben
Mit deinem Blut dich hinzukleben.
Freund, mir gefiel so heiße Gier,
Und wahrlich, ich gestehe dir,
Wer also mit dem Tode wettet,
Ist werth, daß ihn der Teufel rettet.

Sieh da, noch ſind die Hände wund,
Wie du ſie haſt in's Eis gehackt;
Dies Blut beſiegle dir den Bund:
Auf, ſchreibe friſch den Ehepakt
Mit deines Herzens Purpurnaß
Für's holde Liebchen Veritas!
Doch haſt du was am Boden dort,
Das fort muß, oder ich muß fort.
Was ſtarrſt du ſo auf jenes Buch,
Das du wegwarfſt mit einem Fluch?
Was hinterm Baum mich angekündet,
Wonach du hingelauſcht, das Kniſtern,
Vom Feuer kam's, das ich entzündet,
Es brennt nach der Scharteke lüſtern;
O wirf hinein den eklen Band
Mit allen Liedern und Gebeten,
Geſchichtefaslern und Propheten.
Hinein, 's gibt einen luſt'gen Brand.

Fauſt.

Hab' ich verworfen auch die Schrift,
Ihr Anblick noch das Herz mir trifft;
Durch die mir einſt ſo theuren Zeilen

Hör' ich die Winde blätternd eilen;
Sie wecken, wie sie drüber fahren,
Mir Klänge aus vergangnen Jahren:
Als ob die Bibel mahnend wehte
An's Herz mir Psalmen und Gebete
In wunderbaren Sehnsuchtsklängen,
Fühl' ich darin ein bang Bedrängen.

Mephistopheles.

Ha, die Gebete waren Wind.
Du sey ein Mann und schnell dich fasse,
Eh' ich verachtend dich verlasse;
Der Teufel taugt nicht für ein Kind.
Die Blätter, einst dir noch so theuer,
Wirf sie geschwind in dieses Feuer!
Und sind verbrannt sie ganz und gar,
So streu' zur Sühnung dir in's Haar
Die Asche vom geliebten Buch;
Mit einem büßerischen Spruch
Verneige dein geäschert Haupt,
Daß du so dumm warst und geglaubt,
Die Wahrheit, scheu und ewig flüchtig,
Nach der dir heiß die Pulse pochen,

Sie habe, völlig zahm und züchtig,
In dieſen Schweinsband ſich verkrochen,
Schlag dir die Fauſt zur Stirne oft,
Daß du ſo dumm warſt und gehofft,
Daß du geträumt haſt, der Geſchichte
Längſt abgewelkte Jugendblätter,
Sie dauern grün im Zeitenwetter,
Und daß ſie dir noch bringen Früchte,
Die ewig friſch das Herz dir laben,
Weil Einer aufſtand, der begraben.
O, Freund, ſey bis zum Tod betrübt,
Daß du ſo dumm warſt und geliebt,
Wie dieſe Blätter dir geboten,
Den ungeheuern Urdeſpoten!

Fauſt.

Den Herrn nicht lieben, wäre ſchwer;
Doch liebt mein Herz die Wahrheit mehr.

Mephiſtopheles.

So, Fauſt, du haſt es recht begonnen;
Die Wahrheit mehr — iſt viel gewonnen.
Sieh, wie das Feu'r die Zunge ſtreckt,
Nach dem geweihten Futter leckt; —

Hinein damit, hinein damit,
Und deiner Knechtschaft bist du quitt!

Faust

(wirft die Bibel in's Feuer).

Mich soll der Glaube nimmer locken.
Sie brennt; ihr Zauber ist besiegt;
Der Trost, den sie geboten, fliegt
Zerstreut in grauen Aschenflocken.
Entschieden war mein Sinn zuvor,
Als dich mein Wort heraufbeschwor.
Jetzt wär's zu spät, mich zu bedenken,
Im Herzen noch den süßen Wahn
Unschlüssig feig herumzuschwenken;
Ich schütt' ihn plötzlich aus: wohlan,
Ich bin ein Mann, und was ich liebe,
Lieb' ich mit vollem Mannestriebe,
Ich lieb's auf Leben und auf Sterben,
Auf Heil und ewiges Verderben.
Wohlan, du letzter Helfer, sprich:
Willst du zur Wahrheit führen mich,
Daß ich ihr Antlitz schauen mag?

Mephiſtopheles.

Ich will; doch ſchließe den Vertrag.
Das beſte Mittel wäre faſt,
Du hängteſt dich an dieſen Aſt;
Doch wirſt du wohl noch länger wollen
Herum dich treiben auf den Schollen;
Und wenn ich's recht genau bedenke,
Schad' wär's, daß Fauſt ſich jetzo henke.
Dein halbes Leben iſt verfloſſen,
Es ward vergrämelt und vergrübelt,
Einſam in studiis verſtübelt,
Haſt nichts gethan und nichts genoſſen,
Haſt noch die Weiber nicht geſchmeckt,
Noch keinen Feind in's Blut geſtreckt.
Das Beſte, ſo das Leben beut,
Haſt du zu koſten dich geſcheut.
Sonſt iſt des Menſchen höchſte Luſt,
Daß liebend er ein Kindlein mache,
Und wenn er haßt, dem Mann der Rache
Den Dolch zu ſtoßen in die Bruſt.
Denn liebend zeugen, haſſend morden,
Iſt Menſchenherzens Süd und Norden;

Und was dazwiſchen inneſteckt,
Sind Keime, doch zurückgeſchreckt,
Sind Sproſſen, doch die halben, matten,
Von Todtſchlag oder von Begatten.
Du warſt bis jetzt ein blöder Thor;
Drum höre, was ich ſchlage vor:
Der alte Zwingherr hält die Erde
In knechtiſch frömmelnder Geberde;
Doch hat mein Erzfeind nicht verſagt
In ſeiner Welt mir freie Jagd.
Verdinge dich mir zum Geſellen
Und hilf mein Waidwerk mir beſtellen.
Ich will dafür, bei meinem Leben,
Die Wahrheit dir zum Lohne geben,
Und Ruhm und Ehre, Macht und Gold,
Und Alles was den Sinnen hold.
Von deiner Seel' es ſich verſteht,
Daß ſie mit in den Handel geht.
Laß bluten die verharſchte Hand,
Zu ſchreiben mir das Unterpfand,
Und daß dazu beitrage jeder,
Reich' ich dir dieſe Hahnenfeder,

Die ich in einem Forste jüngst,
's war grade Sonntag früh, zu Pfingst,
Dem Raubschütz aus dem Hute zog,
Als ihm in's Herz die Kugel flog.
Recht artlich war es anzusehn,
Wie so der Dieb, im dichten Laub
Versteckt, auflauscht dem Wildesraub;
Wie doch vier Jäger ihn erspähn,
Wie er auf sie drei Kugeln sendet,
Von denen jed' ein Leben endet,
Die vierte, ohne Sakrament,
Ihm selber durch die Lungen rennt.
Was ist dir, Faust, du wirst so blaß,
Ging dir zu Herzen gar der Spaß?

Faust.

So reiche mir den Hahnenkiel:
Doch laß der Laune freches Spiel,
Die widerlich dein Wort mir salzt.

(Die Feder betrachtend.)

Der arme Hahn, voll Liebesnoth,
Hat selber sich dem bittern Tod,
Und mich der Hölle zugesalzt.

Hier unterschreib' ich den Vertrag,
Weil ich nicht länger zweifeln mag.

Mephistopheles.

So recht, mein Faust, es ist geschehn;
Leb wohl, auf frohes Wiedersehn!

Der Jugendfreund.

Fausts Wohnung.

Graf **Heinrich von Isenburg** und Famulus **Wagner**, später **Faust**.

Wagner.

Ihr werdet nimmer ihn erkennen;
Verwandelt ist sein ganzes Wesen,
In jedem Zuge ist zu lesen,
Was ich nicht wage laut zu nennen.
Als wär' er innerlich zerbrochen,
Wich alle Freude von ihm fort.
Der Finstre spricht oft lange Wochen
Mit mir, dem treuen Freund, kein Wort.
Es ist mit großem Herzeleide,
Wenn ich gezwungen von ihm scheide.

Er that mich lieben und belehren,
Ich werde schwer sein Wort entbehren.
O, daß ein Mann von so viel Wissen
Kann seyn im Herzen so zerrissen!

Iffenburg.

Wohl lange hat sich Faust herumgetrieben,
Bin ohne Kunde lang von ihm geblieben.
Vorüber sind zehn Jahresfluchten,
Seit ich und mein geliebter Faust
Die hohe Schule Wittenbergs besuchten
Und in der Schenke manche Nacht verbraust.
Noch steht vor mir sein herrlich Bild.
Wie war er dort so froh, so wild,
Wie war er dort der Erste stets,
Die edle Kraft nur sein Gesetz!
Wie er den alten Professoren,
Den eingeschrumpften Weisheitsthoren,
Dem Auditorium zur Freude,
Die hochgethürmten Lehrgebäude,
Des Volksverstandes Burgverließ,
Leicht hauchend in die Lüfte blies!
Und wie sein Geist voll Forschermuth,

Nur nach den höchsten Sternen flog,
So war sein Herz voll edler Glut,
Der schnell die tapfre Klinge zog.
Nicht beugen konnte solchen Mann
Die Zeit, die tief mit ihrer Beute
Zu Füßen ihm vorüberrann;
Und was er war, ist er noch heute.
Und wenn ihn einst der Tod erfaßt,
Thut er's mit zagendem Verdruß,
Wie ein Rebellenknecht erblaßt,
Der einen König morden muß.

Wagner.

Und doch ist er ein Andrer ganz und gar,
Als er vor wenig Monden war.
Er hat die theure Wissenschaft,
Verkennend seine eigne Kraft,
Und seine Pflichten aufgegeben;
Auf dunklen Bahnen geht sein Leben,
Wohin ich ihn nicht kann geleiten,
Will ich mein Seelenheil nicht auch verscherzen.
Mag auch die Freundschaft gegenstreiten,
Ich scheid' von ihm; weiß Gott, mit schwerem Herzen.

Iſenburg.

Seyd ihr ſein Freund, ſo bleibt ihm treu,
Sein finſtres Weſen geht vorbei.
Wie ſehn' ich mich, o daß er käme!
Daß ich ihn ſchließ' in meine Arme,
Und ihn entreiße ſeinem Harme,
Und euch Kleinmüthigen beſchäme!
War ich ſein liebſter Freund ihm doch,
Er hielt mich ſtets vor Allen hoch.
Ihr werdet ſehn, mir wird's gelingen,
Die Freude wieder in ſein Herz zu bringen.

Wagner.

Das hoff' ich, leider! nimmermehr.
Die Freude flieht mit ſchnellen Sohlen;
Läßt man ſie fort ſo weit, wie der,
So iſt ſie nimmer einzuholen. —
Seht nur, da liegen noch die Splitter
Vom alchymiſt'ſchen Apparat,
Den er im Zorn zerſchlug, zertrat;
Wie kränkt' er mich damit ſo bitter!
Da kam er heim in ſpäter Nacht,
Als ich am Herde noch gewacht,

Und so vergnügt mein Feuer schürte,
Und meinen Kolben hitzt' und rührte;
Da rief er aus mit wildem Spott:
„Ist doch die sämmtliche Natur
Zu unsrer Qual geschäftig nur,
Ein heimlich tückisches Complott;
Die Glieder halten fest zusammen,
Daß keins das andre je verräth,
Von ihrem Sinne was gesteht,
Daß sie, geworfen in die Folterflammen,
Den Märtyrtod des Schweigens sterben."
Er rief's und hatte mit den Worten
Phiolen, Flaschen und Retorten
Zerschmettert schnell in tausend Scherben.
Herr, so umnachtetem Gemüth
Kein Hoffen mehr auf Erden blüht.

Faust
(hereintretend und auf Isenburg zueilend).

O Freund aus meinen Jugendtagen!
Mein Isenburg! dich sandte Gott!

Isenburg.

Mein Faust!
(Sie umarmen sich.)

Wagner.

Wohl mir, ich hör' ihn wieder sagen,
Und ohne Groll, den Namen Gott.

Isenburg (Faust betrachtend).

Dein Leben traf ein harter Streich;
Mein Faust, wie bist du worden bleich,
Seit ich dich sah zum letztenmal!

Faust.

O Freund! du schöner, letzter Strahl
Von meiner Sonne, die versunken!
Wohl bleich, — ich habe Gift getrunken,
Des Zweifels Gift in starken Zügen,
Und meine bösen Würfel liegen.

Isenburg.

Nein, nein! mußt wieder dich erheben
Und freuen dich am schönen Leben.
Nicht länger hier so einsam bleib,
Nimm dir an's Herz ein holdes Weib.
O Freund, du kennst die Liebe nicht,
Sie soll dir bringen Trost und Licht.
Ist an der Welt dein Herz erkrankt,
Und wenn dein guter Glaube wankt,

Blick' einem Weibe, das dich liebt,
In's Auge, und dein Gram zerſtiebt,
Die Welt wird ſich dir freundlich zeigen,
Es werden all' die Stimmen ſchweigen,
Die dich zum Abgrund lockend riefen,
Du blickſt in heitre Gottestiefen.
O, laß dein Herz an Vaterwonnen
Sich froh zum ew'gen Frühling ſonnen.
Was frommt die ungewiſſe Saat
Der Wiſſenſchaft? was frommt die That?
Die leichte Saat verweht der Wind,
Und eine That iſt doch kein Kind!
Du kannſt ihr nicht die Locken ſtreicheln,
Ihr nicht in's liebe Antlitz blicken,
Und ihr mit ſüßen Namen ſchmeicheln,
Das warme Haupt an's Herz dir drücken.
Ich hab's erfahren: Weib und Kind
Das höchſte Gut auf Erden ſind.

Fauſt.

Ich will kein Weib als Braut umſchlingen.
Mein Leben iſt ein wildes Hadern,
Aus grolldurchgiftet böſen Adern

Soll mir kein Kind, mir gleich, entſpringen.
Mir taugt kein Weib voll Lieb' und Treu,
Es ward mein Herz verſöhnungsſcheu.
Ein Weib, das mir nicht Ekel brächte,
Das müßte fromm ſeyn und im Bund der Mächte,
Mit denen ich in Bruch und Fluch;
Das wär' ein ärgerlicher Widerſpruch.
Wenn du das helle, farbenfrohe
Röslein hinpfropfeſt in den Eichenſpalt,
So wird es von der ſcharfen Lohe
Des Baumes ſchwarz und mißgeſtalt.
Kurz, Freund, laß mich damit in Frieden;
Mir dünkt die Welt ein enges Kerkerloch,
Und ſollt' ich im Gefängniß noch
Der Blöde ſeyn, mich anzuſchmieden?
Für mich iſt jedes Glück verloren.
Ich will dir treuen Freund nicht ſagen,
Du könnteſt mich zu ſchwer beklagen,
Wem ich mein Leben zugeſchworen.

Iſenburg.

O ſchwör' es einem Herzen zu,
Das ohne dich iſt ohne Ruh.

Gedenkſt du meiner Schweſter noch, Thereſen?
Sie war ein zartes Mägdlein noch
Als ſie dich ſah, und konnte doch
Von deinem Bilde nicht geneſen;
Iſt nun ein Fräulein, herrlich anzuſchauen,
Die Zierde aller ſächſiſchen Jungfrauen,
An Seele fromm und himmliſch rein;
Kannſt du ſie lieben, ſey ſie dein!
Als einſt ich nah dem Tode lag,
Da ſtandſt du treulich, Nacht wie Tag,
Am Bett mir, bis dein ſeltnes Wiſſen
Des Todes Armen mich entriſſen.
Du haſt das Leben mir gerettet,
Ich rette dir den Lebensfrieden,
So iſt dein Glück und mein's entſchieden,
Wir ſind auf ewig feſtverkettet.
Wie freundlich mir die Zukunft glänzet!
Der Liebe und dem Herrn ergeben,
So ſollen wir zuſammenleben
Auf unſerm Schloſſe, waldumkränzet,
Uns theilen brüderlich in Gottes Segen,
All' unſre Freuden treu zuſammenlegen.

Fauſt, freue dich, und reiche mir die Hand,
Mit mir zu ziehen in mein Heimathland!

Fauſt.

Geliebter Freund, du biſt umſonſt gekommen,
Nun kann mir deine Treue nichts mehr frommen.
Du letzter Strahl aus meinen hellen Tagen,
Kann dich und deine Liebe nicht ertragen;
Du bringſt mir in des Buſens Finſterniſſe,
Beleuchteſt mir des Herzens tiefe Riſſe,
Die durch und durch hinab zur Hölle klaffen.
's iſt aus! leb wohl! ich muß mich dir entraffen! —

(Fauſt eilt davon; Iſenburg eilt ihm nach; doch Mephiſtopheles erfüllt das Haus mit ſchwarzem Nebel, in welchem Fauſt verſchwindet.)

Der Teufel.

Landſtraße.

Mephiſtopheles

(allein und dem forteilenden Fauſt von ferne nachſchreitend).

Am Menſchen iſt's ein mir beliebter Zug,
Daß, wenn 's Geſchick ihm eine Wunde ſchlug,
Wenn ein Verdruß die Seele ihm erweicht,
Der Sinnenreiz viel freier ihn beſchleicht,
Als wären alsdann ſeine Tugendwächter,
— Die doch am Ende nur gedungne Fechter —
Vom Schmerz berauſcht, verſchlafen an der Pforte.
Gewaltig packten ihn des Grafen Worte;
Nun ſteht's mit meinem Fauſt am rechten Sprunge,
Ganz durchgeweicht iſt mir der arme Junge,
Wogegen er ſich lange mochte ſträuben,
Dem wird er nun ſich raſch entgegenſtürzen,

Im Drang sich zu zerstreuen, zu betäuben,
Die Tage des Verdrusses abzukürzen,
Frisch zu verzehren seine Lebenskraft
Im Todestaumel süßer Leidenschaft.
Von Christus ist er los; noch hab' ich nur
Zu lösen meinen Faust von der Natur.
Gelingen wird's, ich hab' es mir durchdacht!
Tief in die Lust, bevor die Lieb' erwacht!
Mit Weibern zärtlich rohes Spiel getrieben!
Manch Kind gezeugt! — So wird der grade Stand
Sich zwischen Faust und der Natur verschieben,
Und er im Unmuth stürmen an den Rand.
Dann faßt die Liebe ihn am steilen Bord,
Und stürzt hinab ihn jählings in den Mord.
Und schlug er der Natur dann manche Wunde,
So läßt sein Stolz ihn nicht Versöhnung suchen;
Nein! weil er sie gekränkt, wird er ihr fluchen
Und los sich reißen wild aus ihrem Bunde.
Ist mir der Bruch gelungen zwischen beiden,
Von jeder Friedensmacht ihn abzuschneiden,
Dann setzt er sich mit seinem Ich allein,
Und in den Kreis spring' ich dann mit hinein.

Dann laſſ' ich rings um ihn mein Feuer brennen,
Er wird im Glutring hierhin, dorthin rennen,
Ein Skorpion ſein eignes Ich erſtechen. —
So wird mein Schmerz am Göttlichen ſich rächen,
So will Verſtoßner ich mein Leiden kühlen,
Verderbend mich als Gegenſchöpfer fühlen.

Der Tanz.

Dorfschenke.

Hochzeit. Musik und Tanz.

Mephistopheles (als Jäger zum Fenster herein).

Da drinnen geht es lustig zu!
Da sind wir auch dabei. Juchhu!

(Mit Faust eintretend.)

So eine Dirne lustentbrannt,
Schmeckt besser als ein Foliant.

Faust.

Ich weiß nicht wie mir da geschieht,
Wie mich's an allen Sinnen zieht.
So kochte niemals noch mein Blut,
Mir ist ganz wunderlich zu Muth.

Mephiſtopheles.

Dein heißes Auge blitzt es klar:
Es iſt der Lüſte tolle Schaar,
Die eingeſperrt dein Narrendünkel,
Sie brechen los aus jedem Winkel.
Fang Eine dir zum Tanz heraus,
Und ſtürze keck dich in's Gebraus!

Fauſt.

Die mit den ſchwarzen Augen dort
Reißt mir die ganze Seele fort.
Ihr Aug' mit lockender Gewalt
Ein Abgrund tiefer Wonne ſtrahlt.
Wie dieſe rothen Wangen glühn,
Ein volles, friſches Leben ſprühn!
's muß unermeßlich ſüße Luſt ſeyn,
An dieſe Lippen ſich zu ſchließen,
Die ſchmachtend ſchwellen, dem Bewußtſeyn
Zwei wolluſtweiche Sterbekiſſen.
Wie dieſe Brüſte ringend bangen
In ſelig flutendem Verlangen!
Um dieſen Leib, den üppig ſchlanken,
Möcht' ich entzückt herum mich ranken.

Ha, wie die langen, schwarzen Locken
Voll Ungeduld den Zwang besiegen
Und um den Hals geschwungen fliegen,
Der Wollust rasche Sturmesglocken!
Ich werde rasend, ich verschmachte,
Wenn länger ich das Weib betrachte;
Und doch versagt mir der Entschluß,
Sie anzugehn mit meinem Gruß.

Mephistopheles.

Ein wunderlich Geschlecht fürwahr,
Die Brut vom ersten Sünderpaar!
Der mit der Höll' es hat gewagt,
Vor einem Weiblein jetzt verzagt,
Das viel zwar hat an Leibeszierden,
Doch zehnmal mehr noch an Begierden.

(Zu den Spielleuten.)

Ihr lieben Leutchen, euer Bogen
Ist viel zu schläfrig noch gezogen!
Nach eurem Walzer mag sich drehen
Die fieche Lust auf lahmen Zehen,
Doch Jugend nicht, voll Blut und Brand.
Reicht eine Geige mir zur Hand,

's wird geben gleich ein andres Klingen,
Und in der Schenk' ein andres Springen!
— — — — — — — — — —
Der Spielmann dem Jäger die Fiedel reicht,
Der Jäger die Fiedel gewaltig ſtreicht.
Bald wogen und ſchwinden die ſcherzenden Töne
Wie ſelig hinſterbendes Luſtgeſtöhne,
Wie ſüßes Geplauder, ſo heimlich und ſicher,
In ſchwülen Nächten verliebtes Gekicher.
Bald wieder ein Steigen und Fallen und Schwellen;
So ſchmiegen ſich lüſterne Badeswellen
Um blühende, nackte Mädchengeſtalt.
Jetzt gellend ein Schrei in's Gemurmel ſchallt:
Das Mädchen erſchrickt, ſie ruft nach Hülfe,
Der Burſche, der feurige, ſpringt aus dem Schilfe.
Da haſſen ſich, faſſen ſich mächtig die Klänge,
Und kämpfen verſchlungen im wirren Gedränge.
Die badende Jungfrau, die lange gerungen,
Wird endlich vom Mann zur Umarmung gezwungen.
Dort fleht ein Buhle, das Weib hat Erbarmen,
Man hört ſie von ſeinen Küſſen erwarmen.
Jetzt klingen im Dreigriff die luſtigen Saiten,

Wie wenn um ein Mädel zwei Buben ſich ſtreiten;
Der eine, beſiegte, verſtummt allmählig,
Die liebenden Beiden umklammern ſich ſelig,
Im Doppelgetön die verſchmolzenen Stimmen
Aufraſend die Leiter der Luſt erklimmen.
Und feuriger, brauſender, ſtürmiſcher immer,
Wie Männergejauchze, Jungferngewimmer,
Erſchallen der Geige verführende Weiſen,
Und alle verſchlingt ein bacchantiſches Kreiſen.
Wie närriſch die Geiger des Dorfs ſich geberden!
Sie werfen ja ſämmtlich die Fiedel zur Erden.
Der zauberergriffene Wirbel bewegt,
Was irgend die Schenke Lebendiges hegt.
Mit bleichem Neide die dröhnenden Mauern,
Daß ſie nicht mittanzen können, bedauern.
Vor Allen aber der ſelige Fauſt
Mit ſeiner Brünette den Tanz hinbraust;
Er drückt ihr die Händchen, er ſtammelt Schwüre,
Und tanzt ſie hinaus durch die offene Thüre.
Sie tanzen durch Flur und Gartengänge,
Und hinterher jagen die Geigenklänge;
Sie tanzen taumelnd hinaus zum Wald,

Und leiſer und leiſer die Geige verhallt.
Die ſchwindenden Töne durchſäuſeln die Bäume,
Wie lüſterne ſchmeichelnde Liebesträume.
Da hebt den flötenden Wonneſchall
Aus duftigen Büſchen die Nachtigall,
Die heißer die Luſt der Trunkenen ſchwellt,
Als wäre der Sänger vom Teufel beſtellt.
Da zieht ſie nieder die Sehnſucht ſchwer,
Und brauſend verſchlingt ſie das Wonnemeer.

Das arme Pfäfflein.

Wie's Völklein in der Stube
Die tollſten Tänze ſpringt,
Und in die Luft der Bube
Zuhöchſt die Dirne ſchwingt,
Verſtummt die Geig', verſchwunden
Der fremde Waidgeſell,
Und wie von hundert Hunden
Erſchallt ein laut Gebell.
Am Geigerbänkel ſitzend,
Aus rothen Augen blitzend,
Sieht einen ſchwarzen Pudel
Das bange Bauernrudel;
Fauſts Hund, Präſtigiar genannt,
Im Lande weit und breit bekannt.
Doch war's von ihm nur Necken,
Die Leutchen zu erſchrecken,

Denn mit geducktem Schädel,
Diskretem Schwanzgewedel
Der Pudel sich verkriecht
In's Eck und rührt sich nicht.
Die Bursche haben, lustbetäubt,
Gar bald den Spuk vergessen,
Die Dirnen wieder ungesträubt
Zum Tanze sich vermessen.
Auch sind beschämt die Musikanten
An ihre Bank zurückgeschlichen,
Es werden die beliebt bekannten
Drehwalzer bestens abgestrichen.
O arme Dorfesfidel,
Dein Ruhm ist nun zerstört!
Weß Ohr einmal gehört
Ein reizend Höllenliedel,
Dem soll die Einfalt schweigen,
Ist schwer zu Dank zu geigen. —
Jetzt durch die Schenke poltert,
Von Eifersucht gefoltert,
Der Hahnrei-Bräutigam,
Dem Faust sein Schätzel nahm.

Er hat den Garten rings durchsucht,
Und aus und ein den Wald durchflucht,
Laut vorgeheult den Winden,
Die Braut ist nicht zu finden.
Arm Hannchen ist verfallen
Der Reue scharfen Krallen,
Denn als des Zaubers Bande
Im vollen Kussesbrande,
Im glühendsten Vereinen
Der Taumelnden sich lösten:
Ergriff sie lautes Weinen,
War sie nicht mehr zu trösten. —
Nun sehn erstaunt die Bauern,
Wie der, auf den sie lauern,
Eintritt mit kaltem Muth.
Er hatte, tanzgeschäftig,
Vergessen seinen Hut,
Den Mantel, zauberkräftig,
Sein Fahrzeug durch die Luft;
Und Alles: „packt ihn!“ ruft.
Wie sie den Doctor schnell umringen,
Wie sie die harten Fäuste schwingen,

Die guten Lehren festzunageln,
Die brausend auf den Sünder hageln.
Den Faust jedoch berührt das nicht,
Verachtung lächelt sein Gesicht,
Er donnert in's Getümmel:
„Still! rührt euch nicht, ihr Lümmel!"
Da faßt sie alle schnell der Bann,
Und keiner sich bewegen kann,
Und wie gestellt ihn der Verdruß,
Ein jeder so verharren muß:
Die Mäuler sind weit aufgerissen,
Zu schelten drollig stumm beflissen;
Die Fäuste, zornzusammgepreßt,
Sie wurzeln in der Luft gar fest.
Als gute Zuchtverfeinerung
War wirksam die Versteinerung;
Denn wie nun Faust den Zauber hob,
Sprach Jeder seufzend ein: Gottlob!
Wie Faust herab sich läßt, zu sagen:
„Wir wollen friedlich uns vertragen!"
Schleicht Jeder mit gesenkter Stirne
Zu seiner Flasche oder Dirne.

Die Bauern werden allgemach
Mit Fauſtens Näh' vertrauter,
's wird in der Schenke nach und nach
Die Freude wieder lauter;
Der ſchwarze Pudel kriecht hervor
Zu Fauſt mit freudigem Rumor,
Bemüht, den Doctor zu erfreuen
Mit ſeltſamlichen Gaukeleien.
Doch, nun die Thür wird aufgethan,
Und kommt ein junger Wandersmann
Mit einem hübſchen Frauenbild,
Und ringsum grüßt, verlegen mild,
Und Wein begehrt, und faſſet Platz,
Unweit von Fauſt, mit ſeinem Schatz:
Beginnt der Hund zu zittern,
Zu ſchnuppern und zu wittern,
Und läßt ſich nicht beſcheiden,
Stets knurrend um die Beiden.
Der fremde, luſtige Geſell
Scheint weidlich froh an ſeiner Stell',
Er trinkt es ſeiner Schönen zu,
Sie koſen zärtlich, du zu du,

Ihn ſcheint das frohe Lärmen,
Der goldne Bergwein, Guß auf Guß,
Stets gründlicher zu wärmen;
Er gibt der Schönen Kuß auf Kuß.
Die Heißverliebten ſchämen
Mit nichten ſich und nehmen
In ſo behaglichem Beſitz
Vom Groll des Hundes nicht Notiz.
Nun aber iſt der Pudel friſch
Mit einem Satz auf ihrem Tiſch,
Und gierig ſchnappt Präſtigiar
Dem fremden Wandersmann in's Haar,
Reißt ihm vom Kopf ſein Häubchen,
Ein rund Perrückenſcheibchen,
Und trägt, dem Mann zu Schimpf und Tort,
Fauſt hin den luſtigen Apport.
Weh! wo vom Haupt das Käpplein fuhr,
Kriecht vor verrätheriſch — die Tonſur. —
Der Hund verbringt ein grimmig Klaffen,
Bis man den ſchelmiſch geilen Pfaffen
Hat in der Schenke ſcharf geplagt,
Und ſammt dem Weib hinausgejagt.

Die Lection.

Hofgarten einer Reſidenz.

Des Königs erſter Günſtling und **Miniſter, Fauſt,** und **Mephiſtopheles** als Scholaſt, in einer Allee ſpazierend.

Miniſter.

Gechrte Herrn, ich bin entzückt,
Daß mir zu finden iſt geglückt
Ein paar ſo köſtliche Talente.
O daß ich doch die Mittel kennte,
Zu lohnen ſolche Trefflichkeit!

Mephiſtopheles.

Wir ſind zu Eurem Dienſt bereit.
Talente, Herr, von unſrer Art
Sind für gemeinen Lohn zu zart;
Für mich und dieſen Muſenſohn

Iſt's reichlicher Genuß und Lohn,
Zu ſehn, wie unſre Phantaſeien
So recht verfangen und gedeihen.

Miniſter (zu Fauſt).

Ihr alſo, hochgelahrter Mann,
Dem ſich kein Stern der Facultäten
In artibus vergleichen kann,
Ihr ſeyd vorerſt von mir gebeten,
An meines Fürſten Trauungsfeier
Zu ſchmücken morgen Eure Leier
Mit einem feinen, blühend warmen,
Und ſchmeichelhaften Hochzeitscarmen;
Daß Ihr darin den hohen Geiſt,
Die unvergänglich großen Werke,
Die Tapferkeit des Königs preist,
Und ſeine ſchöne Jugendſtärke.
Auch laſſet über Eure Saiten
Der Braut erhabne Zierden gleiten,
Mit denen wirklich ſie begabt,
Und ſolche, die ſie nie gehabt,
So, daß ſie ſelbſt nicht unterſchiede
Die wahren und die angeſungnen

Liebreize in dem ſchlauverſchlungnen
Ganz meiſterhaften Hochzeitsliede.

Fauſt.

Ich will, was meine Kräfte können,
Das Feſt mit einem Liede zieren;
Doch müßt Ihr mir die Ehre gönnen,
Es dann auch ſelbſt zu declamiren;
Kein Andrer ſpricht wie der Poet
Ein Lied, das ihm von Herzen geht.

Miniſter.

Ihr thätet zwar mir eine Liebe,
Wenn morgen mir die Ehre bliebe,
Was Ihr gedichtet, vorzutragen,
Doch will ich dem Gewinn entſagen.

Mephiſtopheles.

Das Lied wird gut, ich ſteh' dafür,
Ihr klopftet an die rechte Thür.

Fauſt (abgehend).

Ich will im Schatten jener Fichten
Euch die beſtellten Verſe dichten.

Miniſter (zu Mephiſtopheles).

Und Ihr, hochpreislicher Scholaſt,

Ihr wißt gewiß so Manches noch,
Was recht in meine Pläne paßt;
Fahrt fort in Euern Reden doch.
Es unterbrach Euch, o verzeiht,
Die Hochzeitsangelegenheit.
Ihr seyd mein Mann, noch fand ich nie
Solch ein politisches Genie.
Vielwerther Freund, habt doch die Güte
Und laßt mich weiden an der Blüthe
Der Staatsweisheit, die Ihr gefunden
In so beglückten Forscherstunden.

Mephistopheles.

Das Erste also, wie gesagt,
Wird immer seyn: das Volk geplagt!

Minister.

Wenn aber sich das Volk empört?

Mephistopheles.

Nur in zwei Fällen bricht's das Gitter:
Wenn Ihr's geplaget allzubitter,
Wenn Ihr's zu plagen aufgehört;
Steht das Euch nicht im hellsten Lichte,
So seyd Ihr schwach in der Geschichte.

Miniſter.

Ich geb' es zu; doch nennet, was
Gibt uns der Plage rechtes Maß?

Mephiſtopheles.

Ihr Herrſcher über Volk und Land,
Das iſt der Klugheit rechter Stand:
Verkümmert ſtets, doch nie zu ſcharf,
Dem Volk den ſinnlichen Bedarf,
Und lenket ſo all ſein Begehren
Nach dem, was Ihr ihm könnt gewähren.
So wird es, nach dem Nächſten greifend,
Niemals weitſichtig, überſchweifend,
Nach dem gelüſten frechverwegen,
Was nicht in Eurer Macht gelegen.
Das Volk ſich gerne ſelbſt belügt,
Es iſt am Ende hochzufrieden,
Und unterthäniglich vergnügt,
Wenn ihm des Zwingherrn Huld beſchieden,
Was ohne ihn und ſeine Kette
Das dumme Volk von ſelber hätte.

Miniſter.

Der Grundſatz klingt für mich entzückend,

Und ist gewiß auch volkbeglückend;
Doch thürmen sich ihm allerwegen
Der Feinde gar zu viel' entgegen.

Mephistopheles.

Der schlimmste Feind für Euer Wirken
Ist der Gedanke, der da feiert,
Als Vagabund entfesselt steuert
Nach fernen, luftigen Bezirken.
Laßt Ihr ihn ziehn vom Heimathstrand
Fort in die offne, weite See,
So schleppt er Euch zurück in's Land
Das Bild von jener schönen Fee,
Der Freiheit, die auf ferner Insel
Von Geistern wohnt; — das Volk wird toll,
Und: Freiheit! Freiheit! sehnsuchtsvoll
Ruft dann sein Fluchen, sein Gewinsel.

Minister.

Wie fügte sich der ewig schwanke,
Nie fest zu haltende Gedanke?

Mephistopheles.

„Verkümmert stets, doch nie zu scharf,
Dem Volk den sinnlichen Bedarf."

O haltet feſt an dieſem Worte.
Wie Weingeiſtsflamme, der Retorte
Dienſtbar, muß Elixire kochen,
Sollt Menſchengeiſt Ihr unterjochen,
Soll's Feuer Eurer Sklavenköpfe
Dem Magen heizen ſeine Töpfe.
Will jemals von den Nutzgeſchäften,
Daran Ihr müßt die Geiſter heften,
Sich der und jener dispenſiren,
Sich in's Ideenreich verlieren,
Will er in Schriften gar den Knechten
Einraunen was von Menſchenrechten:
So müßt Ihr ſolche Herrſcherplagen
In ihrem Keime gleich erſchlagen.
Ich rath' Euch hier das beſte Mittel:
Wie für die Thaten einſt die Alten
Cenſoren hielten, ſollt Ihr halten
Cenſoren als Gedankenbüttel.
Ja, ſo ein Cenſor, ſo ein ächter,
Ein unerbittlich ſcharfer Wächter
Und tapferer Gedankenwürger,
Der leider! erſt, zum Heil der Bürger,

In fernen, schönern Zeiten sproßt,
Das wäre so mein Augentrost!
Einst schlief ich unter grünen Bäumen,
Da ist sein Bild mir klar erschienen,
In meinen patriotischen Träumen:
Wie er mit lieben Forschermienen
Gedanken greift auf ihrer Flucht,
Und ihre hüllenden Gewande,
Jed' Fältlein lüftend, streng durchsucht,
Ob sie nicht führen Contrebande
An allerlei verruchten Dingen,
Ob sie ein Liebesbriefelein
Der Freiheit wollen überbringen,
Und ein gefährlich Stelldichein. —
Mir ward in jenen Visionen
Beglückter Zukunft schönster Gruß:
Ich sah das Heer von Maulspionen,
Welch ein prophetischer Hochgenuß!
Wie Jäger, einen Fuchs zu prellen,
An's Loch des Bau's ihm Schlingen stellen,
Drein sich der Loose muß verfangen,
Treibt ihn aus seiner dunklen Schluft

Hinaus vorwitziges Verlangen
Nach freier, frischer Waldesluft:
So schaut' ich damals mit Ergetzen
An Menschenmundes offner Pforte
Spione lauern und die Worte
Auffangen mit Verrathesnetzen.
Hat es die Politik gebracht
In ihrer Kunst zu solchen Flügen,
Dann ist begründet Eure Macht,
Dann ist Regieren ein Vergnügen.

Minister.

Nur seufzend kann ich nach dem Eden,
Das mir aufblüht in Euern Reden,
Und hoffnungslos hinüberschauen;
Unüberspringlich weite Klüfte
Gräbt mir mein Fürst, der — im Vertrauen —
Etwas gewissenhaft Verblüffte.

Ein Hofbedienter

(mit Erfrischungen kommend).

Verzeihen, Herr Minister, hohe Gnaden,
Daß ich ein Störer, bei des Abends Schwüle,

Aufmerksam dienend, mich gedrungen fühle,
Zu einiger Erfrischung einzuladen.

Minister (zu Mephistopheles).

Mein trefflicher College, laßt
Euch von dem Obste was belieben;
Ich pfropfte selbst den braven Ast,
Der diese Pfirschen mir getrieben,
So farbig frisch und saftgeschwellt;
Nehmt von den Pflaumen, wenn's gefällt,
Kühlt Euch an dieser edlen Traube,
Gepflückt von meiner Lieblingslaube.

Mephistopheles.

Viel Dank, viel Dank; ich find' es eben
Im Garten hier nicht gar so heiß,
Wie dieser Bursche vorgegeben
In seinem dienerischen Fleiß.
Natur kommt mit Erfrischungsfrüchten
Etwas post festum angezogen,
Wenn schon die Sommerglut verflogen,
Und 's Laub will von den Bäumen flüchten;
So bringt die Weisheit ihre Kühlung
Im Nachtrab stets der Leidenschaft,

Wenn's aus ist mit der heißen Fühlung,
Wenn schon von selber friert die Kraft,
Und Tod sich nistet in die Glieder.
Auch ist mir überhaupt zuwider
Das Obst, an dem sich Kinder laben,
Und die noch was vom Kinde haben.
Ihr beißet da mit solcher Lust
Den Pfirsich, daß der Bart Euch saftet;
Dran seh' ich, was ich längst gewußt,
Daß Ihr noch sehr am Wahne haftet.
Ihr habt noch viel zu viel vom Kinde;
Und weil ich wollt' aus Eurem Herzen
Die letzte Spur vom Kinde merzen,
Darum ich mich vor Euch befinde.

Minister.

Ihr seyd sehr wunderlich, Scholast!
Ich sah noch niemals Euresgleichen;
Betracht' ich Euch genauer, fast
Will mich's unheimlich überschleichen.

Mephistopheles.

Laßt das, mein Gönner; lieber seht
Den Burschen hier Euch schärfer an,

Im Knechteskittel angethan,
Wie dem die Sklavenmiene ſteht!

Miniſter (zum Bedienten).

Entferne dich. —

(Zu Mephiſtopheles.)

Ihr habet Recht,
Geboren ſcheint er mir zum Knecht.
Mein Freund, es iſt wahrhaftig köſtlich,
Und ſehr für unſre Hoffnung tröſtlich,
Daß ſo die Menſchen ein Behagen
Am Sklaventhum im Herzen tragen,
Es iſt durchaus nicht zu verkennen,
Sie lernen leichter Sklavenſitten,
Als daß ſie Freiheit an ſich litten,
Für die ſie doch ſo leicht entbrennen.

Mephiſtopheles.

Und alſo, meint Ihr, müſſet freilich
Ihr guten Herren Euch bequemen,
Des Herrſchens Laſt auf Euch zu nehmen,
Damit die Andern recht gedeihlich
Und ungeſtört dem ſüßen Triebe
Der Sklaverei ſich widmen können;

Den Andern ihre Luſt zu gönnen,
Seyd Ihr das Opfer Eurer Liebe.
Vergeßt Ihr meine Worte nicht,
Könnt Ihr ein großer Staatsmann werden.
Gebt Eurem Herrn auch Troſt und Licht
Zu ſeinen fürſtlichen Beſchwerden.
Nun aber kann ich nicht mehr weilen,
Ich muß zu meinem Doctor eilen.

Das Lied.

Saal im königlichen Palaste.

Der **König**, die **Königin** und die Großen des Reiches sitzen an der Hochzeitstafel. Allgemeines Vivatrufen und Anklingen mit den Pokalen.

Der Ministergünstling
(sich von seinem Stuhl erhebend).

Auf einen Wink von Euren Majestäten
Soll in den Saal sogleich ein Sänger treten,
Den ich aus fernem Lande herbeschied,
Zu feiern dieses Fest mit seinem Lied.

Der König.

Daß Ihr zum Fest den Sänger uns geladen,
Befestigt Euch in unsern höchsten Gnaden.

Die Königin.

Ihr setzet meinen Dank in Eure Schuld;
Nehmt diesen Ring als Zeichen meiner Huld.

Mephistopheles.

Das Lied wird gut, ich steh' dafür;
Ihr klopftet an die rechte Thür.

(Während der Minister den Ring auf seinen Knieen empfängt, tritt Faust mit einer Guitarre ein.)

Faust (singt zur Guitarre).

Griff die Leier hin und her,
Was ein Lied das beste wär',
Nirgends doch die grobe Hand
Feines Schmeichelverslein fand;
Pflücke nun vom nächsten Ast
Euch ein Sprüchlein, bring's zu Gast:
Siecher Mann! hast keinen Leib,
Keine Seel', du blödes Weib!
Drum, du hocherlauchtes Paar,
Paßt zur Hochzeit auf ein Haar
Dir das Sprüchlein: Mann und Weib
Eine Seele und Ein Leib!

(Alle erheben sich unwillig und drohend von der Tafel, Faust und Mephistopheles fahren zum Fenster hinaus; der Minister ist vor Wuth und Schreck wahnsinnig geworden, und heult, herumspringend und die Hände ringend, fort und fort:)

Mann und Weib
Eine Seele und Ein Leib! —

Die Schmiede.

Fauſt reitet hin im grauen Dämmerſchein
Auf ſeinem Rappen, ſinnend und allein.
Es zieht der Weg durch grüne Wogenfelder,
Durch Oeſterreichs erhabne Eichenwälder.
Der Reiter folget ohne Wunſch und Wahl
Dem Weg bergüber und durch manches Thal.
Heiß war am Frühlingstag der Sonne Sengen,
Das Roß iſt müde von des Weges Längen,
Und von des Reiters feurigen Gedanken,
Die es gefühlt als Spornſtich in den Flanken.
Jetzt duldet Fauſt dem Roſſe ſeinen Willen,
Es lenkt an einen Bach, den Durſt zu ſtillen.
Der Reiter läßt die loſen Zügel ſinken,
Das müde Roß am klaren Quelle trinken,
Und er gewahrt mit lächelndem Vergnügen,
Wie ſeinem Rappen in gedehnten Zügen

Die Flut behaglich rieselt durch die Zähne,
Und wie im Wasser badet seine Mähne.
Zum weitern Ritte faßt er drauf die Zügel,
Von ferne winkt ein Dorf am Waldeshügel. —
Die Dämmerung verliert sich tiefer immer
In stille Nacht, kein Mond, kein Sternenschimmer.
Bald hat das Roß, erquickt von seiner Labe,
Das Dorf erreicht im aufgefrischten Trabe.
Die Häuser decket schon ein trauter Friede,
Nur brennt noch frisch das Feuer in der Schmiede.
Die Eisenstange glüht in hellem Glanz,
Vom lauten Hammer springt der Funkentanz.

Faust (in die Schmiede tretend).

Ich grüß' Euch, hämmernder Kumpan!
Ihr seyd doch früh und spät geschoren.
Schlagt meinem Roß ein Eisen an,
Das auf dem Waldweg ging verloren!

Meister.

Seyd schön gegrüßt, mein edler Gast!
Ja, wohl muß unser Eines hämmern,
Wenn längst der Tag hat seine Rast;
Wie bei des Morgens frühstem Dämmern.

Doch ſind wir fröhlich, ſchwing' ich doch
Den Hammer für mein Weib und Kind,
Und ruht nun endlich das Gepoch,
Umfaßt ihr Arm mich lieb und lind.
Und meine rüſtigen Geſellen
Erklopfen redlichen Gewinn,
Und haben ſtets dabei im Sinn,
Sich auch ein Ehbett aufzuſtellen.

Fauſt.

Ihr ſollt den Rappen mir beſchlagen!
Kam nicht nach Eurer Eh' zu fragen.
Hemmt Eure raſche Plauderflut!

Meiſter.

Verzeiht, war Euch mein Wort zur Laſt.
Das Eiſen liegt ſchon in der Glut,
Gleich wird's dem Hufe angepaßt.
Ich bin ein einfach plumper Schmied,
Der leicht die rechte Art verſieht.
Hier aber tritt aus ihrer Stube
Mein Weib, das Euch begrüßen will;
Auf ihrem Arm mein jüngſter Bube;
Nun bin ich gerne wieder ſtill.

Der Anblick, Herr, Euch doch erzählt,
Daß mir's im Haus an Glück nicht fehlt.

Schmieds Frau.

Mein Herr, ich grüß' Euch unterthänig!
Verargt mir nicht, daß ich ein wenig
Will solchen seltnen Gast beachten
Und seine Kostbarkeit betrachten.
Die schwarze Feder am Barette!
Am Hals von Gold die schwere Kette!
Die unsers Bischofs ist geringer!
Viel Ring' an beiden Händen blitzen,
Gar edle Stein', Ihr habt ja sitzen
Schier Haus und Hof an jedem Finger!

Faust.

Das Weib mit ihrem Kindelein,
Umglüht vom hellen Essenschein,
Gefällt mir wahrlich gar nicht übel;
Ich grüß' Euch, Frau, und euer Bübel!

Meister.

Hier, edler Herr, beschlag' ich Euch
Das Roß; doch gönnt mir meine Bräuch',

Ich ſinge gern dazu das Lied
Von einem guten, alten Schmied.

(Er ſingt, indem er das Roß beſchlägt.)

Fein Rößlein, ich
Beſchlage dich.
Sey friſch und fromm,
Und wieder komm!

Trag deinen Herrn,
Stets treu dem Stern,
Der ſeiner Bahn
Hell glänzt voran!

Bergab, bergauf
Mach flinken Lauf;
Leicht wie die Luft,
Durch Strom und Kluft!

Trag auf dem Ritt
Mit jedem Tritt
Den Reiter du
Dem Himmel zu.

Nun, Rößlein, ich
Beſchlagen dich:
Sey friſch und fromm,
Und wieder komm!

Fauſt.

Mein guter Schmied, wenn Euer Eiſen
Nicht feſter haftet an der Mähre,
Als Eure weiſe Sittenlehre,
So wird's nicht lange mit mir reiſen.

Meiſter.

Ich meine, Herr, ein frommer Segen
Thut Manchem gut auf ſeinen Wegen;
Da aber ſey Gott gnädig vor,
Daß er an Euch die Kraft verlor!

Fauſt.

Was Ihr da ſchwatzt von Gottesgnade,
Klingt meinen Ohren matt und fade.
Da, nehmt für Eure Müh den Lohn,
Führt vor mein Roß, ich will davon.

(Reicht ihm ein Goldſtück.)

Meiſter.

Ihr habt was Gut's in Euren Zügen,

Drum kann mich Euer Wort nicht trügen;
Doch seyd Ihr bleich vom starken Ritte,
Und Eure Augen sehn verstört,
Ob Euer Innres heimlich litte,
Ihr scheint wahrhaftig krank; drum hört,
Bleibt diese Nacht in meinem Haus,
Und schlaft Euch von dem Ritte aus,
Was noth auch Eurem Pferde thut,
Ihr habt's gejagt wohl müd und heiß,
Auf seinem Rücken steht der Schweiß,
Von seinen Weichen rinnt das Blut.
Herr, tretet in mein Zimmer ein,
Labt Euch an einem Becher Wein.

(Zu seinem Weibe.)

Geh, Lise, hol' aus unserm Keller
Vom Gumpoldskirchner, von dem alten,
Und deck' die zinnern blanken Teller,
Worauf der Bischof Mahl gehalten,
Als von der Jagd er eingekehrt
Bei mir mit vielen Edelleuten,
Und mit dem Zuspruch mir geehrt
Mein niedres Haus auf ewige Zeiten.

Faust.

Die Abendmahlzeit nehm' ich an
Für mich und meinen guten Rappen;
Dann muß er wieder frisch die Bahn
Mit mir durch Nacht und Nebel tappen.

Schmieds Frau.

Erwartet nur das Morgengrau;
Was eilt Ihr doch so gar geschwind?
Ihr trachtet wohl zu Eurer Frau?
Habt Ihr daheim ein krankes Kind?

Faust.

Ihr ärgert mich doch fort und fort
Mit Eurem gutgemeinten Wort.
So hatt' ich einmal an der Rechten
'nen bösen Finger, und ein Tölpel kam,
Den seine plumpe Liebe übernahm,
In seine Arme mich zu flechten;
Er drückte mir in seiner Lieb'
Die Rechte mit so zärtlicher Gewalt,
Daß ich die Linke hatt' im Schmerz geballt
Und ihm die Nase blutig hieb.
Und wenn Ihr nicht so überaus

Gutmüthig lächelnd vor mir stündet,
So hätt' ich euch schon längst das Haus
Ob euren dummen Köpfen angezündet.

Meister.

Verdammt! verflucht! was soll das heißen?
Das käm' Euch wohl zu stehen theuer!
Mein Herr, ich würd' Euch dort in's Feuer
Wie einen rost'gen Nagel schmeißen!

Faust.

Stellt Euch zufrieden, kommt zum Essen;
Will meine Macht an Euch nicht messen.
Reicht mir die Hand, seyd wieder froh.
Schmied, Ihr gefielt mir besser so,
Wie Ihr im hellen Zorne strahltet,
Als da Ihr mit dem Bischof prahltet.

Schmied (ihm die Hand reichend).

Nehmt nichts für ungut, edler Gast,
Ihr habt ein wenig hart gespaßt.

— — — — — — — — — —

Sie haben sich gesetzt an's Abendmahl.
Die Wirthin dient mit freudigem Gesicht,
Entschuldigend ein jegliches Gericht

Mit ihrer Kochkunst gar beschränkter Wahl;
Daß sie gefaßt auf solchen Gast nicht wäre,
Doch hoffe sie, der Gumpoldskirchner Wein,
Der wackre, werde noch der Retter seyn
Von ihres Mannes gastfreundlicher Ehre.
Der Doctor läßt die Mahlzeit sich behagen;
Die brave Hausfrau hat in froher Hast
Ihm Speisen, köstlich, schmackhaft, aufgetragen,
Und drängt zu essen herzlich ihren Gast.
„Sie hat ein gut Gemüth, drum kocht sie gut,
„Drum wird an ihrem Tisch mir froh zu Muth!"
— Spricht Faust — „wir wollen ihr ein Vivat! bringen."
Er schwingt den Becher mit dem goldig hellen
Bergwein: „Stoßt an, mein Schmied, und ihr Gesellen,
„Die Wirthin lebe!" und die Gläser klingen.
„Ich hab's erfahren oft auf meinen Reisen"
— Bemerkt nun Faust mit schwatzhaftem Vergnügen —
„Der Frauen Herz, voll räthselhaften Zügen,
„Erprobt sich stets am Wohlschmack ihrer Speisen.
„Wenn so ein gutes Weib kocht, brät und schürt,
„Und in den Topf den Wunsch des Herzens rührt,
„Daß es den Gästen schmecke und gedeihe,

„Das gibt den Speiſen erſt die rechte Weihe!“ —
Darauf beginnt der Ritter zu erzählen
Von ſeinen Thaten viel und Abenteuern,
Sie ſehen ihn mit froh geſpannten Seelen
Gen Rieſen kämpfen und durch Meere ſteuern;
Prahlhaft gedenkt er manchen Schauderfalles
Aus ſeinen vielbewegten Lebensſtunden,
Und manch ein Schwank wird Augenblicks erfunden;
Die guten Leutchen aber glauben Alles.
Wie ſtrahlt der Wirthin freundliches Geſicht!
Nur manchmal wird ihr blühend Antlitz bläſſer,
Wenn Fauſt im Eifer das geſchwungne Meſſer
In's feine Tiſchtuch ihr zuweilen ſticht;
Fauſt ſpricht, die Dulderin anlächelnd, ſpöttiſch:
„Oft ſchon ergötzte mich auf meiner Fahrt
„Der guten Hausfrau'n wunderliche Art,
„Daß ſie am Tiſchzeug hangen faſt abgöttiſch,
„Daß ſo ein Stich auf ihre weißen Linnen
„In's Herz ſie trifft!“ — Er ſtoßt die Meſſerſpitze
Tief durch's geblümte Tuch, und aus der Ritze
Sehn Alle, ſchreckenbleich, Blutstropfen rinnen.
„Seht, Frau, hier euer häuslich Herzblut fließen;

„Doch sollt ihr mir nicht gar zu viel vergießen!“
Faust wollte sie nicht dauerhaft erschrecken:
Er läßt sogleich des blut'gen Spukes Recken
Zusammt dem Ritz vom weißen Tuch verschwinden;
Es kann die Frau sich lang nicht wiederfinden.
Faust müht sich jetzt, mit seinen besten Schwänken
Ihr aus dem Sinne listig fortzuschwätzen
Des blut'gen Fleckens schaurig Angedenken,
Und sie mit Schmeicheleien zu ergötzen.
Streng blickend nimmt sie's hin vom fremden Reiter;
Den Schmied bekümmert's nicht, der ist zu heiter,
Der hat Vertraun sich eingeflößt im Weine,
Daß Faust nur scherzend spricht in Schmeichelworten,
Und wenn er mit den Reden ja was meine,
Daß sie anprellen an verschloss'ne Pforten.
Auch hat er völlig sich zurückgetrunken
In jenen Tag, deß Glorie ihn umzieht,
Schon wieder ist der dankbar gute Schmied
In seinen lieben Bischof ganz versunken.

Der Meister.

Mein Herr, ihr untersagtet mir's vergebens,
Hier wäre Schweigen Sünd', es muß heraus:

Es war die ſchönſte Stunde meines Lebens,
Als einſt Hochwürden traten in mein Haus.
— — — — — — — — — —
Da lächelt Fauſt, er will nicht widerſprechen,
Doch denkt er ſtill und haltbar ſich zu rächen,
Und er beginnt, wie ſpielend, die Buchſtaben
In's Zinn des Tellers unbemerkt zu graben:

Von dieſem Teller ließ einmal,
Als mit Halloh! durch Berg und Thal
Die Jagd verklungen und verbraust,
Ein frommer Biſchof ſich's belieben;
Und heute thut's der Doctor Fauſt,
Der ſich dem Teufel hat verſchrieben.

(Es wird an's Fenſter geklopft.)

Fauſt (hinaustretend).

Ich muß hinaus, es wird mein Diener ſeyn,
Er wagt es nicht zu treten frei herein.

Mephiſtopheles (draußen zu Fauſt).

Mach ſchnell, mach ſchnell, verſäume nicht dein Glück!
Das ſchöne Weib ging wieder in den Keller,
So lange du gekritzelt auf den Teller,

Nicht merkend ihren süßverstohlnen Blick.
Ich will indeß den dummen Schmied
Und die besoffenen Gesellen
Mit einem lust'gen Schelmenlied
Um eine Viertelstunde prellen.
Mach schnell, mach schnell, dem jungen Weib
Glüht schon vor Lust der süße Leib!

Faust.

Du lügst, dieß Weib ist nimmer zu verführen,
Die blickt nicht aus, die hält an ihren Schwüren;
So gern ich auch die frische Frucht genöße,
Ich wag' es nicht, sie gab mir keine Blöße.
Die Sünd' ist Spaß, doch kann's mein Stolz nicht tragen,
Von einem Weib zu werden abgeschlagen.

Mephistopheles (indem er Faust gegen die Kellerthüre zieht).

Gefährlich ist ein hübscher Cavalier,
Fein huldigend den Frauen auf dem Lande,
Denn nicht begriffen wird in niedrem Stande
Und plump genossen ihre schönste Zier.
Die junge Wirthin that nur, ob sie grollte,
Sie lugte auf den schönen fremden Ritter
Wohl öfter hin und länger als sie sollte;

Die Weiberzucht hat mürb' und morſche Gitter.
Mach ſchnell, mach ſchnell, verſäume nicht dein Glück,
Sie gab dir einen ſüßverſtohlnen Blick!

— — — — — — — — —

Der heiße Fauſt verwünſcht die Weibertreue,
Er ſchwankt noch immer zwiſchen Luſt und Scheue, —
Als nun die brave Wirthin mit den Krügen
Vom Keller kommt, und ſchon von fern die vollen
Dem Gaſt zuſchwingt mit ſchalkhaftem Vergnügen,
Nicht ahnend, was die fremden Männer wollen.
Sie mahnt den Ritter freundlich unbefangen:
„Eilt noch nicht fort, laßt Euch noch einmal füllen
„Das Glas!"

(Auf Mephiſtopheles deutend.)

„Doch wer iſt der um Gotteswillen?"
Fragt ſie erſchrocken, mit verfärbten Wangen.
Fauſt gibt nicht Antwort, wie ſich ſelbſt entrückt,
Das Blut in ſeinen Adern ſtürmiſch wallt,
Und ſeine ganze Flammenſeele zückt
Auf ihre ſchöne, reizende Geſtalt. —
Da klopft es an die Thüre mit Gewimmer;
Scheu zögernd, mit zerriſſenem Gewand,

Tritt eine blasse Bettlerin in's Zimmer,
Ein ausgehungert Kind an ihrer Hand.
Die Arme fleht in ihrer bittern Noth
Für's Kind und sich um einen Bissen Brod;
Man möchte doch in einem Winkel wo
Barmherzig ihnen streun ein Häuflein Stroh.
Da springt zu Faust sein Diener hin und schlägt
Ihn auf die Schulter derb: „Freund, aufgewacht!"
Und dreht ihn nach der Bettlerin und lacht,
Daß dröhnend sich das ganze Haus bewegt.

Mephistopheles.

Kennst du dein Hannchen noch aus jener Schenke?
O wiederhole die verliebten Schwänke:

(Nachspottend.)

„Die mit den schwarzen Augen dort
„Reißt mir die ganze Seele fort.
„Ihr Aug' mit lockender Gewalt,
„Ein Abgrund tiefer Wonne, strahlt!"
Jetzt ist es hohl, und leer an Wonnen,
Ein ausgepumpter Thränenbronnen.
„'s muß unermeßlich süße Lust seyn,
„An diese Lippen sich zu schließen,

„Die ſchmachtend ſchwellen, dem Bewußtſeyn
„Zwei wolluſtweiche Sterbekiſſen!“
Die Lippen, welk, nach Brod nur ſchmachten
Und betteln um ein Uebernachten.
Du ſahſt „die Brüſte ringend bangen
In ſelig flutendem Verlangen!“
Und ſiehſt ſie jetzo niederhangen;
Die Arme hat an dieſen Brüſten
Dein Kind, gezeugt in tollen Lüſten,
Und ihren Jammer auferzogen,
Die haben ſie ſo ausgeſogen.
Willſt um den Leib, den hungerſchlanken,
Du noch entzückt „herum dich ranken?“

(Immer ſpottender.)

„Ha, wie die langen ſchwarzen Locken
„Voll Ungeduld den Zwang beſiegen
„Und, um den Hals geſchwungen, fliegen,
„Der Wolluſt raſche Sturmesglocken!“
Jetzt hangen träg die ungekämmten Haare,
Als lägen ſie ſchon lieber auf der Bahre.
„Greif zu! greif zu! biſt ſonſt kein Koſtverächter!“
(Und wieder ſchallt ſein höhniſches Gelächter.)

Fauſt wird todtblaß, es zittert ſeine Seele
Vom ungeheuren Wechſel dieſer Stunde;
Der Reue Schmerz ſchnürt heftig ihm die Kehle,
Er bringt kein Wort aus ſtummbewegtem Munde.
Lang ſtand er ſo; doch, plötzlich nun gefaßt,
Reicht er der Bettlerin mit Krampfeshaſt
Die Börſe Gold, abwendend ſein Geſicht.
Sie heftig aus in lautes Weinen bricht,
Zeigt ihm ſein Kind mit ſchrecklicher Geberde,
Und wirft die Börſe klirrend auf die Erde.
„Du mußt mich führen heut noch zum Altar!“
So ruft ſie ſchmerzverwirrt und rauft das Haar.
Da ſtürzte Fauſt hinaus und auf ſein Roß,
Das ſturmgeſchwind mit ihm von dannen braust,
Und hinterher mit ihrem Kinde ſchoß
Die Bettlerin, nachrufend: „Fauſt! Fauſt!“
Sie hat ihn bald in dunkler Nacht verloren;
Er aber kann, wie er auch ſtürmt und flieht,
Den bangen Ruf nicht ſchütteln aus den Ohren,
Und überall ihr Bild ſein Auge ſieht.
Es treibt ihn fort trotz ſeiner Seelenbängniß,
Stets tiefer in die Sünde ſein Verhängniß.

Der nächtliche Zug.

Am Himmel schwere dunkle Wolken hangen
Und harrend schon zum Walde niederlauschen.
Tiefnacht; doch weht ein süßes Frühlingsbangen
Im Wald, ein warmes, seelenvolles Rauschen.
Die blüthentrunknen Lüfte schwinden, schwellen,
Und hörbar rieseln alle Lebensquellen.
O Nachtigall, du theure, rufe, singe!
Dein Wonnelied ein jedes Blatt durchdringe!
Du willst des Frühlings flüchtige Gestalten
Auch Nachts in Lieb und Sehnsucht wach erhalten,
Daß sie, solang die holden Stunden säumen,
Vom Glücke nichts verschlafen und verträumen. —
Faust aber reitet fürder durch die Nacht,
Und hat im düstern Unmuth nimmer Acht
Der wunderbar bewegten Frühlingsstimmen.
Er läßt nunmehr sein Roß gelassen schlendern

Den Weg dahin an frischen Waldesrändern.
Leuchtkäfer nur, die hin und wieder glimmen,
Bedämmern ihm die Pfade manchesmal,
Und selten ein verlorner Sternenstrahl.
Je tiefer ihn die Bahn waldeinwärts führt,
Je stiller wird's, und ferner stets verhallen
Der Bäche Lauf, das Lied der Nachtigallen,
Der Wind stets leiser an den Zweigen rührt.
Was leuchtet dort so hell zum Wald herein,
Daß Busch und Himmel glühn in Purpurschein?
Was singt so mild in feierlichen Tönen,
Als wollt' es jedes Erdenleid versöhnen?
Das ferne, dunkle, sehnsuchtsvolle Lied
Weht süßerschütternd durch die stille Luft.
Wie einem Gläubigen, der an der Gruft
Von seinen Lieben weinend, betend kniet,
In seine hoffnungsmilden Schmerzensträume
Hinter den Gräbern flüstern die Gesänge
Der Seligen: so säuseln diese Klänge
Wohllautend durch die aufhorchsamen Bäume.
Faust hält sein Roß und lauscht, gespannter Sinne,
Ob nicht der helle Schein und Klang zerrinne

Vor Blick und Ohr, ein träumerischer Trug?
Doch kommt's heran, ein feierlicher Zug.
Da scheucht es ihn in's Dunkel hoher Eichen
Seitab des Wegs mit seinem Roß zu weichen,
Und abzuschreiten zwingt unwiderstehlich
Der Zug ihn jetzt, der näher wallt allmählich.
Mit Fackellichtern wandelt Paar an Paar,
In weißen Kleidern, eine Kinderschaar,
Zur heilig nächtlichen Johannisfeier,
In zarten Händen Blumenkränze tragend;
Jungfrauen dann, im ernsten Nonnenschleier
Freudvoll dem süßen Erdenglück entsagend;
Mit Kreuzen dann, im dunkeln Ordensrocke,
Ziehn priesterliche Greise, streng gereiht,
Gesenkten Hauptes, und in Bart und Locke
Den weißen Morgenreif der Ewigkeit.
Sie schreiten singend fort die Waldesbahnen.
Horch! wie in hellen Kinderstimmen singt
Die Lebensahnung, und zusammenklingt
Mit greiser Stimmen tiefem Todesahnen!
Horch, Faust, wie ernster Tod und heitres Leben,
In Gott verloren, hier so schön verschweben!

Er ſtarrt hervor aus dunklem Buſchesgitter,
Die Frommen um ihr Glück beneidend bitter.
Als ſie vorüber, und der letzte Ton
Des immer fernern, leiſern Lieds entflohn,
Und als der fernen Fackeln letzter Schein
Den Wald noch einmal zauberhell verklärt,
Und nun dahin am Laube zitternd fährt,
Als Fauſt im Finſtern wieder ſteht allein:
Da faßt er feſt und wild ſein treues Roß,
Und drückt das Antlitz tief in ſeine Mähnen
Und weint an ſeinem Halſe heiße Thränen,
Wie er noch nie ſo bitter ſie vergoß.

Der See.

An Klostermauern, alten, einsam düstern,
Ist weit ein stiller See hinausgegossen;
Am Saume Binsʼ und Weide heimlich flüstern,
Und sanftgewiegte Wasserblumen sprossen.
Hell scheint der Mond, es spielen, leisen Bebens,
Die Strahlen lieblich auf dem tiefen See,
Wie über den Geheimnissen des Lebens,
Und seiner Tiefe ungeahntem Weh,
Die Kinderseelen lieblich zitternd spielen,
Die rein und klar vom Himmel niederfielen.
Am Ufer wandelt Faust und sein Gefährte,
Der heute unvermerkt den Abendgang
Zu diesem See, zu diesem Kloster kehrte.
Nun stehn sie still und beide schweigen lang.
Versenkt ist auch die Nacht in ernstes Schweigen,

Man hört es, wenn im Kloſtergarten ſacht
Ein frühgewelktes Blatt entfällt den Zweigen,
Wenn auf dem See ein Lüftchen halb erwacht.
Seltſame Töne aus dem Schilfe dringen,
Und manchesmal das Schweigen unterbrechen;
Die Vögel dort von Wanderzügen ſprechen
Im Traum und regen ſehnſuchtsvoll die Schwingen.
Zum See hinſtarrend, hat ſich Fauſt verloren
In ſtummes Trauern, daß er ward geboren.

Mephiſtopheles.

Blick auf die Mauern dort, ſind Altbekannte;
Vor ihnen iſt dein ſchmachtend Lied erklungen,
Woran die ſchöne Nonne heiß entbrannte,
Sie haſt du damals feurig überſprungen.
Dort ragt der Baum, wo ihr ſo wonnig ſaßet
Und euch in ſüßer Trunkenheit vergaßet,
Der Baum, der eure Küſſe überrauſchte,
Wenn euch ein Ohr in jener Nacht belauſchte.
Blick auf den Mond, es iſt derſelbe noch,
Er ſtand, wie jetzt, genau ſo voll, ſo hoch;
Nur daß er damals eurem Glutverlangen,
Und heute eurem Kummer aufgegangen.

Der Mond, der deinem Auge ſtrahlt ſo helle,
Dringt auch der Nonne mahnend in die Zelle.

Fauſt.

Wirſt mir zuwider und verhaßt;
Du wirſt mir immermehr zur Laſt.

Mephiſtopheles.

Verhaßt? das kümmert mich mit nichten,
Du kannſt es ohne mich nicht richten;
Bin doch für dich von großem Reize,
Denn deine kranke Seele braucht,
Daß nicht ein Seufzer ſie verhaucht,
Zur Stärkung meine ſcharfe Beize.

— — — — — — — — —

So ſprach der böſe Führer; plötzlich ſprang
Er in den See hinab, der ihn verſchlang;
Nach kurzer Weile taucht' er jetzt empor,
Und was er hat heraufgeholt vom Grund,
Streckt ſeine Hand den Blicken Fauſtens vor:
„Das iſt aus jenen Zeiten noch ein Fund!"
Da ſchimmern ſchreckhaft hell im Mondenſcheine
Von einem Kind die naſſen Todtenbeine.

Maria.

Wie Silberglocken am Marienfeste
Versenden ihren reinen, hellen Klang,
Durch Stadt und Flur und stillen Waldeshang
Weithin geführt vom sanftbewegten Weste:
So drang der Ruf zur Ferne hell und rein,
Und seinem Wohlklang jedes Herz entbrannte,
Wenn er Marie, die Königstochter, nannte,
Der Tugend und der Schönheit Morgenschein.
Vergebens war manch Dichterherz entglüht,
Zu schildern durch begeisternde Gesänge
Der jungfräulichen Reize hold Gedränge,
Das um den schönen Leib Maria's blüht;
Vergebens preist sein bettelhaft Geklimper,
Wie tief dieß Auge mit der Schattenwimper
In süße Einsamkeit das Herz entreißt
Und alle Welt umher vergessen heißt;

Wie diese Rosenlippen sich erschließen,
In jedem Wort ein holdes Lied vergießen:
So läßt der Lenz aus frischen Rosenröthen
Der Nachtigallen Zauberlieder flöten;
Wie diese sanftgehauchte Jugendglut,
Ein Traum von Rosen, auf den Wangen ruht,
Vom Morgenroth ein fernes Wiederscheinen,
Das einst gestrahlt den Paradieseshainen.
Sie ist so schön, die schönste der Jungfrauen,
Daß man sie nicht kann ohne Schmerz betrachten,
Denn zitternd spricht das Herz mit bangem Grauen:
Nach dir muß selbst der Tod, der kalte, schmachten! —
O schwelge noch in ihrem Anblick, Welt,
So lange dieser flücht'ge Zauber hält!
Berauschet euch in ihrem Odem, Lüfte!
Verhaucht, beglückte Blumen, eure Düfte!
O eilet schneller aus den Himmelsfernen
Herüber, goldne Strahlen von den Sternen,
Und strömet eure Küsse auf sie nieder,
So holde Jungfrau findet ihr nicht wieder.

Der Maler.

Einſam die hohe Königsvilla ſtand,
Und ragt' in's Meer vom ſteilen Felſenſtrand.
Cypreſſenhaine und Orangenwälder,
Die ſchattend ſich an ihr landeinwärts dehnen,
Erwecken oft dem Seemann heimlich Sehnen,
Schifft er dahin die wüſten Wogenfelder. —
Es ruht auf Land und Meer ein ſchwüler Tag,
Es reget ſich kein Blatt, kein Wellenſchlag;
Doch Abends kommt ein ſchwarz Gewölk gezogen,
Der Sturm erwacht und wühlet in den Wogen.
Am offnen Fenſter lehnt im Sommerhaus
Maria, blickend in das Meer hinaus.
Sie ſieht der Sonne letzte Gluten ſchwinden,
Sie überläßt ihr blondes Haar den Winden,
Die freudig mit der Lockenbeute ſchwanken,
Und ihre Seele ſinnigen Gedanken.

Und Fauſt, in ſtummer Wonnetrunkenheit,
Die holde Königstochter conterfeit.
Er iſt ein Meiſter in der Kunſt der Farben,
Sein Ruhm und ſein Bemühn die Gunſt erwarben,
Dem Könige Maria's Bild zu malen,
Eh ſie verglühn, der Schönheit Morgenſtrahlen.
Er iſt zur höchſten Stelle hier gedrungen,
Die je ein kühner Maler noch erſchwungen:
Marien gegenüber, ſtundenlang!
Die wunderbaren Züge zu erfaſſen,
Und ſeine Seele frei zu überlaſſen
In tiefer Schönheit ihrem Untergang! —
Ein ſchönes Bild! die Reize ohne Namen
Umſchließt des Fenſters luft'ger Bogenrahmen;
Das wilde Meer, die Wetterwolken tragen
Die Lichtgeſtalt als dunkler Hintergrund. —
Fauſt wollt' ein luſtig Abenteuer wagen,
Und ſchaute hier das Herz ſich todeswund.
Er hat manch Weib genoſſen und verlacht;
Hier aber ſoll er ſchmerzlich inne werden:
Der wahren Frauenſchönheit holder Macht
Kann widerſtehen keine Macht auf Erden. —

Ein schönes Bild! wie sanft und lieblich ruht
Mariens Antlitz auf der dunklen Flut;
Ha! wie berauscht die aufruhrsvollen Wellen
Um ihren weißen, warmen Busen schwellen,
Und höher stets an ihrem Nacken steigen,
Sie mitzureißen in den wilden Reigen!
Ihr goldnes Haar auf schwarzen Wolken wallt,
Die Blitze flammen aus den Wetternächten
Und flattern um die göttliche Gestalt,
Ein Strahlendiadem um sie zu flechten. —
Je mehr nun Faust des Bildes Farbentrug
Zu wunderbarem Leben sieht erwarmen,
Je heftiger ergreift sein Herz der Zug,
Entzückt das süße Urbild zu umarmen.
Doch, wie auch flammt des Wunsches Leidenschaft,
Die Ehrfurcht hält ihn fest in scheuer Haft.
O Frauenschönheit! Vieles ist zu preisen
An dir, in ewig unerschöpften Weisen;
Das ist dein Schönstes: daß in deiner Nähe
Auch wilde Sünderherzen weicher schlagen,
Daß ein Gefühl sie faßt mit dunklem Wehe
Aus ihrer Unschuld längst verlornen Tagen.

Mag auch des Sünders Herz zur Luſt entflammen,
Wenn er in deine Zauberfülle blickt,
Doch ſieht er auch dein Ewiges und ſchrickt
An dir, du Himmelsabgrund! ſcheu zuſammen.

Die Warnung.

Herzog **Hubert** reitet durch einen Wald zur Villa.

Mephistopheles
(ihm entgegenreitend).

Ihr reitet recht behaglich sacht;
Nichts kann befeuern euren Trott,
Nicht Hahnreischaft, nicht Wetternacht,
Nicht nasse Haut und Bubenspott!

Herzog.

Wer bist du, frecher, grauser Wicht,
Mit diesem Teufelsangesicht?

Mephistopheles.

Ich bin, was meine Miene spricht.
Nur recht mir in's Gesicht geschaut,
Wenn auch dem Herrn ein wenig graut,
Ihr seht so feinen Kopf nicht mehr.

Betrachtet dieſe Stirnenfalte,
Da dieſe finſtre, tiefe, kalte,
Von einem Aug' zum andern quer.
Einſt kam ein Mathematicus,
Ein ſcharfer Ritter Minusplus,
Der ſchlaue Burſch fixirte mich
Und nannte dieſen Faltenſtrich
Das Minuszeichen alles Guten,
Vom Kreuze Plus das Gegentheil,
Wobei er dacht' an's Chriſtenheil.
Doch, edler Herr, Ihr müßt euch ſputen;
Derweil Ihr mein Geſicht ſtudirt,
Studirt ein Andrer ganz vertraut
Die Züge Eurer ſchönen Braut.
Macht fort, eh ſie den Kranz verliert!

(Er ſprengt davon.)

Der Herzog.

Du lügſt, du lügſt, es kann nicht ſeyn!
Maria iſt getreu und rein.
Doch ſterben ſoll auf friſcher That,
Wer meiner Braut ſich frech genaht!

Der Mord.

Die königliche Villa.

Prinzessin **Maria**, ihre Zofe, **Faust**, später Herzog **Hubert**.

Faust.

Das Bild ist fertig, und ich glaube,
Mir ist gelungen zur Genüge,
Zu fesseln Eure holden Züge
In meiner Blicke stillem Raube.

(Das Bild betrachtend.)

Wie dieses sanfte schöne Bild
Auf wildem Meeresgrunde ruht,
So ruht es ewig, klar und mild,
Auf meines Herzens wilder Flut.

Prinzessin.

Es mag dem Künstler widerfahren,
Hat er ein Bild mit Fleiß vollbracht,

Daß ein Erinnern oft nach Jahren
An deſſen Züge ihm erwacht.

Zofe.

Das, gnädige Gebieterin,
Bleibt Eurem Maler als Gewinn,
Der Eure Schönheit Zug für Zug
So wahr lebendig übertrug,
Daß ſich das Bild ihm ungebeten
Im Angedenken wird verſpäten.

Fauſt.

Hell flammt in dieſem Augenblick
Mir auf mein ganzes Mißgeſchick.
Was ich bis jetzo nicht gekannt,
Hat mich allmächtig übermannt.
O lächelt, holde Königstochter,
Herab voll Mitleid auf mein Weh,
Der ich vor Euch, ein Unterjochter,
In meiner bittern Armuth ſteh',
Wenn Ihr mein glühend Herz verſtoßt,
Bleibt mir auch nicht der karge Troſt,
Daß ich mit einem ſtolzen Leide
Von Eurem lieben Antlitz ſcheide,

Daß ich auf meinem Trauerwege
Euch doch ein Opfer noch geweiht,
Entsagend, meine Seligkeit
Auf Eure Schwelle niederlege:
Hab' keine zu verlieren mehr,
Das drückt das Herz mir doppelt schwer.
Doch, blick' ich wieder Euch in's Angesicht,
So hat die Hölle, der ich zugeschworen,
Mit einmal ihre Macht an mir verloren,
Mir strahlt ein wunderbares Hoffnungslicht.
O nein! ich kann, ich will Euch nicht entsagen,
Ich will's noch einmal mit dem Himmel wagen!

Prinzessin.

Verlasset mich, unheimlich bang
Wird mir vor Eurem ungestümen Drang,
Kann Eure dunklen Worte nicht verstehen;
Doch ruht auf Eurer Stirne tiefes Trauern,
Das mich bewegt zu innigem Bedauern,
Lebt wohl! ich will Euch nimmer wieder sehen.

Faust (auf die Kniee fallend).

Ach, nur ein leises Wort, ein Hauch, ein Blick,
— Und wär' es nur ein mitleidsvoller Trug, —

Daß du mich liebst, es ist genug, genug,
Auf immer zu verwandeln mein Geschick.
Mag dann der Hölle tiefes Qualenmeer
Mit seinen Wogen rauschen um mich her,
Ich werde nicht darin zu Grunde gehn,
Mir wird aus deinem holden Liebeszeichen
Ein ewig grünes Eiland auferstehn,
Verzweifelnd muß die Hölle rückwärts weichen;
Vergebens werden dann Erinnerungen
Aus meinen wüsten, schuldgetrübten Tagen
An's heilige Ufer meiner Liebe schlagen,
Ich bin gerettet, hab' ich dich errungen!

Herzog Hubert (hereinstürzend).

Erstick' in deinem frechen Uebermuth!
Verdirb, verdirb, schamloses Sklavenblut!
Nach einer Königstochter, Fürstenbraut
Hast du den Blick zu heben dich getraut?
Streckst du, ein unerhört verwegner Buhle,
Die Arme auf aus deinem Pöbelpfuhle?

(Zur Prinzessin.)

Laff' ich ihn auch zu deinen Füßen sterben,
Du bist beschimpfet durch sein schnöd Bewerben.

Der Seufzer, den nach dir gesandt sein Lieben,
Ist gift'ger Hauch, vom Sumpf emporgetrieben;
Sein Blick, der frech nach deinen Reizen schmachtet,
Ein Irrwisch faul, der zu den Sternen trachtet.
Es ist dein Bild besudelt und entehrt,
Das er in seinem tollen Hirne nährt,
Das ihm vielleicht im Traum Erhörung lacht,
Mit ihm sich wälzt auf seinem Bett bei Nacht!
Könnt' ich in ihm erwürgen, süße Braut,
Dein Bild, eh' ihn mein Schwert in Stücke haut!
Doch nein! mein Fürstenschwert sey nicht verdammt
An diesem Knecht zu niederm Schergenamt. —

— — — — — — — — — —

Faust steht dem Prinzen gegenüber, schweigt,
Sein Blut aufkochend zu Gesichte steigt,
Empöret von der Lästrung Sturmeshauch;
Aus seinen schwarzen Stirnenlocken droht
Die hochgeschwellte Zornesader Tod,
Wie eine Schlange droht aus dunklem Strauch.
Er schüttelt wild und stolz sein zürnend Haupt,
Er knirscht die Zähne und sein Odem schnaubt,
Die Augen glühn im heißen Rachedürsten

Erſtarrte Blitze auf den ſtolzen Fürſten:
Er zückt ſein Schwert zum ungeheuren Streiche,
Und — nimmer läſtert ihn des Fürſten Leiche.
Maria ſtarr und bleich zu Boden liegt,
Vor Schreck ſind Puls und Odem ihr verſiegt.
Die Zofe iſt entflohn; — des Prinzen Glut
Hat ſich nun abgelöſcht in ſeinem Blut. —
Wie iſt es nun ſo ſtill mit einemmal,
Wo erſt der Zorn gebraust, im weiten Saal!
Fauſt ſteht und ſtarrt die Leiche finſter an,
Und draußen ſteigt des Sturmes laute Wuth,
Es rauſcht der Wald, es knarrt der Wetterhahn,
Und an die Klippen ſtürzt die Meeresflut;
Vorbei am Fenſter ſchießen mit Geſchrille
Die Möven, und die Donner ſchlagen ein:
Doch mag, o Fauſt, das Schrecklichſte dir ſeyn
Der Todte da, mit ſeiner tiefen Stille.

Mephiſtopheles

(plötzlich hinter Fauſt ſtehend).

Mir iſt, dich hört' ich einſt im Walde ſagen:
„Ich habe dieſe Liebe nie gekannt,
„Für's Erdenweib war nie mein Herz entbrannt;"

Hier aber haſt du Einen drum erſchlagen.
Du biſt doch deßhalb treulos nicht geworden
Der „Liebe für die Wahrheit, die dein Schmerz?“
Und wär'ſt du's auch, und hätt' ein bischen Morden
Schon für die Wahrheit abgekühlt dein Herz:
Sie gibt darum dich nimmer doch verloren;
Dein Sehnen hat ſie nicht umſonſt beſchworen;
Und wollteſt du nun aus dem Weg ihr eilen,
Sie ſtellt dir nach, darauf ſey nun gefaßt.
Verſchmähte alte Liebſchaft wird zuweilen
Zudringlich, lieber Freund, und ſehr zur Laſt.
Die Wahrheit ſteht an dieſer Leich' und ſchaut
In's Antlitz dir: ſey Mann und nicht erbebe,
Kühn ihren blutbeſprengten Schleier hebe,
Und ihre leiſe Lippe dir vertraut,
Daß, wer ein Bündniß mit der Hölle ſchlingt,
Den Menſchen Fluch mit ſeiner Liebe bringt.

Fauſt.

Marien hab' ich leider! Fluch gebracht.
O wenn ſie doch in's Leben nur erwacht!

Mephiſtopheles.

Das findet ſich; doch möcht' ich eben

Nicht Zeuge seyn, wenn sie erwacht in's Leben.
Hier ist's langweilig, Freund, komm fort,
Eh' da im Blut dein heller Muth verrostet.
Was dir an Freuden hegte dieser Ort,
Das hast du, mein' ich, ziemlich ausgekostet.

Faust.

Komm fort, komm fort, Maria muß mich hassen;
Doch kann ich nicht zurück ihr Bildniß lassen.

(Die Diener des Hauses pochen an die von Mephistopheles verschlossene Thür.)

Mephistopheles.

Das Bildniß kriegst du nimmermehr, fürwahr!
Ich reiße lieber ein Marienbild,
Zehnfach geweiht, und wundergnadenmild,
Dir eigenhändig wo vom Hochaltar,
Eh ich geduldeu mag die Raserei,
Daß du dich schleppst mit diesem Conterfei.

Faust.

Steh' ich vor dir, dein Werk, ein Mörder auch,
Und neigt sich's tief mit mir bereits; doch spricht
Noch meines guten Geistes Sterbehauch:
Bewahre dir dieß Himmelsangesicht!

— — — — — — — — —

Und Fauſt ergreift das Bild mit heißer Haſt,
Der Teufel hat's am andern End' gefaßt;
Sie ringen mit dem Bilde hin und her,
Laut zankend, bis der Teufel es erzwingt
Und es mit wildem Hohngelächter ſchwingt
Hinaus zum Fenſter und hinab in's Meer. —
Die Diener an die Thür ſtets lauter pochen,
Und ſtürmend kommen ſie hereingebrochen.
Entſetzenſtarr die Königswach' erſchaut
Den Fürſten hingeſtreckt und ſeine Braut.
Sie dringen auf die Fremden, ſie zu faſſen:
Die trotzen, unerſchütterlich gelaſſen,
Den vorgedrohten Hellebardenſpitzen;
Der Böſe läßt nur einen Augenblick
Die Höll' in ſeine dunklen Züge blitzen,
Und die Trabanten ſtürzen bleich zurück.
Nun ſchauen ſie, verblüfft und überwunden,
Den Fremden nach, die ſchnell waldein geſchwunden.

Der Abendgang.

Tiefschweigend ruhn die Alpenwiesenhänge,
Die Blume schließt den Thau in ihren Schooß,
Und freut sich still an ihrem Frühlingsloos;
Die Vögel sinnen schweigend auf Gesänge.
Fern unten tönt im Thal ein leiser Bronnen,
Als träumte dem Gebirg von einem Quell;
Es glüht im Abendscheine purpurhell
Der Wald, verloren in sprachlose Wonnen.
Wie freudesinnend steht die Lämmerheerde,
Vergessend nun das frische Alpenkraut;
Still hält der lichte Wolkenzug und schaut
Herunter nach der schönen Frühlingserde.
Nur manchesmal die blühenden Gestalten
Der Bäume selig rauschend sich verneigen,
Ein Windhauch, überschwellend, bricht das Schweigen,
Wie Wonneseufzer nimmer festzuhalten. —

Doch unerfreut von Gottes Lenzgeschenken,
Irrt Faust umher durch Felsen, Wies' und Hain,
Von der Natur geächtet, und allein
Mit seines Mordes bittrem Angedenken.
Natur, die Freundin, ist ihm fremd geworden,
Hat sich ihm abgewendet und verschlossen;
Er ist von jeder Blüthe kalt verstoßen,
Denn jede Blüthe spricht: du sollst nicht morden.
Der frische Wald, die grünen Lämmerweiden,
Der Friede, der auf allen Bergen ruht,
Und drüber hell der Wolken Freudenglut:
Das Alles muß in's kranke Herz ihm schneiden.
Doch wecket ihm der Seele bangste Qual
Der ferne Bach, tief unten in dem Thal.
Die Wasserstimme, leise klagend, scheint
Ihm seine Unschuld, die von ferne weint.
Doch ist der Mann zu stolz, um solche Wehen
Dem eignen Herzen gerne zu gestehen.
Er läßt die düstern Blicke zürnend rollen,
Und er beginnt mit der Natur zu grollen:
Wie blöde Kinder ihrem Vater lauschen,
Wenn Mährchen bunt von seinen Lippen rauschen,

So horchet ihr, Fels, Wolke, Blum' und Baum,
Dem Mährchen froh in eurem Kindestraum,
Das euch ein Gott erzählt von seiner Liebe,
Indeß der Tod euch trifft mit scharfem Hiebe.
Was lass' ich, Thor, an meinem Herzen nagen
Den Vorwurf noch, daß Jenen ich erschlagen?
Ist nicht der Mord das alte Weltgebot?
Und gibt es ohne Mörder einen Tod?
Mag mir das Herz des Feindes Stahl durchstechen,
Mag mir den Leib Naturgewalt zerbrechen,
Mag diesen Leib an spätem Lebenstag
Selbstmörderische Trägheit überkommen,
Daß er zu seinem eignen Nutz und Frommen,
Sich selber treulos, sich nicht rühren mag: —
Wie auch das Leben aus dem Herzen floh,
All eins, ich bin gemordet, so und so.
Doch faßt es wieder mich mit herber Pein,
Als könne morden nur der Mensch allein.

Mephistopheles

(zwischen den Bäumen hervortretend).

Ja, ja, es mordet, das ist wahr,
Der Mensch allein, und jeder zwar;

Denn, ſchau' dich um, wo find'ſt du einen
So frommen und unmäßig reinen,
Der Niemand haßt auf weiter Erden?
Er haßt, und gibt er auch dem Feind
Nicht zu verſtehen, wie er's meint,
Frei, mit todtſchlagenden Geberden;
Im Herzen doch der Wunſch ihm keimt:
O, wäre der hinweggeräumt!
Im Herzen aber, glaube mir,
Dort hat der Mord ſein Standquartier;
Und wagt er ſich hervor einmal
Aus dem geheimen Schattenthal
Verbotner, ſüßer Luſtgedanken,
Die flüſternd euer Herz umranken,
Hat er den Muth hinaus zu reiſen
Vom Buſen in die Fauſt, in's Eiſen:
So hat ihn nur an's Licht beſchworen
Der Grimm; er ward nicht erſt geboren.
Freund, was dir ſo zu Kopfe geht,
Und was dich brennt mit ſcharfer Pein,
War von dir einzig und allein
Ein Fehler der Genußdiät!

Du ſollteſt brauchen das Gewiſſen,
Damit zu würzen das Genießen;
Haſt zu viel Würze nur genommen,
Nun biſt du dämiſch und beklommen.

Fauſt.

Wohl gerne glaubt' ich deinem Wort,
Doch rauſcht die Luft und weht es fort;
Es ſprechen dieſe Bäume drein,
Die Häupter ſchüttelnd: nein, o nein!
Ganz andre Worte bringt der Wind
Vom Bache dort heraufgetragen,
Ich hör' es leiſe, ferne klagen,
Und möchte weinen wie ein Kind.
Wär' ich ein Lamm aus jener Schaar!
Die Wolke dort, ſo licht und klar!
Wär' ich ein Baum, ein Halm, ein Stein!
Doch wie ſie alle rein! doch rein! —
O Wolke dort im Untergang!
Ich ſegne dir dein Wandelſpiel,
Von dem ein Troſt in's Herz mir fiel,
So hoffnungsfroh, ſo ſehnſuchtsbang:
Du Wolke, zeigeſt meinem Blick

Vielleicht prophetisch mein Geschick.
Erst hast du hell und klar geblüht,
Vom Sonnenstrahle überglüht; —
Dann wardst du schwarz, es ließ der Schein
Versunkner Sonne dich allein; —
Und nun zerfließet und vergeht
Dein Bild, vom Abendhauch verweht!
Mir ist ein Trost die Hoffnung nur,
Daß einst, im kühlen Abendhauch,
Vergehn wird meine Seele auch,
Ein finstres Traumbild der Natur.
Da unten winkt die dunkle Tiefe,
Wo ich vielleicht gesichert schliefe,
Und unerreicht von meinem Dränger,
Der mich verfolget immer bänger.
Der Seele Frieden ist dahin,
Ich kann der Reue nicht entfliehn;
Verschließ' ich mich in meine Kammer,
Fühl' ich am Herzen ihre Klammer;
Flücht' ich heraus zu diesen Eichen,
Seh' ich sie lauernd nach mir schleichen.
Der Bäume kalte Strafgesichter

Untrotzen mich wie meine Richter.
Der Frühling ist der Flur erschienen,
Um seine vollen Lebensfreuden
An Berg' und Thale zu vergeuden,
Doch mir mit fremd verstörten Mienen.
Ich bin allein vom Lenz verstoßen;
Indem er täglich neue Sprossen
Vom Winterschlafe zieht empor,
Zählt er dem Mörder langsam vor,
Und bitter quälend, Stück für Stück,
Das schöne, süße Erdenglück,
Das dem Erschlagnen ist geraubt,
Und jede Blüthe trifft mein Haupt.
Ich fluche dir, der fort mich riß
In seine grause Finsterniß
Aus meiner Unschuld Heiligthum!

Mephistopheles.

Ein lustiges Delirium!
Dem Teufel fluchen, das verdreht
In Gottes Ohr sich zum Gebet?
Ich aber mein', es ist zu spät.
Da seh' ich einen Narren leiden,

Weil Blumen ihm Geſichter ſchneiden;
Und weil im Thal die Waſſer lärmen,
Beginnt der weiche Mann zu ſchwärmen.
Das aber iſt die feigſte Richtung,
Daß du dich ſehnteſt nach Vernichtung.
Die Wolke ſoll dir's ſchmeichelnd malen,
Daß du die Zech' nicht darfſt bezahlen? —
Warum denn immer aufwärts gaffen,
Statt ſich im Innern aufzuraffen?
Was kann dich kümmern die Natur
Und ihre Frühlingscreatur?
Iſt ſolcher Thor wohl auch ein Mann,
Den eine Blume kränken kann?

(Ironiſch.)

Du kennſt die Art der Domeſtiken,
Die dir dienſtbare Grüße nicken
Und huldigen zum Ueberfluß,
So lang du ſtehſt auf Freundesfuß
Mit ihrem Herrn; beleidige den,
So iſt's um ihren Gruß geſchehn;
Sie müſſen dem Gebieter dienen,
Und treten ſtolz dir nun entgegen.

Drum ſey dir an den böſen Mienen
Des Lenzgeſindels nichts gelegen. —

(Treuherzig.)

Doch das iſt Scherz; ob die Natur
Dir freundlich ſcheint und wohlgewogen,
Ob feindlich grollend, beides nur
Haſt du in ſie hineingelogen.

(Er zieht einen Krug hervor.)

Thu mir Beſcheid aus dieſem Krug,
Ich füllt' ihn eben zu Tokay
Mit Luſt und ſüßer Raſerei;
Dein Geiſt bedarf wohl neuen Flug.

Fauſt (trinkt).

Der Wein iſt gut; — er macht das Mark
Mir in den Knochen friſch und ſtark.

Mephiſtopheles.

Es lief der Menſch in grauen Tagen,
Wie uns berichten manche Sagen,
Zu Mahom, Chriſt und Zoroaſter,
Zu holen ſich ein Wunderpflaſter
Für ſeine alte Erdennoth,
Den Zweifel und den bittern Tod.

Mehr als Prophet und Messiade
Half ihm des milden Zufalls Gnade,
Der seine Angst gelehrt zu pressen
Aus Trauben sich ein süß Vergessen.

Faust.

Vortrefflich schmeckt der edle Wein!
Komm, schenke mir noch weiter ein!
Er hat den Sinn mir aufgehellt,
Mich wieder auf mich selbst gestellt.

Mephistopheles.

Es gab der Wein schon manchen frei
Aus alten Wahnes Gängelei.
Oft wenn die Gläser lustig schollen,
Mußt' Christus sich von dannen trollen;
Drum ist ein Wein im wälschen Land
Lacryma Christi zubenannt.
Freund! neuen Flug bedarf dein Muth,
Nimm hin und trink, das ist mein Blut!

(Scherzend.)

Komm, Faustule, wir wollen singen
Und uns an deinen Feinden rächen;
Wir wollen diese Berge zwingen,

Daß ſie das fromme Schweigen brechen,
In unſer Lied als Chorus fallen
Und unſre Weiſen wiederhallen.

(Er jauchzt in die Berge.)

Ruf' du nur einmal zum Verſuch
Hinüber einen wackern Fluch.

Fauſt

(ruft, den Krug ſchwingend, in die Berge).

Dem Teufel hab' ich mich ergeben,
Den Teufel lieb' ich, er ſoll leben!

Mephiſtopheles (ſcherzend).

Hörſt du ſie dort herüberſchreien,
Echo, die alte Felſenhure?
Sie läßt ſich gleich von Gott und Teufel freien,
Dient jedem gleich mit einem Liebesſchwure.
Uns was du ihr auch magſt entgegenjolen,
Sie wird es, einverſtanden, wiederholen.

(Bitter.)

Doch das ſind wieder eitel Poſſen
Und Gleichniſſe, die ſchmählich lahmen;
Natur lebt nur für ſich, verſchloſſen;
Und ſie hat nichts mit dir zu kramen;

Und wenn sie dir ein Echo schallen läßt,
Wirft sie dein Wort zurück dir mit Protest.

Faust.

Und doch erregte mir so manchesmal
Der grüne Plunder Herzensqual.
Nun aber fühl' ich Kraft in mir gedeihen,
Die mich von solchem Zudrang will befreien.
Es ballt sich fest in mir und fester immer,
Und schon bereu' ich meine Thaten nimmer.

Der Abschied.

Kirchhof. Mondnacht.

Faust

(am Grabe seiner Mutter).

Eh' das ersehnte Meer
Mich grenzenlos umtrauert,
Der Wolken trübes Heer
Auf mich herunter schauert,
Und Stürme mich umwehen,
Will ich zum letztenmal
Das heimathliche Thal,
Dein Grab, o Mutter! sehen.

O, daß der Tod von hier
So früh dich fortgenommen!
Es wäre wohl mit mir
Sonst nicht so weit gekommen. —

Von deinem treuen Lieben
Ist keine Spur geblieben,
Es schwand in tiefe Nacht.
Groß ist des Todes Macht,
Daß er die Mutter kann
Von ihrem Kinde reißen.
Wie fabelhaft zerrann
Das fröhliche Verheißen
Vom ewigen Wiedersehn,
Als ich dich sah vergehn!
Als sie den Sarg verschlugen
Und dich begraben trugen,
Da hatt'st du ausgelitten;
Mir ward im Herzen eben,
Ob sie mein junges Leben
Von seiner Wurzel schnitten! —
Als mich dein weicher Arm
Einst liebevoll umfing,
Als froh und segnend warm
An mir dein Auge hing,
Da freuten dich wohl Träume
Der Hoffnung für dein Kind?

Wie einſt durch dieſe Bäume
Hinzog der Frühlingswind?
Nun ſteht im Mondenſtrahl
Der Strauch ſo dürr und kahl,
Der einſt ſo grün, getroffen
Vom kalten Herbſteswind;
So welkte all dein Hoffen,
O Mutter, für dein Kind. —
Derweil du hier zu Staube
Im ſtillen Grund gemodert,
Iſt in mir, ſeinem Raube,
Das Böſe aufgelodert! —
Die Nächte ohne Schlummer,
Die Tage voller Kummer,
Die ungezählten Zähren,
Und deine frommen Lehren,
O Mutter, deine Schmerzen,
Womit du mich geboren,
Womit du unterm Herzen
Mich trugſt — ſie ſind verloren! —
Doch will's mein Sinn nicht leiden,
Daß ich im letzten Scheiden

Mit einer frommen Zähre
Dir danke und dich ehre,
Und daß ich dir die Reue
Als Grabesrose streue.
Welch wunderlicher Klang
Traf plötzlich mir das Ohr?
War's nicht wie Klaggesang,
Was sich im Strauch verlor?
Zog nur das Trauerstöhnen
Vorbei der Herbstesluft?
Begann das Kreuz zu tönen
So bang auf deiner Gruft?

Mephistopheles (von ferne).

Komm! laß im Mondenschein
Uns wandeln durch den Hain,
Statt weichlich hier zu klagen,
Wo nur das dürre Laub
Heimrauscht zum andern Staub,
Und taube Würmer nagen.

(Sie entfernen sich.)

Das Waldgeſpräch.

Mephiſtopheles.

Hörſt du im Wald des Herbſtes Räuberpfiff,
Mein Freund, und hörſt du rauſchen ſeinen Griff?
O Schade, daß der Lenz nicht hundertmal
Mehr grünes Laub getrieben hat im Thal,
Auf daß der Herbſt mit hundertfacher Beute
Hinſauſend jetzo mir das Herz erfreute!
Denn weh zumal thut Menſchen das Verlieren,
Und nach der Sommerluſt ihr erſtes Frieren.

Fauſt.

Nein! es iſt elend, daß des Frühlings Leiter
Zu Blüth' und Luſt hinauf nicht reichet weiter,
Daß Alles iſt ſo knapp gezählt auf Erden!
Bankbrüchig muß Natur in allen Jahren
Der Forderung der armen Menſchen werden,
Und zur Erholung lange Winter ſparen.

Mephistopheles.

Das seh' ich gern, wenn Herbst mit Sturmgeblase
Das Laub den Menschen wegführt vor der Nase;
Und lieber noch, wenn schon der Sommer barsch
Der grünen Hoffnung auf der Flur
In Hagelwettern trommelt einen Marsch,
Daß sie sich trollt bis auf die letzte Spur.
Mir ist's ein Anblick immer zum Entzücken,
Wenn die Natur dem Menschen kehrt den Rücken,
Dem undankbaren, feigen und stupiden,
Der sie verkannt, verrathen und gemieden.
O hätt' ich einen Juden jetzt zur Stelle!

Faust.

Wozu der Jude, mürrischer Geselle?

Mephistopheles.

Den Juden möcht' ich drillen scharf und plagen
Für seines Volks Vergehn in alten Tagen.
Die Juden haben euch die Welt verpfuscht;
Der Segensgeist der Indier und Hellenen
Ist ungenutzt an euch vorbeigehuscht;
Nun muß die Zeit ob eurer Dummheit gähnen.
Die Juden thaten's, die Messiasnarren

Verfuhren euch so tief und fest den Karren.
Messias heißt der Keil, den sie getrieben
Hinein, wo Mensch sich und Natur berührten;
Getrennt ist sie nun hier, er dort geblieben,
Seit auf dem Felde sangen blöde Hirten.
In jener Nacht, der schlimmsten aller Nächte,
Ward das ersehnte Kindlein hergethan;
Die Juden, zitternd, ahnten ihren Wahn,
Doch sprach ihr Schreck, es sey nur nicht der Rechte.
Schreck blieb im Antlitz den Naturverräthern,
Und unaustilgbar blieb er auch den spätern;
Mit scharfem Griffel grub in jener Stund,
Durchschneidend alle Zukunft, die Natur
Den Nachgeschlechtern ein des Fluches Spur:
„Die Juden brachen mir den heiligen Bund!“ —
Zu sühnen jenen alten Fluch, ersteht
Dereinst ein großer Jude; doch zu spät!
Ein weiser Schreiber nie vergess'ner Schriften,
Wird an den Todespfahl er Jesum schlagen
Mit seines Geistes diamantnen Stiften,
Den Namen von der Dornenkrone tragen. [1]

[1] Corona spinosa.

Doch sind erstorben euch urkräftige Triebe,
Verwelkt die wunderbaren Herzensblüthen,
Die starken Lieder, zaubervollen Mythen,
Die götterzeugende, gewaltige Liebe.
Verrathen ward Natur, und ihr Vertrauen
Habt ihr verscherzt und eingebüßt für immer;
Ihr mögt ihr forschend in das Antlitz schauen,
Ihr scheues Herz erschließt sich euch doch nimmer;
Denn wer nicht sie zum Höchsten sich erkoren.
Wer jenseits Götter sucht, hat sie verloren.

Faust.

Was kann ein Weiser noch dem Menschen frommen?
Ist der Messiasglaube ihm genommen,
Und das Naturorakel ihm verklungen,
Wer führt ihn durch die Erdendämmerungen?
Wohin wird sich das Menschenvolk noch wenden?
Wie wird auf Erden noch sein Schicksal enden?

Mephistopheles.

Mein Faust, ich will dir einen Tempel bauen,
Wo dein Gedanke ist als Gott zu schauen.
Du sollst in eine Felsenhalle treten
Und dort zu deinem eignen Wesen beten.

Dort wirſt du's einſam finden, ſtill und kühl;
Tief unten hörſt du fern das Weltgewühl,
Wie von den ätherklaren Alpenzinnen
Ein Wandrer unten hört die Bäche rinnen.
Du kannſt das Loos des Mannes dort genießen,
Wie er die Weltgeſchichte wird beſchließen.
Doch ſieh dich vor, daß du nicht wirſt zum Spotte!
Erinnre dich in Wälſchland jener Grotte;
Dort lagert tief am Boden böſe Luft,
Entſtiegen gährungsvoller Erdenkluft;
Doch in den obern Schichten iſt's geſund,
Und athmen kann dort nur, wer mit dem Mund,
Ein Hochgewachſ'ner, aus der Tiefe taucht;
Doch wer, kurzbeinig, einen Herrn noch braucht,
Der Hund, das Kind in jener Grott' erſticken.
So iſt der Tempel, drein ich dich will ſchicken.

Fauſt.

Das leuchtet ein! es gilt, daß ich die Seele
Aus Chriſtus und Natur heraus mir ſchäle.
Ob ich mit ihm, mit ihr zuſammenhange,
Umkreist mich unentrinnbar eine Schlange.
Iſt Chriſtus Gott, und folg' ich ſeinem Schritt,

So bin ich, sey es auch auf Himmelspfaden,
Der Schuh nur, den sein Fuß erfüllt und tritt,
Ein niederes Gefäß nur seiner Gnaden.
Ist's die Natur — bin ich ein Durchgang nur,
Den sie genommen für's Gesammtgeschlecht,
Bin ohne Eigenzweck, Bestand und Recht,
Und bald bin ich verschwunden ohne Spur.

Mephistopheles.

In beiden Fällen ist dein Loos fatal:
Da magst von ihm, von ihr behandelt seyn,
Ob en canaille, oder en canal;
Drum schließe trotzend in dich selbst dich ein!

Faust.

Behaupten will ich fest mein starres Ich,
Mir selbst genug und unerschütterlich,
Niemanden hörig mehr und unterthan,
Verfolg' ich in mich einwärts meine Bahn.

Mephistopheles.

Ich aber diene dir als Grubenlicht.

Faust.

Bin ich unsterblich oder bin ich's nicht?
Bin ich's, so will ich einst aus meinem Ringe

Erobernd in die Welt die Arme breiten,
Und für mein Reich mit allen Mächten ſtreiten,
Bis ich die Götterkron' auf's Haupt mir ſchwinge!
Und ſterb' ich ganz — wohlan! ſo will ich's faſſen
Nicht ſo, als hätte mich die Kraft verlaſſen,
Nein! ſelbſt verzehr' ich mich in meinem Strahl,
Verbrenne ſelbſt mich wie Sardanapal,
Sammt meiner Seele unermeſſ'nen Schätzen,
Mich freuend, daß ſie nimmer zu erſetzen!

Die Reiſe.

Einſamer Meeresſtrand. Abend.

Fauſt und Mephiſtopheles.

Fauſt.

In jener Nacht, an jener ſtillen Leiche
Sprachſt du das kecke Wort, das folgenreiche:
„Den Menſchen gab der ewige Deſpot
Für ihr Geſchick ein räthſelhaft Gebot;
Nur dem Verbrecher, der es überſchritten,
Wird's klar und lesbar in das Herz geſchnitten.“
Wie wahr! wie falſch! der Menſch wird ewig irren;
Doch wenn Erkenntnißdurſt ihn glühend plagt,
Muß er vom reichen Strome unverzagt
Einſchöpfen mit den ſämmtlichen Geſchirren,

Er muß ihn mit der Liebe und der Treue,
Und mit der Herzensfurche tiefer Reue,
Mit Kampf und Hoffnung, unverſöhntem Haſſen,
Und mit den Sinnen der Verzweiflung faſſen.
Wie wenig, ach wie wenig dem Verlangen
Kann er auch ſo vom großen Strom empfangen!

Mephiſtopheles.

Das iſt wohl wahr, doch frag' ich vor der Hand,
Warum du mich beſchiedſt an dieſen Strand?

Fauſt.

Ich will nun fort, hinaus in's Meer,
Das iſt ſo einſam, wild und leer,
Das blüht nicht auf, das welkt nicht ab,
Ein ungeſchmücktes, ewiges Grab.
Dort zwiſchen Wogen, zwiſchen Winden,
Soll mir der letzte Kummer ſchwinden.

Mephiſtopheles.

Wenn dich's nach einer Fahrt gelüſtet,
Schon hab' ich dir ein Schiff gerüſtet,
Mein wackrer Herr, wie keines je
Geſehen ward auf aller See.

Faust.

Wo steht's? ist auch dein Teufelswrack,
Wie es verlanget mein Geschmack.

Mephistopheles.

Du siehst es in der Dämm'rung kommen
Dort stattlich still herangeschwommen;
Und bis es mag zum Strande treiben,
Will ich's ein wenig dir beschreiben.
Setz' dich indeß auf diese Scheiter,
Sey wieder auch ein wenig heiter.
Dies Rückwärtsdenken, Vorwärtsgrübeln
Muß ich als Freund dir sehr verübeln.

Faust.

Wenn nicht das böse Grübeln wäre,
So stünd' ich jetzo nicht mit dir am Meere.
Doch mache mir des Schiffs Beschreibung
Mit der gewohnten Uebertreibung.

Mephistopheles.

Das Schiff geht stets nach unserm Willen,
Im wind'gen Meere und im stillen;
Es ist vollkommen windgerecht,

Denn jeder Wind ist unser Knecht,
Ein jeder muß uns vorwärts schieben.
Das aber ist nicht übertrieben.

Faust.

Und wenn die wilden Stürme rasen?

Mephistopheles.

Und wenn sie ringsum wüthend bellen,
So spielen sie in unsern Wellen,
Wie durch's Getreide junge Hasen.

Faust.

Wie steht's um Sandbank, Freund, und Klippen?

Mephistopheles.

Die machen uns kein Tröpflein Meeres nippen.
Die Bänke ducken sich, die Felsenriffe
Nachgiebig, biegen sich vor unserm Schiffe,
Wie weiche Butter vor der Messerklinge.

Faust.

Was rühmst du weiter an dem Dinge?

Mephistopheles.

Das Schönste sind die Zimmer der Kajüte,
Mit zaub'rischen Tapeten ausgehangen,

Die ſich geſtalten, wie du's magſt verlangen:
Zur Frühlingslandſchaft friſch, mit Laub und Blüthe.
Dann ſchweigt das Meer, du hörſt allein die Weſte
Melodiſch ſäuſeln durch die grünen Aeſte,
Du biſt umwürzt von ſüßem Waldesduft,
Du hörſt die Nachtigall, die ferne ruft. —
Mit noch ſo leiſer Sehnſucht nach dem Herbſt
Du plötzlich anders die Tapete färbſt:
Du ſiehſt am Felde ſchöne Schnitterinnen
Im Abendrothe ſtehn — und Liebe ſinnen;
Du hörſt die Wachtel ſchlagen im Getreide,
Du ſiehſt den Jäger ſtill den Wald beſchleichen,
Zugvögel wandernd durch die Lüfte ſtreichen,
Die Heerden kehren von der Alpenweide. —
Fällt dir mit ſeinem Reiz der Winter ein,
Wird's gleich auf der Tapete Winter ſeyn:
Die ſturmverwehten Blätter rauſchend fallen,
Dicht ſtöbert Schnee, nun ſtarren alle Bäche,
Die erſt geplätſchert, auf gefrorner Fläche
Ziehn luſtige Schlitten hin mit Peitſchenknallen.

Fauſt.

Sey mir vom Land und ſeinem Wechſel ſtill.

Vergeſſ'ner Schalk! hab' ich dir nicht geſagt,
Daß ich die Erde nun verlaſſen will,
Weil mir ihr Wechſelſpiel nicht mehr behagt?

Mephiſtopheles.

Verzeih'! mir fiel's nicht ein ſogleich,
Mir ſpielte mein Gedächtniß einen Streich.

Fauſt.

Sonſt brauch' ich dein Gedächtniß nicht zu wecken,
Wenn's gilt, mit alten Dingen mich zu necken.

Mephiſtopheles.

Verkenne meinen guten Willen nicht.
Dich zu erinnern, heiſcht oft meine Pflicht.
Mich zwingt mein Pakt, die Wahrheit dir zu nennen:
Nur aus Vergangnem kannſt du ſie erkennen.
Ich liebe ſonſt ein ſchlecht Gedächtniß;
Von lüderlichen Vätern ein Vermächtniß,
Seh' ich's, zumal an luſt'gen Herrn,
Zuweilen für mein Leben gern.
Verwittert wo ein alter Thurm,
Von Regenguß zernagt und Sturm,
Und fallen aus den Fugen loſe Stücke,

Dann kommen räuberiſche Geier
Und niſten in der Mauerlücke,
Und brüten drinnen ihre Eier.
Alſo zernagt der laute Lebensſturm,
Alſo zernagt der ſtille Todeswurm
Auch der Erinn'rung alterndes Gebäude;
Und fällt dann aus der aufgelöſten Fuge
Ein Stück Gedanke, Vorſatz, Schmerzen, Freude:
So fliegt manchmal herbei mit Blitzesfluge
Der Hölle Raubgevögel, Leidenſchaften,
Die in der Lücke niſten, brüten, haften. —
Da haſt du was von deiner lieben Braut!
Was ich dir von der Wahrheit hier vertraut,
Iſt nur von ihrem Kleid ein dunkles Band;
Doch Ritter ehren jedes Liebespfand.

Fauſt.

Ich nehm's, noch bin ich meinem Bunde treu;
Denk' ich auch manchmal mit geheimer Scheu
Der Wahrheit und mit ſehnſuchtsvollem Zagen,
Für die nur freudig einſt mein Herz geſchlagen. —
Du gabſt von ihrem Kleid ein dunkles Band,
Wird ſie im Trauerflore mir erſcheinen?

Kommt ſie, wohlan, ich biet' ihr meine Hand,
Und ſoll ſie ewig mir am Halſe weinen.

Mephiſtopheles.

Genug davon. Beſprechen wir die Reiſe.
Ich war für dich bedacht auf jede Weiſe.
Vor ſchlimmer Langeweile dich zu ſichern,
Hab' ich das Schiff bepackt mit guten Büchern.
Damit nicht etwa dein Verſtand,
Siehſt du nur Meer und nirgends Land,
Zum alten Bibelweſen mache Kehrum,
Hab' ich Lucretium de natura rerum
Dir aufgeſchlagen; 's iſt mein Lieblingsbuch,
Es hält ſo manchen kräftig kühnen Spruch,
Beſonders von den Göttern und der Liebe;
Ich meine, daß ich's ſelbſt nicht beſſer ſchriebe.
Auf dem Verdecke woll'n wir dann ſpazieren,
Und ich will dir den Kauz interpretiren.
Dann iſt geſorgt für allerliebſte Flaſchen.
Mein feiner Koch ſetzt Gaumen dir und Naſe
Mit ſeinen Meiſterſtücken in Ekſtaſe.
Auch geb' ich noch was Andres dir zu naſchen,
So ſchön und witzig, und ſo ſchmachtend feurig,

Und in den Liebsgeschäften doch erst heurig:
Sechs Mädel sind's, hast neuen Spaß mit Jeder.
Bist du zufrieden so mit deinem Rheder?

Faust.

Ich bin's mit nichten; und ich nehme
Dein Fahrzeug nicht, das ekelhaft bequeme.
Solang ich mich noch fühle Sohn der Erde,
Ist heimisch mir die irdische Beschwerde.

Mephistopheles.

Ich wollte nur mit solchen Zauberschwänken
Behüten dich vor allzuvielem Denken.
Du kennst das Meer noch nicht; das ernste Ding
Schon manchem Wandrer sehr zu Herzen ging.

Faust.

Ich will's in seiner Furchtbarkeit erschauen.
Schaff mir ein Schiff, nicht zauberhaft gemächlich,
Schaff mir's, wie es die armen Menschen bauen,
Unsicher, schwank und sturmzerbrechlich.
O Sturm, o Sturm, wie sehn' ich mich nach dir!

Mephistopheles.

Der Sturm ist weniger bedenklich mir.
Wenn's heult und brüllt, wenn Alles wankt und kracht,

Ein kriegrisch Wesen bald in dir erwacht,
Das dem Tumult und allen Todesschlägen
Mannstrotzig und frohlockend zieht entgegen.
Bedenklich aber ist das stille Meer,
Dagegen hält dein Trotz und Stolz sich schwer.
Wenn Welle ruht und jedes Lustgeflüster,
Wenn Meer und Himmel schweigend sich umschlingen
Und fromm, fast wie zwei betende Geschwister,
Das könnte, sorg' ich, meinen Faust bezwingen,
Da fürcht' ich Schwärmerei an meinem Faust,
Hat auch der Sturm vergebens ihn gezaust. . . . . .
Indessen ist die Nacht hereingebrochen,
Die Wogen brausend an die Klippen pochen,
Von Winden wird die Felsenbucht durchpfiffen,
Die Wetterwolken laut und lauter kommen,
Das Zauberboot ist an den Strand geschwommen,
Es schaukelt sich und tändelt mit den Riffen,
Und drinnen süße Stimmen musiciren,
Die, kaum gehört, im Sturme sich verlieren.

Mephistopheles.

Ich frage dich: ist dir das Schiff nicht recht?
Zum letztenmal: verschmähst du es im Ernst?

Faust.

Ich frage dich, rebellisch kecker Knecht!
Zum letztenmal: ob du gehorchen lernst? ....
Der Böse zürnt, aus seinem Auge fährt
Ein Blitz auf's Boot, der's zündet und verzehrt.
Hoch flammt es auf und sprüht und zischt umher,
Und flattert hin. Der Nacht tiefschwarzer Schleier
Fängt nun im Schiffesbrande plötzlich Feuer
Und leuchtet weithin über's wilde Meer. —

Der Morgen graut, es weht ein frischer Wind
Seewärts und treibt hinaus ein Schiff geschwind.
Die Wimpel flattern, jedes Segel schwoll,
Der Sehnsucht nach der dunklen Ferne voll.
Am Schiff vorüber flieht der Wellenschaum;
Und wie die Sonn' empor im Osten zieht,
Das Land zurückverschwindet und entflieht,
Wie, wenn der Tag erscheint, ein dunkler Traum.
Faust wandelt fort im dumpfen Wellenbraus
Und starrt zur Meereseinsamkeit hinaus.

Der Traum.

Matrosen singen hell ihr Abendlied,
Das kaum noch von der Sängerlippe schied,
Schon ohne Wiederhall im Meere schwindet,
Wo Menschenstimme keinen Anklang findet;
Im Meer, das, fremd und stolz, in kalter Größe,
Nicht rückhallt selbst des Himmels Donnerstöße.
Sanft kräuselnd regt die milde Luft das Meer,
Und drängt den Segler sachte vor sich her,
Wie ihren Liebling die verschämte Maid,
Der kühn um einen Kuß der Liebe freit,
Mit weicher Hand von ihrem Busen drängt,
Und doch in seinen Armen sich verfängt.
Die Sonne neigt hinunter sich im Westen,
Noch zittert auf der Flut ihr Schimmerpfad;

Ein Veilchen harrt, gleich diesen Strahlenresten,
Die lichte Spur von einer edlen That.
Auf weitem Meer ist es ein freudig Grauen,
Den Untergang der Sonne anzuschauen;
Im Augenblicke, wo die fremde See
Die Lebensfreundin Sonne ihm verschlang,
Durchzuckt des Wandrers Herz ein dunkles Weh,
Er sieht die Fluten dämmern heimlich bang;
Beschleichen mag auf irren Meeresstraßen
Den Wandrer ein Gefühl, daß er verlassen;
Zum Himmel hebt er dann die Blicke gerne
Und sucht den Gruß der heimathlichen Sterne,
Die nie dem Menschenherzen näher kommen,
Als wo der Gruß der Erde ihm genommen,
Die nie die Seele himmlischer beflügeln,
Als auf des Meers bewegten Grabeshügeln.
Wird solch Gefühl, o Faust, dein Herz beschleichen?
Erinnerung die Seele dir erweichen? —
Ihm naht des Schiffes Capitän und spricht,
Hindeutend auf der Sonne letztes Licht:
Der Sonnenuntergang regt mich zu denken
Wohl jedesmal an eine bittre Stund',

Als ich die todte Mutter mußte senken
Vom Bord hinunter in den Meeresgrund.
Es war ein Augenblick trüb, kummervoll,
Wie Wenige so schmerzlich ihn erfahren,
So lang ich noch hienieden lebe, soll
Das Herz mir seinen Kummer treu bewahren.
Da lag sie auf dem Brette ausgestreckt,
Die mich geboren, segeltuchbedeckt,
Zu Füßen ihr gefügt ein Sack mit Sand,
Und harrend lehnt das Brett am Schiffesrand,
Ein kurz Gebetlein — der Matrose schnellt
Vom Brett die Todte lächelnd ab — sie fällt,
Und lange, lange sah ich sie noch sinken
Und mir mit ihrem weißen Tuche winken.
Von dannen zog das Schiff, mir war so schwer,
Daß ich allein die Mutter mußte lassen,
Wenn auch schon todt, im weiten, fremden Meer,
Wo sie die kalten Ungeheuer fassen.
Und wenn in's Meer versinkt der Sonne Schein,
So fällt mir immer meine Mutter ein. —
Faust aber spricht: „Ihr seyd mir wunderlich;
Wie konntet Ihr auf rauhem Meere fahren,

Und doch so weiche Sitten Euch bewahren?
Ganz anders stimmte diese Reise mich.
Was einst mich freute von den Erdengaben,
Was mich, weil ich's verloren, einst gekränkt,
Der Erde ganze Lust hab' ich versenkt
In's tiefe Meer, und ihren Schmerz begraben.
Mir war das Meer des Schmerzes hohe Schule,
Hier mag er würdig aufzuflammen lernen
Nur nach dem Ew'gen, leider ewig fernen,
Und daß er nicht nach dem Erschaffnen buhle.
Ein mächtig Wort: „Verachtung des Erschaffnen!"
Ich hab's erfaßt, daß es von Schuld mich heile,
Denn fernher schnellt Erinn'rung ihre Pfeile,
Und nur der Stolz kann gegen Reue waffnen." —
Indessen schwand der Sonne letzter Schimmer,
Und leer und schlaff die Segel niederhangen,
Der Wind ist mit der Sonne schlafen gangen,
Die Wellen werden leiser, dunkler immer. —
Auf seinem Lager, schlummerharrend, liegt
Der Wandrer Faust, das Auge zu, das Ohr
Dicht an des Schiffes Bretterwand geschmiegt,
Schlaflieder murmelt ihm der Wellenchor.

Fauſt hört vergnügt im ſanften Meereskoſen
So nah den Tod an ſeinem Haupte koſen.
Bald iſt's ein Rieſeln, ein Geflüſter bald,
Dann wieder ein geheimnißvolles Klingen,
Als wenn die Winde über Wieſ' und Wald
Den Reſt verſtreuter Glockentöne bringen;
Nun braust es dumpf, wie Waſſerfälle rauſchen,
Wie vom Gebirge hirtliche Schalmeien,
Nun wieder hört ein träumeriſches Lauſchen
Von fernem Spielplatz luſt'ge Kinder ſchreien.
Fauſt höret wirrer ſtets des Meeres Wallen,
Der Uebermacht des Schlafes heimgefallen. —
Je trotziger ein Mann, auf ſich geſtellt,
In ſtolzer Einſamkeit ſich ſeine Welt,
Je tiefer muß er fühlen in der Nacht,
Wenn allgemach die Sinne ihm verſiegen,
Wie ſüß es iſt, des Schlafes weicher Macht,
Dem Mutterkuſſe der Natur erliegen.
Bald hat die Seele Fauſts ein Traum berührt,
Der ſie an leichter Schöpferhand entführt.
Der Träumer ſteht auf einem Inſelſtrand,
Von Meer umflutet rings, das nirgends endet,

Ein Blüthenwald vom unbewohnten Land
Die Frühlingsdüfte in die See verschwendet.
Bezaubernd klingt die tiefe Einsamkeit
Im Vogelsang, von Störung nie bedroht,
Der Liebe Lust, der Sehnsucht süßes Leid,
Im Osten strahlt ein helles Morgenroth.
Die Wellen glühn und singen Wonnelieder,
Melodisch lockt zu sich die Tiefe nieder.
Der Träumer lauscht und meint sie zu verstehen,
Und jeden Gruß, den Frühlingslüfte wehen;
Und lange lauscht er, wunderbar beklommen,
Der Luft, des Meers so heimathlichen Sprachen:
Nun sieht er plötzlich, ostenher geschwommen,
Dem Untergang zugleiten einen Nachen;
Vorüber treibt am Eiland ihn der Wind,
Da wandert eine Frau mit ihrem Kind.
Ein schönes Kind, mit goldnem Lockenhaar,
Die Augen wie der Morgenhimmel klar,
Des Mundes Lächeln seliges Genügen,
Die Ruh der Unschuld in den holden Zügen.
Wie sie an Faust vorüberfahren dicht,
Blickt ihm die Frau gar traurig in's Gesicht.

„O Mutter!“ ruft er aus — mit ſtillem Weinen
Legt ſie die Hand hindeutend auf den Kleinen:
„So warſt du einſt!“ Das war ihr ſtummes Klagen,
Und ſchon hat ſie die Flut dahingetragen.
Fauſt ſtarrt ihr nach und ſeinem Kindesbild,
Und wie ſie fort und immer ferner ſchwimmen,
Verſtummen in dem Wald die Frühlingsſtimmen,
Der Wind, die Waſſer rauſchen fremd und wild.
Und Abend iſt's, mit wildem Satze ſprang
Die Sonne plötzlich in den Untergang,
Am Himmel rollt einher ein ſchwarz Gewitter,
Der Sturm zerreißt den Blüthenwald in Splitter,
Und Blitze fahren, laute Donner krachen,
Und auf den Wogen kommt ein andrer Nachen.
Da wandert eine ſtarre, ſchreckensbleiche
Jungfrau mit einer ſtarren, blaſſen Leiche.
Wie ſie an Fauſt vorüberfahren dicht,
Da blickt ſie ihm gar traurig in's Geſicht:
„Den ſchlugſt du todt!“ Das war ihr ſtummes Klagen
Und ſchon hat ſie der Sturm dahingetragen.
„Maria!“ ruft er aus — und iſt erwacht,
Und eilt auf's Deck, und jagend irrt umher

Sein Blick, noch trunken von des Traumes Macht,
Und sucht das Boot im sturmbewegten Meer.
Hier aber ist kein Sturm, hier ist kein Nachen,
Das Meer ist still, nur Mond und Sterne wachen.
Als die Gestirne ihm in's Antlitz leuchten,
Erwacht er ganz, es flieht des Traumes Täuchten.
Das Meer ist still, nicht eine Welle ruft,
Und lauschend stehn geblieben ist die Luft;
So still die Nacht, man hört des Herzens Klopfen,
Und schier den Thau vom Himmel niedertropfen,
Und schier den Mondstrahl auf das Wasser fallen,
Und schier das Trauerlied der Zeit verhallen. —
Wie Faust hineinsinnt in das tiefe Schweigen,
Da kommt Mephisto, spricht: „Es ist doch eigen,
Darein kann mein Geschmack sich gar nicht schicken,
Abscheulich ist die Stille, zum Ersticken.
Ich will vom Schlafe die Matrosen holen,
Daß sie noch einmal ihre Lieder johlen.
Nach deinem Traum bist du viel ernster, blasser;
Ich höre lieber die Matrosen singen
Ihr gellend Lied, als auf das stille Wasser
Die Thränen deiner Rührung niederklingen!“

„„Still, störe nicht mit deinem scharfen Schrei
Die Nacht; die Zeit der Thränen ist vorbei.
In Wolken sind die Sterne dort verkrochen,
Wie Kinder sich verkriechen in die Decken,
Wenn sie an ihrem eignen Traum erschrecken.
Der ist ein Kind, den Träume unterjochen.
Mein traumgehetztes Blut mag schneller jagen,
Mein Herz aufschrecken, trauern und verzagen;
Doch wenn auch bei phantastischen Gewittern
Mir Nerv und Ader, Erdenkinder, zittern,
Erwach' ich, bin ich Herr in meinem Haus
Und werfe den Gespensterspuck hinaus.
Doch ist's ein Uebel, daß ich Träume habe,
Wann Schlaf gefesselt meine Willensmacht,
Die lüstern, wie Hyänen, in der Nacht
Die Todten mir aufwühlen aus dem Grabe.
Dann hilft es nichts, daß ich den Wahn vernichtet,
Und hoch den Thurm Verachtung aufgerichtet,
Von dem ich wachend auf das Mährchengrauen
Von Schuld und Reu' mag fest herunterschauen,
Die Träume, ungelehr'ge Bestien, schleichen!
Noch immer nach des Wahns verscharrten Leichen!""

So hadert Faust zur Flucht ein weich Gefühl,
Den Rest des Traumes, während feucht und kühl
Nachtnebel über's dunkle Meer hinschweifen
Und seine trotzigheiße Stirne streifen.

Der Sturm.

Faust und **Mephistopheles** spazieren auf dem Verdecke.

Faust.

Wir wandeln auf dem Schifflein hin und her,
Das Schifflein jagt dahin im weiten Meer,
Das Meer ist mit den Winden auf der Flucht,
Die Erde sammt dem Schifflein, Meer und Winden,
Schießt durch den weiten Himmelsraum und sucht
In ew'ger Leidenschaft und kann's nicht finden.
Mir ist das Meer vertrauter als das Land;
Hier rauscht es unbestreitbar in die Seele,
Was dort ich leise, dunkel nur empfand,
Daß die Natur auch ew'ge Sehnsucht quäle
Nach einem Glücke, das sie nie gewinnt;
Und was da lebt im regen Labyrinth
Kann sich in Ruhe nirgendwo verschanzen,

Stets in dem Sturm der Sehnsucht fortgerissen;
Und flücht' ich nach den Grabesfinsternissen,
Muß meine Asche um die Sonne tanzen.

Mephistopheles.

Nur scheinbar lacht die Ruhe selbst den Rindern,
Die auf der Weide gehn in Maientagen,
Und Blumen morden, fressen mit Behagen,
Herodes jeder Ochs den Frühlingskindern:
Indessen kocht in seiner kleinsten Ader
Das Leben mit dem Tod den heißen Hader.
Die Weide mahnt mich an den Rossehirten;
Wir trafen ihn, als wir auf Abenteuer
Zu Pferde das Magyarenland durchirrten,
Im Wald, bei Nacht, an seinem Wachefeuer.
Die schwarzen Hengste grasten in der Runde,
Seltsam bestrahlt, der wilde Mähnenhang
Im Nachtwind flog, und deinem Lauschen sang
Der Hirt ein traurig Lied aus fremdem Munde;
Dann schwieg er still und starrte in die Glut,
Und thürmte drüber manche Blättersäule,
Und starrte wieder mit verschloßnem Muth;
Da kam aus Schattendickicht eine Eule,

Und ſchwirrt' unheimlich krächzend um ſein Ohr;
Und der geneckte Hirte ſprang empor,
Griff in die Flamme mit gewalt'ger Hand
Und raffte einen ungeheuren Brand
Und ſchwang ihn um ſein Haupt in wilder Haſt,
Die Eule ſcheuchend fort, den ſchlimmen Gaſt.
Wie jener Hirt in Waldeseinſamkeit
Um's Haupt im Kreiſe ſchwang das Flammenſcheit,
So ſchwingt der ew'ge Hirt mit ſtarker Hand
Im Kreis um's feſte Haupt den Weltenbrand,
Zu ſcheuchen fort aus ſeiner Nacht die Eule,
Die ſonſt ihm krächzend naht: die Langeweile.

Fauſt.

Und wenn der Sterne große Wanderſchaaren
Nur Funken wären, jenem Brand entfahren,
Den um ſein Haupt der ſtarke Hirte ſchlägt,
Wo ſind die Roſſe, die der Hirte hegt?

Mephiſtopheles.

Die werden auch noch wo zu finden ſeyn.
Du treibſt mir die Metapher in die Enge;
Sie aber wäre nicht mein Töchterlein,
Wenn ſie ſich nicht aus deiner Frage ſchlänge.

Die Roſſe, die dem Hirten weiden gehen,
Und die allein dem alten Hirten theuer,
Um derentwillen brennt das Weltenfeuer,
Die Roſſe nennt der Philoſoph Ideen;
Mir aber iſt's ein inniges Ergötzen,
Heranzuſchleichen mich mit feinem Tritt,
Und plötzlich mich auf ſo ein Roß zu ſetzen
Und durch die Welt zu machen einen Ritt,
Bis mich das Roß abwirft, und ſcheu zurück
Zu ſeinem Hirten flieht und Weideglück;
Denn was Natur gebiert, die reiche Mutter,
Verzehrt die Heerd' als friſches Weidefutter.
Du, Röslein, biſt für dieſes Loos zu gut,
Drum ſteck' ich lieber dich an meinen Hut.
Sieh, dort am Himmel kommen andre Roſſe,
Dort kommt die ſchwarze Donnerwolkenheerde;
Kennſt du den Flug, die wilde Kraftgeberde?
Halloh! ſchon kracht das Schiff vom erſten Stoße!

Fauſt.

Wie wenn die Roſſe durch die Heide fliegen,
Hinſauſend an den ſchlanken Graſeshalmen,
Und ſie mit ihrem Sturmgeſchnaube biegen,

Und sie mit ihrem starken Huf zermalmen:
Durchfliegen diese Himmelsrosse rasend
Die grüne Meeresheide als Verwüster
Und wiehern Sturm aus aufgeriss'ner Nüster,
Der Masten schlanke Halme niederblasend.

Mephistopheles.

Halloh! es krachen, brechen unsre Masten:
Siehst du den Capitän, den schreckerblaßten?
Das ist der Käfer, der am Halm gebaumelt,
Und mit dem abgeknickten niedertaumelt.

Faust.

Hört, bleicher Capitän! erhebt euch doch!
Das ist kein Mann, deß Blut im Sturmgehudel
Geduckt zurückschleicht, ein gepeitschter Pudel,
Zur Herzenskammer, seinem Hundeloch.
Zeigst du nicht augenblicklich Mannesmuth,
So werf' ich dich, beim Teufel! in die Flut!
Schämst du dich! Memme! vor dem Sturme nicht?
Ich dulde nicht die Schmach im Angesicht,
Den Menschen da in seiner Bettlerblöße
Genüber der Natur in ihrer Größe.

Capitän.

Seit zwanzig Jahren fahr' ich dieſes Meer,
So ſchrecklich denk' ich keinen Sturm, wie der.
Wie jeder Nagel, jede Fuge kracht!
Weh uns! wie Alles wankt und bricht und reißt!
Wie uns der Abgrund jetzt zu Himmel ſchmeißt!
Der nächſte Augenblick ein Ende macht!
Ich zittre nicht für mich, und ich erblaſſe
Nur, weil ich Weib und Kind nicht gern verlaſſe;
Sie ſollen beten einſt an meinem Grab.

Fauſt.

Verfluchter Mahner! feiger Wicht! hinab!

(Wirft ihn in's Meer.)

Ein Prieſter

(auf den Knien).

Erbarme dich, du großer Gott!
Barmherziger, hilf unſrer Noth!
Herr! deines Sohnes Chriſti Blut
Helf' in der Noth uns Armen,
Beſänftige mit Erbarmen,
Ein heilig Oel, die Sturmesflut!

Matroſen

(auf den Knien).

Erbarme dich, du großer Gott!
Barmherziger, hilf in unſrer Noth!

Fauſt (ruft in die Wolken).

Mach was du willſt mit deiner Sturmesnacht!
Du Weltenherr, ich trotze deiner Macht!
Hier klebt mein Leib am Rand des Unterganges,
Doch weckt der Sturm in meinem Geiſt die Urkraft,
Die ewig iſt, wie du, und gleichen Ranges,
Und ich verfluche meine Creaturſchaft!

Mephiſtopheles.

Braviſſimo! zu Schanden geht der Nachen;
Den kleinen Biſſen hat der Ocean
Lang hin- und hergeſpielt in ſeinem Rachen,
Nun beißt er drein mit ſeinem Klippenzahn.

(Wehgeſchrei der Mannſchaft.)

Nun ſchluckt er ihn! Fauſt! ſpring auf dieſe Zacken!
Hier kann die tolle Flut dich nimmer packen.

Fauſt.

Schon ſteh' ich feſt; doch ſterben die Matroſen,
Wohl gerne lebten noch die Rettungsloſen.

Mephistopheles.

Sie haben meist das Eiland schon betreten,
Die Kerle schwimmen kräft'ger, als sie beten;
Doch ist der bleiche Capitän ersoffen,
Vergebens war auf trocknes Grab sein Hoffen.
Auch dort der Pfaff ein nasses Ende nimmt,
Der mag doch kräft'ger beten, als er schwimmt.
Wie wirbelt ihn die Flut! im Untersinken
Läßt er noch einmal sein Tonsürchen blinken!
Dasselbe ist's, das einst bei jenen Bauern
Zum Vorschein kam.

(Lachend.)

Wo wird sein Liebchen trauern?

Görg.

Schenke am Meeresstrand.

Faust, Mephistopheles, Görg, Michel, Kurt, Hans und andere **Matrosen, Dirnen, Spielleute** u. a.

Kurt.

Das Schiff ist hin, doch nur mit Maus,
Der Mann schwamm glücklich noch hinaus.

Michel.

Fragt keiner mehr nach unserm Capitäne?

Hans.

Was ließ er sich auch handumkehr
Bordüber schmeißen in das Meer?
Mit seiner harten Zucht und weichen Thräne!

Görg.

Wie so der Tod, der Jägerschuft,
Mit seinem Hund, dem Sturm gebirscht,

Wie's Wolkenbüchslein blitzt' und pufft';
Der Hund so wild herumgeschnufft,
Wart' ihr doch alle recht zerknirscht?

Kurt.

Das war denn auch ein schlechter Spaß,
Ich war bis in die Seele naß,
Ich war so naß und durchgeweicht,
Daß ich mich sehnte nach der Beicht'.

Görg.

Da lagt ihr mit geduckten Stirnen,
Gelobtet Messen, reine Sitten;
Nun in den Armen dieser Dirnen
Scheint ihr's dem Teufel abzubitten.

Michel.

Schlich dir nicht auch, trotz deinem Trotz,
Du harter, kalter Felsenklotz,
So ein Gebetlein in den Bart?

Görg.

Dafür bin ich zu kalt, zu hart.
Ich bete nichts, ich bitte nichts,
Will's nimmer halten, ei, so bricht's!

Hans.

Sag, Görg, haſt du auch nicht geflucht?

Görg.

Ich bete nie, drum fluch' ich nie,
Sing' ſtets nach einer Melodie,
Im offnen Sturm, in ſtiller Bucht.

Hans.

Mehr iſt der Fluch der Seele werth,
Als für die Fauſt ein ſcharfes Schwert.

Görg.

Der Lebensgang iſt Schlachtengang,
Drum juble nicht und ſey nicht bang.
Zieht der geſchloſſ'ne Reitertroß
Juſt über dich mit Tritt und Stoß,
Zerſchmettert er dir auch ein Bein,
So ſollſt du nicht der Bube ſeyn,
Der auf dem Schlachtfeld keifend huckt,
Den Roſſen nach den Hufen ſpuckt.

Kurt

(eine Dirne im Arme).

Umſchlinge mich mit deinen warmen
Und wonnereichen Liebesarmen!

Viel Leben hat die lange Fahrt
Für dieſe Stunde aufgeſpart.
Das Waldesgrün, der Vogelſang,
Und all der ſüße Frühlingsdrang
Blieb mir verloren und verſäumt,
Wo nur die kalte Woge ſchäumt
Und Sterbelieder ſingt der Wind.
Die Erd' und ihre ganze Luſt
Drück' ich in dir an meine Bruſt,
Umarme mich, du ſüßes Kind!

Michel (zu Görg).

Was hältſt du, Mann des weiſen Spruchs,
Von dieſer Dirne vollem Wuchs?

Görg.

Ein Dirnlein friſch, ein Becher Sekt,
Nicht minder wohl als euch mir ſchmeckt.
Den leichten Schwarm der Sorgenmücken
Erſäuft der Wein, das Freudenmädel
Dient eben mir als Mückenwedel,
Doch nicht zu lärmendem Entzücken.

Michel.

Wirth! noch zwölf Flaſchen Fliegengift,

Nur daß Er mir das ſtärkſte trifft.
Wirth, ſchenk' Er auch den Fiedlern ein,
Ihr laſſet eure Geigen klingen,
Friſch aufgeſpielt, damit wir fein
Im Takt die Fliegenwedel ſchwingen!

Görg.

Komm her, du mein nußbraunes Schätzel,
Reich mir zum Tanz dein weiches Tätzel;
Ein artig Kind! Wie heißt du doch?

Dirne.

Suschen, mein lieber Schiffsgeſell;
Dreh' mich nur nicht herum ſo ſchnell.

Görg.

Wir werden ſchon bekannter noch.

Mephiſtopheles

(flüſternd, zu einer Dirne).

Gedenkſt du noch des Pfaffen, der vor Jahren
Als Buhle dein mit dir herumgefahren?
So eben ſank der arme Schalk in's Meer.

Dirne.

Mein alter Schatz ertrank! — bedaure ſehr!

(Sie tanzt weiter.)

Suschen (zu Görg).

Du rührst dich selbst vom Flecke kaum,
Und drehst und schwingst und tummelst mich,
Ich gaukle auf und nieder dich,
Wie's Eichhörnlein am Eichenbaum.

Kurt.

So heiser auch die Geigen tönen,
Ist's doch ein lieblicher Gesang,
Vergleich' ich das dem Windesstöhnen,
Dem Schrei bei Schiffesuntergang.

Hans (zu seiner Tänzerin).

Du dickes Theerfaß, rühr' dich fein,
Sonst schlag' ich dir die Dauben ein!

Kathe.

So laß mich los, du toller Schuft!
So laß mich schnappen nur nach Luft!

Hans.

Fort, fort, mein Schweinchen, ohne Rast!
Der Walzer, Kind, ist keine Mast;
Ich will von deinem lieben Ranzen
Ein bissel dir heruntertanzen.

Kathe.

Weh mir! helft mir von diesem Flegel!

Hans.

Du keuchst wie ein zerriss'nes Segel,
Ein kleines Weilchen, dicke Seele,
Erlaube, daß ich dich noch quäle.

Görg

(setzt sich mit seiner Tänzerin an Fausts Tisch).

Komm, Kind, und laß dein Blut verwallen,
Setz' dich zu mir. (Zu Faust.) Euch trink' ich's zu!

Faust.

Ich fand an dir ein Wohlgefallen,
Stoß an, mein wackrer Bruder du!
Du sprachst zuvor ein tüchtig Wort
Vom Leben; Bruder, fahre fort,
Erzähle weiter mir ein Stück,
Was du vom Leben hältst und seinem Glück!

Görg (trinkend).

Sie haben mich stockfinstrer Nacht
In diese Welt hereingebracht,
Ich weiß kein Wort, auf welchen Wegen,
Ist just auch nichts daran gelegen.

Nun bin ich da, hab' meinen Platz,
Der ist gut genug, ist grade recht,
Denn daß ich nach dem Busenlatz
Fortuna's schiel', ist mir die Welt zu schlecht.

Faust.

Sag an, glaubst du an einen Gott?

Görg.

Du zeigtest dich im Sturme fest,
Drum sich's mit dir verkehren läßt,
Sonst schickt' ich dich jetzt heim mit Spott.
Ich glaube — Kameradenwort,
Bei gutem Wind wohl an den Port,
Ich glaube, daß ein Schiff versinkt,
Wenn es zuviel Gewässer trinkt,

(Er trinkt.)

Wie selber ich zu Boden sänke,
Wenn ich zuviel vom Weine tränke;

(Er küßt seine Dirne.)

Ich glaub' an diesen süßen Kuß;
Ich glaube, daß ich sterben muß.

Faust.

An Gott vor Allem glaubst du nicht?

Görg.

Ich ſchaute nie ſein Angeſicht,
Niemals mir ſeine Stimme klang;
Wenn er von mir was haben will,
So blieb er nicht ſo mauſeſtill,
So gab er mir ein Zeichen lang.

Fauſt.

Gab er dir nicht in Berg und Thal,
In blauer Luft, in Wetterſtreichen,
Im großen Meer, im Sternenſtrahl,
Daß er da herrſcht, ein ſtarkes Zeichen?

Görg.

Soll all das mir zum Zeichen frommen,
So muß er früher ſelber kommen,
Daß ich von ihm erſt faſſen lerne:
Was ſagt: Berg, Thal, Luft, Meer und Sterne?
Das Alles iſt mir vor der Hand
Nur eben Stern, Luft, Meer und Land.
Was ich nicht faſſe und verſtehe,
Darf nicht dem Herzen in die Nähe.

Mephiſtopheles.

Ihr mochtet wohl in frühern Zeiten

Durch goldne Weizenfelder schreiten;
Saht ihr's auch an den Aehrenwogen:
Daraus wird Branntwein abgezogen?
So seht ihr's Berg und Thal nicht an,
Und nicht der Luft, dem Ocean,
Und nicht dem vollen Firmament,
Was draus der Mensch für Geister brennt.
Man hat daraus hervorgebracht
Den Wunderschnapps der Trinität,
Der mit betäubend süßer Macht
Dem Menschenvolk zu Kopfe geht.
Thut einen herzhaft starken Zug
Vom dreimal abgezognen Geist,
Gebt Acht, wie euch im Taumel kreist
Das schwache Haupt, ihr habt genug.
Das ist ein tiefer Rausch, den man
Im Grabe kaum verschlafen kann.
Seht meinen Freund hier, Doctor Faust,
Wie hat er doch im Schiffe neulich,
Als da der tolle Sturm gehaust,
Auf seinen Gott gezankt so gräulich!
Das war, verlaßt euch drauf, mein Lieber,

Noch immer was vom Glaubensfieber,
Es war der Seele krankhaft Rütteln,
Den alten Rausch hinauszuschütteln.

Faust.

Ein Herz hat Ruh, das nie geglaubt;
Und glücklich, wen die böse Stunde,
Die seines Glaubens ihn beraubt,
Gleich drauf verscharrt im Grabesgrunde!

Görg.

Noch wankt es unter deinem Fuß,
Hast keinen festen, sicheren Genuß.
Pflück' ich ein Weib, macht mir's mehr Skrupel nicht,
Als brech' ich dieser Flasche hier den Kragen;
Mein Liebsgenuß ist große Zuversicht,
Mein Trinken unverwüstliches Behagen.

Faust.

Glückselig ist, wer unerwacht
Hinüber träumt in jene Nacht,
Wem noch ein gläubiges Gebet
Wie Frühlingsluft von dort — sein Licht ausweht.

Görg.

Mein edler Freund, ich glaube fast,

Daß du zuviel getrunken haſt,
Zwar nicht vom Wein, den wie ein Krankes
Du kaum benippt haſt und berochen,
Wohl aber jenes Wundertrankes,
Von dem dein Kamerad geſprochen.

Fauſt.

Der Seligſte von Allen iſt,
Wer ſchon als Kind die Augen ſchließt,
Weß Fuß nie auf die Erde tritt,
Wer von der warmen Mutterbruſt
Unmittelbar und unbewußt
Dem Tode in die Arme glitt!

Görg.

Schon bricht die wilde Luſt die letzten Schranken;
Die Kerle toben hier ſo freudengrimmig,
Dabei ſo ungeſchlacht und bärenſtimmig,
Man überhört die eigenen Gedanken.

Lieschen, (die ſchönſte Dirne, zu Fauſt).

Ihr ſeyd ein herrlicher Mann, o führt
Zum Tanz mich, dem ſchönſten in meinem Leben!
Leicht werd' ich und flüchtig und ungeſpürt,
Wie die Stunde des Glückes dahin Euch ſchweben.

O freue dich! höre die lustigen Geigen!
Umschlinge mich, Schönster, zum seligen Reigen!

Faust.

Laß ab von mir, ich tanze nicht;
Mach kein so lustiges Gesicht,
In deinem Auge steht es klar,
Daß deine ganze Lust nicht wahr;
Im tiefsten Aug' der trübe Schatten,
Den mir kein Lächeln täuschend lichtet,
Das ist das dunkle Bild vom Gatten,
Vom Mutterglück, das du vernichtet.
Was dich in meine Nähe trug,
Das war vielleicht Verwandtschaftszug:
Wir beide traten auf der Reise
Keck aus dem vorgebahnten Gleise,
Denn was dem Mann Erkenntnißkraft,
Ist für das Weib die Mutterschaft;
Faßt er damit getrost ein kleines Stück
Der großen Welt, ward er zum Heil geboren;
Sie faßt die ganze Welt im Mutterglück,
Und thut sie's nicht, ist sie verloren.

Kurt.

Hurrah! so hab' ich keine noch durchwacht,
O lebensheiße, volle, starke Nacht!

Michel (Kurt umarmend).

Du bist der Tollste von uns Allen,
O laß mich um den Hals dir fallen.

Görg.

Faust, bist du denn ein Weiberfeind?
Das schöne Kind kam dir mit feiner Art,
Du stießest sie zurück so schnöd und hart,
Dort steht sie nun im Winkel still und weint.
Daß sie nun weint, kann mich nicht rühren;
Das Mädel hat in dieser Stund
So viel gejubelt ohne Grund,
Mag sie nun auch zum Wechsel Thränen führen.
Doch hast du etwa einen Keuschheitspakt,
So fänd' ich's albern, Freund, und abgeschmackt.

Faust.

Ich habe auf der See die langen Tage
Mir überdacht des Lebens manche Frage,
So konnt' ich auch die Liebeslust bedenken,
Und mag damit nicht weiter mich befassen.

Die Luſt ſoll ſich der Stolz nicht ſchenken laſſen
Von der Natur, auch wenn ſie wollte ſchenken;
Doch will ſie nicht; es iſt ein Mäklergeiſt,
Der überall genau ſie rechnen heißt;
Wer ihr die Liebesluſt nicht unverdroſſen
Heimzahlt in treuer Sorge für die Sproſſen,
Hat ſie geprellt und muß bezahlen
Die Mahnerin mit Herzensqualen.
Nun bin ich dieſes Handels quitt,
Der ich für die gebrochne Treue
Verdruß genug im Herzen litt,
Bis ich den Jammerbalg erſchlug, die Reue.

Mephiſtopheles.

Mein Fauſt, der iſt gedankenkrank;
Doch iſt ſein ſchwarzer Predigerſchwank
Für Schenken ſchlechter Zeitvertreib.
Erſt lag in Metzenaugen Trauerſpur,
Nun läßt er gar hauſiren die Natur
Mit Liebesluſt als Krämerweib.

Görg.

Ei was Natur! wer iſt denn die?
Wo ſteckt ſie denn? ihr ſaht ſie nie;

Auch so ein abgezogner Geist,
Der euch im trunknen Kopfe kreist?

Mephistopheles (zu Görg).

Längst hätt' ich gern, doch wagt' ich's nicht,
Euch meine Freundschaft angetragen.

Görg.

Ihr seyd mir der fatalste Wicht,
Der mir vorkam in meinen Tagen!
(Zur Dirne.)
Komm, Mädel, tanzen wir eins 'rum!

Dirne.

Bin froh, schon ward mir angst und bang
Vor eurem ernsthaften Gebrumm;
Gescheidter ist der Fiedelklang.

Faust.

Der Görg da sprach so manches Wort,
Das mich beschäftigt fort und fort.
Ein voller Mann! er steht so fest,
Ob Gott ihn und Natur verläßt. —
Nun will ich in die Nacht hinaus,
Zu laben mich am Sturmgebraus.

(Geht ab.)

Hans.

Seht nur den Kurt an, wie er tollt!
Er dreht die Dirne unter Küssen,
Er drückt sie jubelnd an das Herz,
Und stampft die Erd', ob er sie wollt'
Wegstoßen unter seinen Füßen
Und jauchzend fliegen himmelwärts.

Kurt.

O schönes Kind! so tanzt' ich ewig gerne!
O süßes Kind! dich lieb' ich ungeheuer!
O könnte doch mein wildes Liebesfeuer
Zusammenschmelzen uns zu einem Sterne,
Der freudestrahlend durch die Himmelsweiten
Hinraste tanzend alle Ewigkeiten!

Fauſt's Tod.

Klippenſtrand. Nacht. Fortwährender Sturm.

Fauſt (auf einem Felſen ſitzend).

Der ſtarke Görg hat meiner Nacht
Auch keinen Funken Troſt gebracht.
Nach dem, was er ſo kalt entbehrt,
Hat er mein Sehnen nur vermehrt.
Wohlan, mein Herz! in dieſer Stunde
Will ich in dein Geheimniß ſchauen,
Und greifen tiefſt in deine Wunde;
Halt feſt und duld' es ohne Grauen!
Auf dieſem Fels, in Sturmesmitten,
Werd' ich's entſetzlich nun gewahr,
Wie ich der Lieb' und Heimath baar,
So ganz allein und abgeſchnitten.

Die Welle, die der Sturm bewegt,
Die schäumend an die Klippe schlägt,
Der Wind, der heulend Wälder splittert,
Der Blitz, der durch den Himmel zittert —
Mehr Heimath haben sie und Ruh,
Mein einsam Herz, als du!

Ich habe Gottes mich entschlagen
Und der Natur, in stolzem Hassen,
Mich in mir selbst wollt' ich zusammenfassen;
O Wahn! ich kann es nicht ertragen.
Mein Ich, das hohle, finstre, karge,
Umschauert mich gleich einem Sarge.
Im Starrkrampf wilder Eigensucht
Warf mich der Teufel in die Schlucht.
Lebendig in den Grabesfinsternissen,
Hab' ich, erwacht, die Augen aufgerissen,
Und ich begann mit unermess'nen Klagen
Mich selber anzunagen.
Ich habe nun gesprengt die dumpfe Haft,
Mit doppelt heißer Leidenschaft
Streck' ich die Arme wieder aus

Nach Gott und Welt aus meinem Todtenhaus.
Nach Gott? — doch nein! — der Kummer ist es nur:
Könnt' ich vergessen, daß ich Creatur!
Ein unersättliches Verlangen
Ist meinem Innern aufgegangen;
Erst war's ein glühendes Entbrennen,
Die Welt zu fassen im Erkennen;
Nun würde mir, geschöpft in vollsten Zügen,
Erkenntniß nimmermehr genügen.
Wenn ich die Welt auch denken lerne,
So bleibt sie fremd doch meinem Kerne,
In Einzelwesen kalt zertrümmert,
Wo keines sich des andern kümmert.
So lang ein Kuß auf Erden glüht,
Der nicht durch meine Seele sprüht,
So lang ein Schmerz auf Erden klagt,
Der nicht an meinem Herzen nagt,
So lang ich nicht allwaltend bin,
Wär' ich viel lieber ganz dahin. —
Ha! wie das Meer tobt himmelwärts,
Und wiederhallt in dir, o Herz!
Ich fühl's, es ist derselbe Drang,

Der hier in meinem Herzen lebt,
Und der die Flut zum Himmel hebt:
Die Sehnsucht nach dem Untergang;
Es ist das ungeduld'ge Zanken,
Hindurchzubrechen alle Schranken,
Im freudevollen Todesfalle
Zusammenstürzen Alle — Alle! —
O greife weiter, weiter, Sturm,
Und nimm auf deine starken Schwingen
Den höchsten Stern, den tiefsten Wurm,
Uns endlich Alle heimzubringen!

Wie hier der Sturm die Flut aufwühlt,
So rührt er mir die Seele auf,
Daß sich Vergess'nes wiederfühlt
Aus meiner Jugend frühstem Lauf.
Als ich ein frischer Knabe war,
Und einst dem Priester am Altar
Die Mess' bedient als Ministrant,
In seine Formeln stimmend ein
Mit unverstandenem Latein,
Das von den Lippen mir gerannt,

Wie's Bächlein über'n Kieſel geht,
Der vom Gemurmel nichts verſteht,
Als ich das Glöcklein ſchellt' und luſtig ſchwenkte
Das rauchende Thuribulum:
Da ſchien dem Knaben plötzlich Alles krumm,
Mein Herz ein ſtolzer Aerger kränkte,
Daß ich dem Gottesbild zu Füßen
Hab' knien und opferrauchen müſſen,
Mir ſchien's an meinem Werthe Spott,
Daß ich nicht lieber ſelbſt ein Gott.
Was noch als Irrlicht, flüchtig, leicht,
Dem Knaben durch die Seele ſtreicht,
Kehrt in die Bruſt des Manns einmal
Plötzlich zurück als Wetterſtrahl.
O welche Qual in dem Gedanken:
Daß die Geſchaffnen, Schlingepflanzen,
Den Urſtamm ihres Gotts umtanzen,
Von ihm getragen, aufwärts ranken!
Betracht' ich's ſcharfen Angeſichts,
Iſt ſolch ein Loos im Grunde Nichts.
Das Schlinggewächs iſt Gaukelſchein,
Beſtand und Kraft der Stamm allein.

Woher ist mir der Stolz gekommen?
Geschöpfen kann nur Demuth frommen;
Doch ist mir Stolz in's Mark gefressen.
Abhängigkeit, den Sklavenring,
Der diesseits ehern mich umfing,
Soll ich ihn jenseits nicht vergessen?
Mit ihm all die Entwicklungstreppen
Der Ewigkeit hinan mich schleppen?
Ha! lieber soll mein stolzer Geist,
Der Gott zu seyn mich wünschen heißt,
Mit meinem Leib zugleich verstechen,
Und sich als Grabgewürm verkriechen,
Und, dringt er je aus meiner Gruft,
Als fauler Dunst verfahren in die Luft. —

Doch — ist das Alles nicht ein trüber Schein?
Und daß ich abgeschnitten und allein?
So ist's! Ich bin mit Gott festinniglich
Verbunden und seit immerdar,
Mit ihm derselbe ganz und gar,
Und Faust ist nicht mein wahres Ich.
Der Faust, der sich mit Forschen trieb,

Und der dem Teufel sich verschrieb,
Und sein und alles Menschenleben,
Des Guten und des Bösen Uebung,
Der Teufel selbst, dem Jener sich ergeben,
Ist nur des Gottbewußtseyns Trübung,
Ein Traum von Gott, ein wirrer Traum,
Des tiefen Meers vergänglich bunter Schaum.
Und zeugt der Mensch, wie Faust, ein Kind,
Ein Traum dem andern sich entspinnt;
In jedem Kind, in jedem Morgenroth
Sich Gottes Phantasie erfrischt.
Und schlägt ein Mensch, wie Faust, den andern todt,
Ein Traum den andern nur verwischt.
Ergreift den Menschensohn mit Macht
Des Forschens Trieb und Ungeduld,
Daß er bei Tag und später Nacht
Um einen Blick der Wahrheit buhlt,
So ist's vielleicht, daß Gott im Traume spürt,
Er träume nur, und daß Erwachensdrang
Im Morgenschlaf an seinem Traume rührt?
Und schlummert er vielleicht nun nimmer lang? —
Du böser Geist, heran! ich spotte dein!

Du Lügengeist! ich lache unserm Bunde,
Den nur der Schein geschlossen mit dem Schein!
Hörst du? wir sind getrennt von dieser Stunde!
Zu schwarz und bang, als daß ich wesenhaft,
Bin ich ein Traum, entflatternd deiner Haft!
Ich bin ein Traum mit Lust und Schuld und Schmerz,
Und träume mir das Messer in das Herz!

(Er ersticht sich.)

Mephistopheles.

Nicht Du und Ich und unsere Verkettung,
Nur deine Flucht ist Traum und deine Rettung!
Deß wirst du bald und schrecklich dich besinnen,
Laß nur des Herzens Wellen erst verrinnen.
Ist erst der Strom des Blutes abgeflossen,
Der brausend das Geheimniß übergossen,
Kannst du hinunter schauen auf den Grund,
Dann wird dein Wesen dir und meines kund.
Mich wird man nicht so leichten Kaufes los.
Du thöricht Kind, das sich gerettet glaubt,
Weil's nun mit einmal sein geängstet Haupt
Dem Alten meint zu stecken in den Schooß,
Und ihm den Knäul zu schieben in die Brust,

Den's frech geschürzt, zu lösen nicht gewußt.
Er wird nicht Mein und Dein mit dir vermischen,
Das todte Glück dir wieder aufzufrischen.
Du warst von der Versöhnung nie so weit,
Als da du wolltest mit der fieberheißen
Verzweiflungsglut vertilgen allen Streit,
Dich, Welt und Gott in Eins zusammenschweißen.
Da bist du in die Arme mir gesprungen,
Nun hab' ich dich und halte dich umschlungen!

634

LIBRARY OF CONGRESS
0 022 012 398 4